Digitized by Google

15
9
746
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Erster Band. 1

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

1. 15. 9. 146

Lenau's Leben.

15. 9. 746

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Vorrede.

Meine Vorrede wird kurz seyn dürfen. Voran stelle ich meinen innigsten Dank für die Beiträge, welche mir von allen Seiten freundlich zuflogen. Mögen die edlen Spender ihren besten Lohn in dem durch sie sprechender gewordenen Bilde Lenau's erblicken! — Auch den bisher über Lenau erschienenen Schriften von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma Niendorf habe ich manches mit Dank entnommen, gleichwie die öffentlichen Mittheilungen Anderer nach Bedarf benützt.

Vor Allem aber fühle ich mich Anastasius Grün und jener Frau, die Lenau selbst seine Muse nannte, auf das Höchste verpflichtet. Ersterer, der berühmte Mitringer unseres Dichters, schenkte mir ebenso gütigen als gründlichen Beirath, und der Hochherzigkeit der Letzteren schulde ich, außer einigen eigenen werthvollen Beiträgen, auch noch alle jene zahlreichen herrlichen Briefe, worin Lenau seine ganze Seele vor ihr ausgoß.

Lenau schrieb zu Winnenthal im November 1844: „Wer ist mein Sekretär? Wer mein Commentator? Schurz ist, was er wird seyn wollen. —" Hierin erblick' ich meine Berechtigung, meinen Beruf. Ich *wollte*, ich *mußte* es ja seyn, nachdem ein Anderer hiezu gar nicht so wie ich, durch meine persönliche Stellung zu dem unvergeßlichen Todten, aber Unsterblichen, in der Lage sich befunden

haben würde; ein Mann aber, wie Lenau, durfte durchaus nicht einer umfaſſenden Lebensgeſchichte entrathen. Möge dieß meine Leiſtung in Schutz nehmen, wo ſie deſſen bedarf!

Uebrigens ſchien mir, ein ſo tief innerer Menſch und vorzugsweiſe großer Lyriker, wie Lenau, würde ſich am beſten ſelbſt ſchildern, nämlich durch ſeine eigenen Briefe. Ich ſtellte daher dieſe, inſoweit ſie mir zugänglich waren, nach der Zeitfolge zuſammen, und verband ſie nur ergänzend mit biographiſchen Notizen. Dieß Buch iſt alſo im Ganzen bei weitem mehr Lenau's eigenes als mein Werk.

Wien, im Mai 1854.

Ant. X. Schurz.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erstes Buch.

Hinan!

Erster Abschnitt. Kindheit-, Jugend- und Lehrjahre 1

Zweiter Abschnitt. Die zwei „prägnantesten“ Jahre 114

Zweites Buch.

Oben!

Dritter Abschnitt. Wanderjahre. Erstes Fünf 239

Erstes Buch.

Hinan.

Erſter Abſchnitt.

Kindheit, Jugend und Lehrjahre.

Nikolaus Lenau wurde im Jahre 1802 am 13. Auguſt geboren. Sein Geburtsort iſt Csatád, ein geringes Dorf, wiewohl Hauptort der gleichnamigen königlich ungariſchen Kammerherrſchaft, an der Poſtſtraße, vier Meilen von Temeſchwar, der nunmehrigen Hauptſtadt des Temeſcher Banats und der ſerbiſchen Woiwodſchaft. Lenau erhielt in der Taufe die beiden Namen: Nikolaus Franz; den erſteren von ſeinem Pathen, Nikolaus Hell, königlichem Rentmeiſter in Csatád. Man könnte es leicht als eine ſchlimme Vorbedeutung für den Täufling anſehen, daß deſſen Pathe ſein Leben durch den Sturz in einen tiefen Brunnen endete. Es iſt faſt, als ob Lenau ſeine Schwermuth ſchon als Pathengeſchenk eingebunden erhalten hätte. Seinen zweiten Taufnamen Franz empfing er aber von ſeinem Vater, Franz v. Niembſch, königlichem Amtsſchreiber in Csatád.

Die Nimbtz, ſeltener und früher Niembtz, ſpielen in der Geſchichte der Stadt Strehlen in Preußiſch-Schleſien keine unbedeutende Rolle, denn ſie waren ſogenannte Großbürger, oder, wie ſie in großen Städten genannt werden, Patrizier, und erſcheinen ſchon im 16. Jahrhundert, als wo ſichere Kunde von jener Stadt aufzufinden iſt.

Ein Adam Franz Niembtz iſt am Anfange des 18. Jahrhunderts dortſelbſt Rathsverwandter (Beiſitzer des Magiſtrats) und Gerichtsnotar, und wird dann auch kaiſerlicher Grenzzoll-Einnehmer; 1712 iſt er auch Aſſeſſor des Briegiſchen und Strehlener Weichbildes-Landgerichts, und am 25. März 1745 ſtarb er als Prokonſul, königlich preußiſcher Zolleinnehmer und Waiſenpräſes der Stadt Strehlen. Er war verheirathet mit Marianna

Roſalia, Tochter des Theodor Anton Schapplo von Roſen-Lilienfeld, welche ihm mehrere Kinder geboren hat, worunter als jüngſten Sohn Auguſtin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. Auguſt 1717. Dieſer trat um das Jahr 1737 in kaiſerliche Kriegsdienſte, und wurde 1745 Unterlieutenant beim 10. Fußregimente Harrach, als welcher er ſogleich geheirathet haben muß, denn ſchon am 15. Auguſt 1746 ward ihm ſein einziger Sohn Joſeph, angeblich zu Arkenbuſch in den kaiſerlichen Niederlanden, und nach Anderen zu Oudenboſch (Altenbuſch) in Nordbrabant, jetzt zu Holland gehörig, geboren.

Auguſtin ſchrieb ſich, nach einer mir vorliegenden Unterſchrift aus dem Jahre 1766, von Niembz; im Mannſchaftsſtande des kaiſerlichen Heeres erſcheint er aber auch als v. Nimbſch und v. Niembſch. Er dürfte alſo die letztere Schreibart des Namens zuerſt angenommen haben. Nach vierzig ehrenhaften Dienſtjahren wurde er am 17. November 1777 mit dem Titel eines Oberſtlieutenants in den Ruheſtand verſetzt, und ſtarb am 16. Juli 1789 zu Wien im Alter von 72 Jahren, ohne Hinterlaſſung eines Vermögens, und auch Briefe über ſeinen Adel, deſſen er ſich immer bedient hatte, wurden nicht vorgefunden.

Joſeph kam ſchon als Knabe in die Wiener-Neuſtädter k. k. Kadetten-Akademie. Laut des Standbuches derſelben trat am 17. April 1768 Joſeph „Baron von Nimtſch" als Unterlieutenant zum Küraſſier-Regimente Stampa d'Ayaſaſſa, dem nunmehrigen ſechsten, bei welchem er im Juli 1773 zum Oberlieutenant vorrückte, worauf er am 11. Jänner 1774 die Freiin Katharina v. Kellersberg heirathete. Dieſe war etwa 20 Jahre alt, und bereits Waiſe. Ihr Vater hatte die Stelle eines General-Auditor-Lieutenants bekleidet.

Die Ehe Joſephs und Katharinas wurde zwar mit fünf Kindern geſegnet, wovon aber nur ein einziges, der am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn geborne Sohn Franz aufkam. Zur ebenerwähnten Zeit war Joſeph Oberlieutenant beim Küraſſier-Regiment Serbelloni, dem jetzigen vierten. — Fränzchen wanderte nun mit ſeinen Eltern, und dieſe mit dem Regiment häufig umher, meiſtens in Oberungarn. Die Reiterei wird gewöhnlich in Dörfer verlegt. Wenn nun in Dörfern überall nur geringe Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung von Söhnen beſſerer Herkunft gefunden

zu werden vermag; wie dann erſt in Ungarn damals! Einen eigenen Hofmeiſter dem Knaben zu halten, dazu waren die Eltern nicht vermöglich genug, und ſo wuchs denn dieſer wohl mehr nur auf, als daß er auferzogen und ausgebildet wurde. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kind ſcheint ein etwas kühles und untrauliches geweſen zu ſeyn. Damals war es üblich in beſſeren Ständen, daß ſich die Eltern von ihren Kindern „Euer Gnaden" tituliren ließen. Das mußte ſich wie ein Eispanzer ums Herz legen. Der Vater Niembſch war zwar überaus ehrenhaft und brav, und zumal ein tüchtiger Soldat, aber kein guter Hofmeiſter, was überhaupt ein Vater ſehr ſelten iſt. Die Mutter, eine ſehr weltkluge, gewandte, aber auch ſtrenge und heftige Dame, die ſich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, war wohl kaum eine ſtets aufſichtige, ſorgfältige und langmüthige Kindererzieherin. Saß ſie einmal Abends an ihrem Tarokktapptiſche, ſo mochte Fränzchen, wenn es nicht etwa ſelbſt mitſpielte, was es gerne that, thun und laſſen, was ihm eben einfiel. Und ſo machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber höchſt leichtſinnige Junge mit heiteren Officieren und Kadetten frühzeitig Alles mit. Vorzüglich aber gewann er Gefallen am Hazardſpiel, das ein Keim alles Unheils iſt. Die Folgen davon waren leider nicht die beſten.

Als im Jahre 1788 der Krieg mit den Türken ausbrach, machte Joſeph v. Niembſch denſelben bereits als erſter Rittmeiſter mit. Nachdem Friede geſchloſſen war, mußte Niembſch ſchnell von Oſten nach Weſten in die unruhigen kaiſerlichen Niederlande. Er war nun auf Jahre von den Seinigen getrennt. Seine Frau zog nach Böhmen zu Freunden; Sohn Franz aber ward nach Eperies in Oberungarn gegeben, um dort die lateiniſchen Schulen zu beſuchen. Jetzt blieb wohl dieſer gänzlich ohne Zucht und Aufſicht.

Rittmeiſter Joſeph v. Niembſch that ſich in der bei Dourlera und Fleuris gegen die Franzoſen vorgefallenen Schlacht beſonders hervor. Am 16. Oktober 1793 griff er bei Vattignies an der Spitze der Majorsdiviſion ſeines Regimentes den Feind mit vorzüglicher Tapferkeit an, brachte ihn wiederum zum Weichen, und verſchaffte dadurch den bereits umrungenen Infanterie-Bataillons von Klebeck und von Stein Gelegenheit, ſich in Ordnung zurückzuziehen.

Niembſch, da er ſich durch ſiebenjährige Feldmühſale hart mitgenommen fühlte, trat am 1. Auguſt 1795 zur Militär-Monturs-Commiſſion zu Altofen in Ungarn über.

Hier befand ſich nun im Oktober 1798 auch Franz wieder bei ſeinen Eltern. Er war inzwiſchen ein ſehr hübſcher, großer, ſchlanker junger Mann geworden, ſo daß man ihn gewöhnlich nur den ſchönen Niembſch zu nennen pflegte. Kein Wunder alſo, daß er manchem Mädchen gefiel, und er war ſehr dankbar dafür, denn ſie gefielen ihm auch wieder, vor Allen aber die niedliche, feurige Thereſe.

Thereſe war eine Tochter des damals ſchon längſt verſtorbenen Oberfiskals der königlichen Freiſtadt Peſth, Franz Maigraber, und deſſen Gattin, Magdalena Schad. Magdalena hatte ſich nach dem Tod ihres erſten Mannes Maigraber mit dem Magiſtratsrath von Peſth, Sebaſtian Mihits, und in dritter Ehe mit dem Rittmeiſter Albin Grettler verbunden. Aus ihrer erſten Ehe waren drei Kinder vorhanden: Franz Maigraber, zu jener Zeit (1798) ſchon Controlor der königlichen Cameralherrſchaft Kraſchowa im Banat; Anna, an den Profeſſor der Rechte an der Peſther Univerſität, Mathias v. Marcovics vermählt, und unſere Thereſe; dann aus der zweiten: Sebaſtian Mihits, damals Huſarenlieutenant bei der kaiſerlichen Armee in Italien; die dritte Ehe endlich blieb kinderlos. Magdalena war auch ſehr vermöglich; ſie beſaß das in Peſth am Rathhausplatze nächſt den Piariſten gelegene Haus Z. 57 „zur Sonne," und noch ein anderes in Altofen mit großer Wirthſchaft und vielen der beſten Weingärten.

Der junge Niembſch und Thereſe Maigraber ſcheinen ſogleich heftig für einander Feuer gefangen zu haben. Niembſch war bereits am 1. November als Kadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürſt Lobkowiz, jetzt drittes Regiment leichter Reiter, angenommen worden. Anfangs December mußte er nach Nagy-Körös bei Ketſchkemet einrücken. Nun brach der Liebesjammer los.

Anfangs waren es nur die Qualen der Trennung, welche Stoff zu gegenſeitigen Klagen boten. Die bereits eingetretene große Innigkeit des Verhältniſſes zeigte ſich ſogleich daraus, daß die Liebenden ſich ſchon in ihren erſten Briefen: „Geliebtes Weib!" und „Geliebter Mann!"

anſprachen. Dann aber reihte ſich Unfall an Unfall, bis in den Sommer 1799 hinaus. Thereſens Mutter, welche Schlimmes von Niembſchens Wandel und leichtſinniger Verſchwendung gehört, wollte in deren Verbindung mit ihm lange nicht willigen; und ſeine Eltern drohten ſogar mit Verſtoßung und Enterbung. Gleichwohl reichte er, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 ſein Entlaſſungsgeſuch ein, und daſſelbe wurde zum Regiment bei der Armee in Italien geſandt. Thereſe hatte ein väterliches Erbe von 2200 fl. anliegen, das ſie, weil ſie noch minderjährig war, erſt dann, wenn ſie ſich verheirathet haben würde, zur freien Schaltung erhalten ſollte. Hievon wollten ſie in der erſten Zeit leben; auch hofften ſie, er würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrſchaft eine Beamtenſtelle erlangen. Aber die Entlaſſung zögerte peinlich, und doch war Thereſe dem Augenblicke ſchon nahe, Mutter zu werden, und ſie hatte geſchworen, wenn ſie dieß würde, bevor ſie Gattin geworden, dieſe Schmach nicht zu überleben. Glücklicherweiſe kam der Abſchied doch noch früher an, und Niembſch eilte Anfangs Auguſt 1799 frei nach Peſth. Am 6. Auguſt erfolgte die Trauung. Bald darauf ward die Reiſe ins Banat angetreten, auf die Gefahr hin, daß Thereſe unterwegs entbinden könnte, und ſo ward ihr Kind, eine Tochter, die den Namen Magdalena erhielt, am 28. Auguſt denn doch ſchon zu Uj-Pecs geboren, wo Niembſch als königl. cameralherrſchaftlicher Amtsſchreiber angeſtellt worden war.

Von Uj-Pecs ward Niembſch bald nach Lippa an der Maroſch überſetzt. Hier erwies mir, dem achthalbjährigen Knaben im fernen Oeſterreich, der Himmel die hohe Gnade, daß er am 5. Hornung 1801 in der kleinen Thereſia Anna meine künftige Frau geboren werden ließ.

Die Kammergüter-Verwaltung im Banat war Ende 1799 erſt ganz neu eingerichtet worden; es mochten alſo wohl damals ſehr häufig Verſetzungen von Beamten nöthig fallen. Niembſch blieb auch in Lippa nicht lange und kam, ohne ſeine Dienſteigenſchaft zu verändern, zur Kammerherrſchaft Csatád. Hier alſo ward — wir ſtehen wieder am Eingange — Nikolaus Lenau geboren. Seiner Geburt gingen vielleicht eben ſo große Stürme voran, wie jener ſeiner älteſten Schweſter Magdalena. Sein Vater war durch ungezügelte Lebensweiſe, insbeſondere aber durch grenzenloſe Spielwuth bei ſehr ſchmalem Einkommen, denn das kleine väterliche

Vermögen ſeiner Frau war bald zerſchmolzen, tief in einen Schuldenſumpf gerathen. Die Nähe der ganz hübſchen Stadt Temeſchwar, wo ſich aufſichtslos manche Glücksfreibeuter herumtrieben, war ihm beſonders verderblich. Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er ſich dann eben ſo ungeſcheut als unbeſonnen dem Strudel ſeiner raſenden Lüſte überließ. So geſchah es einmal, daß ſeine Frau, als ſie, weil er ihr zu lange ausblieb, aus Beſorgniß ihm nachreiste, alldort traurige Gelegenheit fand, ſich zu überzeugen, wie wenig ihm eheliche Treue am Herzen lag. Mochte auch darauf der gewiſſenloſe Mann, in kurzer reuevoller Zerknirſchung, ſich vor ihr weinend auf den Knieen winden — der furchtbare Wurm ſaß einmal feſt und nagte raſtlos fort und fort in ihrem zerriſſenen Herzen, worunter bereits das werdende Leben Lenaus ſchlug.

Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembſch bereits wieder weiter, nach Bogſchan, überſiedelt war — daß ein faſt noch Entſetzlicheres ſich begab. Lenchen, die nun ſchon dreijährige Frucht des herben Hochzeitjahres, war zum großen Kummer beider Eltern ſchwer erkrankt. Sie litt an der furchtbaren Gehirnhöhlenwaſſerſucht. Wie das arme Kind immer ſchlechter wurde, verloren die Eltern das ganze Vertrauen in den Ortswundarzt, und Niembſch eilte in höchſter Eile nach Temeſchwar, um von dort einen weitberühmten Arzt um jeden Preis ſchleunigſt herbeizubringen. Niembſch bleibt lange über die geſetzte Zeit aus. Die einſame Mutter daheim iſt inzwiſchen die erbarmungswürdige Beute von Angſt und Ungeduld. Auch das gemarterte Kind ſcheint, indem es beſtändig mit dem einen Händchen nach dem leidenden Haupte ſchlägt, den ſäumenden Vater herbeiwinken zu wollen, und ſtumm um Hülfe zu ringen. Alles vergeblich! Er kommt nicht. Das Kind beginnt ſchon zu röcheln; o Entſetzen der Mutter! — es ſtirbt, es iſt todt. Da öffnet ſich die Thüre, und hereintritt ... nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei räuberiſche Spielgeſellen des letzteren treten herein mit einer Schuldverſchreibung von dieſem über 17,000 Gulden, die er an ſie verloren, um in die Mutter an der Leiche ihres kaum verſchiedenen Kindes wegen Mitunterfertigung zu dringen, widrigens ihr in Temeſchwar zurück-

gehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldthurme und der Schande überliefert werden sollte. Vernichtet, bewußtlos verpfändet sie sich wirklich durch ihren Namen zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, abzutragen vermag. Nach solchen Vorfällen, die auch einen Leichtsinnigen schwer drücken mußten, wenn er auch in Betreff des letztern Ereignisses sich selbst einigermaßen damit beschwichtigen mochte, daß auch hundert Aerzte die einmal entschieden eingetretene, durchaus unheilbare Gehirnhöhlenwassersucht nicht mehr hätten heben können — und die doch auch nicht ganz verschwiegen bleiben mochten — konnte wohl Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste, und dessen Gesundheit auch schon bereits stark erschüttert war, selbst nicht mehr lange im Banat zu weilen wünschen. Er entsagte seinem Dienste, und schon im Frühjahre 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren nur mehr übrigen zwei Kindern, Resi und Niki, wieder bei ihrer betrübten Mutter in Altofen.

Der leichtfertige Vater verweilte nicht lange in Altofen; er flog nach Wien, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hatte Monatzimmer, einen Bedienten, einen Reisewagen, trug einen Brillantring, galt für einen Grafen und Wittwer, und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame sehr lebhaft den Hof. Seiner armen einsamen Frau berichtete er dagegen: er könnte zwar als Handlungscommis mit 600 fl. Gehalt unterkommen, allein eine so geringe Stelle behagte ihm nicht; sie aber erwiederte, daß es keine Schande wäre, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermochte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrod essen zu lassen. An ihr sollte es gewiß nicht fehlen, mit 600 fl. auszulangen, und er selbst würde seinem Niki zu Liebe wohl auch gern ein wenig eingeschränkt leben wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blutete ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, diesen gar nicht sähe. Am 22. Juli 1803 habe Nickerl die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sey, sie selbst aber doch beinahe noch mehr. Auch begänne er schon zu laufen. Aber auch dieß vermochte den Gatten und Vater noch nicht heimzuziehen. Er kehrte erst

Anfangs Oktober zu den Seinigen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel ausgegangen, seine glänzende Rolle in Wien fortzuspielen. Seitdem ward nichts mehr von so traurigen Absprüngen bekannt. Mochte er auch noch dann und wann mehr oder minder heftigen Rückfallsanwandlungen ausgesetzt gewesen seyn — das abmahnende inständige Flehen seiner in den größten Drangsalen bewährten, unerschütterlich treuen Gattin war nun nicht mehr fruchtlos. Wie treu sie ihm war, erhellt daraus, daß einmal, als sie von einem der ruchbarsten Raufbolde und zugleich Wüstlinge jener Zeit, dem Grafen W., der drei große Fanghunde hatte, die er hohnweise Jesus, Maria und Joseph rief, im Bette überrascht worden, und er sie mit den größten Verheißungen und zuletzt mit Gewalt zu seinen Lüsten bringen und zwingen wollte, sie ein Messer ergriff, und ihn zu erstechen schwor, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn auch flugs that. Ein Blick Niembschens auf seine ihm nun immer nahen unschuldigen Kindlein, deren, zum Ersatze für die verlorene ältere Leni, durch eine neue Leni am 27. Juni 1804 wieder drei geworden waren, war ebenfalls ein Abhaltungsmittel; aber weit nachdrücklicher noch hielt ihn die rächerische Hand der unnachsichtigen Allwesenmutter, die sich nur zu gewichtig auf seinen durch jahrelange unmäßige Leidenschaften zerrütteten und erschöpften Leib gesenkt hatte, vor frischen Verirrungen zurück. Er verfiel in langsam aufreibende Abzehrung.

Niembsch lebte mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter in Altofen. Seine eigenen Eltern — sein Vater war am 1. August 1804 zum Major-Commandanten der Militär-Montur-Commission zu Podgorsche in Westgalizien, Krakau gegenüber, ernannt worden — wollten nichts von ihm wissen, wiewohl sie für ihn jährlich ein paar hundert Gulden Schulden zu tilgen übernommen hatten. Erst im Mai 1806, als seine Krankheit bereits vorgerückt war, scheint er wieder um ihre Gnade gebeten zu haben, die sie ihm denn auch nicht versagten, denn es folgten nun öfter Unterstützungen. Die volle Aussöhnung des Vaters geschah aber erst am 3. December 1806, dem Namenstage des unglücklichen Sohnes, wo der Vater ihm schrieb, er wolle ihn an alles Vergangene nicht erinnern, und seinen Versicherungen Glauben beimessen, daß seine Reue vollkommen sey. Sein Sohn könne von ihm überzeugt seyn, daß er ihm

in Rückſicht ſolcher gänzlich verzeihe, und von Herzen eine vollkommene Geneſung wünſche. Derſelbe möge nur Alles anwenden, was ſeine Herſtellung befördern könne. Sobald es nur ſeine körperlichen Kräfte zuließen, eine Reiſe zu machen, würden die Eltern auf Mittel bedacht ſeyn, ihn nach Brünn kommen zu laſſen, und alles Mögliche zur Erlangung ſeiner Geſundheit aufzubieten.

Einige Tage darauf ſchon trat der alte Niembſch ſeine Ueberſiedlungsreiſe von Podgorſche nach Brünn an, wohin er zum Oberſtlieutenant-Commandanten der Militär-Monturs-Commiſſion ernannt worden war. Sein armer Sohn ſchritt indeſſen unaufhaltſam mit jedem Tage einen weitern Schritt ſeinem Grabe näher. Auch ſogar der Gebrauch des Bades zu Eiſenbach (Bichna) unweit Schemnitz, wozu ihm ſeine Eltern bereits im Juli 1806 200 fl. geſendet, hatte keinen Einhalt mehr zu thun vermocht. Alle die Seinigen waren dahin mitgenommen worden. Dem durch ſeine Krankheit ſehr gränzlichen Vater fiel ſein noch junges, lebhaftes, feuriges Söhnlein durch gewaltigen Lärm nicht ſelten zur Laſt und dieß zog ſich dadurch beinahe deſſen bleibende Abneigung zu. Einmal ſogar — es war dieß die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von ſeinem frühverlorenen Vater behielt — als der Kleine es gar zu toll trieb, ſprang der wiederholt umſonſt Ruhe heiſchende Vater plötzlich aus dem Bett und auf den Schreihals zu, und gab ihm eine derbe Maulſchelle. Noch als Mann ſah Lenau die hohe, hagere, weiße Geſtalt dieſes furchtbaren Augenblicks mit erhobener Hand vor ſich ſtehen, faſt ſo oft, als er ſeines Vaters gedachte, was jedoch nur ſelten und in Gedichten niemals geſchah, während er ſeine ſtets liebevolle Mutter mehrmalen und ſo ſchön und zärtlich beſang.

Einige Schritte nur noch und wir ſtehen mit dem Verirrten an ſeinem früh erreichten Grabe! Derſelbe ſchrieb aus Altofen den 14. Februar 1807: Meine liebe Mutter! O Gott, Euer Gnaden können nicht glauben, wenn ich ſo allein, allein ſchmachte, und nur ſo die Dinge alle durch den Sinn fahren, was ich empfinde! — Ich weiß, daß meine Kräfte von Tag zu Tag abnehmen und ich endlich der Schwäche unterliegen muß. Daß dieß die natürlichen Folgen von Allem ſeyn müſſen, iſt ſich leicht einzubilden.

Hier folgen nun die allerletzten Zeilen, die Franz v. Niembſch mit zitternder, matter Hand ſchrieb: Altofen den 7. März 1807. Den gnädigen Erlaß vom 26. Februar erhielt ich heute mit vieler Herzensfreude, denn ich glaubte wirklich Eines krank.

Gnädigſte Mutter, itzt wäre, glaub' ich, eine Gelegenheit nach Peſth leicht zu finden, denn Alle gehen itzt her von Brünn, und ſo wäre ein Leichtes, etwas zu ſchicken.

Jetzt muß ich die Waſſer beſtellen. Er ordinirt mir Lublauer Waſſer mit Geißmilch und China. Ich möchte erſticken vor China-Kaffee!

Liebe Mutter, ich bin zu ſchwach und konfus, um weiter ſchreiben zu können.

Ich küſſe ſammt meiner Familie die Hände und geharre als Euer Gnaden gehorſamſter Sohn Franciscus Niembſch.

Am 23. April 1807 ſtarb er! Wir verlaſſen mit mitleidigem Bedauern Lenau's Vater. Sein trauriges Ende, ſeine Ergebung, ſeine Reue ſenken einen milden Schleier über ſeine Verirrungen. Ruhe ſeiner Aſche; er gab uns Lenau!

Dieſer war damals nicht einmal noch volle fünf Jahre alt. Seine Mutter konnte ſich nicht entſchließen, ihn ſeinen Großeltern nach deren Wunſche zu überlaſſen. Die Großeltern mochten damals auch die Sache nicht ſehr betreiben, da der Enkel doch noch ganz klein war, und der politiſche Himmel ſich allmählig wieder zu umwölken begann. Zuletzt brach der große Krieg von 1809 aus, und die Franzoſen drangen auch nach Brünn vor, von wo ſich der alte Niembſch mit ſeinen Monturvorräthen über die kleinen Karpathen ins Herz von Ungarn flüchten mußte. Dieß verſchaffte ihm und ſeiner Gattin wenigſtens das Vergnügen, die noch nie geſehenen Enkel umarmen zu können. Lenau, damals ſiebenjährig erſt, flößte doch ſchon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemeſſenes Gehaben, denn er war durch die ihm ſtets bewieſene unbegrenzte Verehrung ſeiner gefühlheißen Mutter bereits ein wenig zu ſelbſtſtändig ſpröde geworden, um ſich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch

hatte er, was die geliebte Mutter von ſeinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an ſeine Großmutter Grettler verſchenkt, die keine Gelegenheit verſäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verſpeiste Niki auch zu Hauſe jeglichen Morgen ganz gemüthlich ſein ſchneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schweſterchen ſich mit einer gewöhnlichen ſchwarzen Semmel genügen laſſen mußten, was auch ſogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Peſth, wo ſie dürftig wohnten, ſehr knapp. Wenn nun aber ein ſo ſichtlich und überall bevorzugtes Kind allmählig etwas ich- und herrſchſüchtig, eigen- und eiſenwillig würde, und fernerhin bliebe, ſo wäre das eben ſo wenig ein Wunder, als ſeine Griesgrämigkeit, wenn ihm dereinſt das launenhafte Schickſal nicht immer ſogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunſch und Willen thut.

Bald, nachdem im Oktober 1809 mit Napoleon wieder Friede geſchloſſen worden war, kehrten die Großeltern über Wien mitten durch die Franzoſen wieder nach Brünn zurück. Gleich im Frühjahre darauf verlangte die Großmutter Niembſch, daß Thereſe mit allen drei Kindern von Ofen nach Brünn ziehen ſollte, ſie würden dort alle wohlverſorgt und die Kinder beſtens erzogen werden. Nur allein der ſonſt doch ſo edlen Mutter übertriebene Furcht: an der Liebe ihrer Kinder — zumal aber doch des, von ihr wahrhaft vergötterten einzigen Sohnes, deſſen in der That auch unermeßlichen Werth ſie früher als jeder Andere ahnte — durch die Wohlthaten einer vermöglichen und überdieß berechtigten Nebenbuhlerin empfindlich beeinträchtiget oder etwa gar gänzlich für immer daraus verdrängt zu werden — dieſe Furcht allein, däucht mir, war der Grund, oder doch der Hauptgrund, warum Thereſe mit ihren Waiſen, deren Erziehung ſie auch dort immer hätte überwachen können, nicht zu den, darauf immer heftiger dringenden Großeltern derſelben zu ziehen wagte. Zu ihrer eigenen Erhaltung, dann ihrer drei kleinen Kinder und deren Wärterin, einer alten Schwäbin, Namens Walburga (Schwaben war alſo bei Lenau ſchon in ſeiner früheſten Kindheit wohl vertreten), mußte Thereſe, welche auch von ihrer leiblichen Mutter nicht genügend mehr unterſtützt zu werden vermochte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Rath zu ſchaffen ſuchen. Früher hatten Frauen für die Heere viel und anhaltend zu nähen bekommen, und bei den gar nicht ungünſtigen Preiſen, welche die Aus-

Ausrüstungs-Beſorgung zahlte, einen hübſchen Verdienſt erſchwingen können. Im Jahre 1810 aber, nach eben geendigtem Kriege, ſchmolz dieſer Erwerb auf ſo viel als nichts herab, und zudem durften und konnten der Kinder väterliche Großeltern, da man dieſen jene verweigerte, nun auch nicht länger mehr um Beihülfe angegangen werden. Es blieb alſo Thereſen, jung und angenehm, wie ſie noch war, und da ihr doch noch in Zukunft eine nicht verächtliche Erbſchaft zufallen zu müſſen ſchien, welche die vorhandenen Schulden merklich überſteigen würde, kaum ein anderer Ausweg, als, wenn ſich ein der gegenwärtigen Bedrängniß gewachſener Bewerber fände, demſelben ohne lange Ziererei die gewünſchte Hand zu ſchenken. Schon im December 1810 ſoll, wenn kein Irrthum obwaltet, ein ſehr unterrichteter und gewandter Buchhändler in Peſth ein ſolcher geweſen ſeyn. Warum ſich aber dieſe Verbindung zerſchlug, iſt nicht mehr bekannt. Bald ſpann ſich eine andere an, deren Abſchluß ſich gleichwohl bis zum 23. September 1811 verzog, nachdem der Bräutigam, Doctor Karl Vogel, erſt am 31. Auguſt ſeines Dienſtes als Arzt des vierten k. k. Artillerie-Regiments entlaſſen worden war.

Thereſens Mutter war inzwiſchen ſchon am 16. Jänner 1811 ihren vorangegangenen drei Gatten ins Jenſeits gefolgt. Ihre anſehnliche Beſitzung in Altofen hinterließ ſie ihrem Lieblinge Sebaſtian, der ſeinen krummen Huſarenſäbel an den Nagel gehängt, und friedlich als Wittwer lebte. Von dem ſchönen Hauſe in Peſth erhielt aber bei dem nachmaligen baldigen Verkaufe deſſelben auch die, damals zu Peſth in der Ungargaſſe im Haus 477 wohnende Thereſe — wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verſtehe, und ſolcher auch ſelbſt Recht hat — das ganz artige Sümmchen von 20,000 fl. Wenn auch hievon ein guter Theil auf Löſung alter Verbindlichkeiten (alle wurden nicht getilgt) verwendet werden mußte, ſo blieb denn doch die Gegenwart und nächſte Zukunft wohl gedeckt und, was Thereſen das Erwünſchtere noch war, ſie kam in den Stand, den bisher in ihrer Ausbildung unfreiwillig etwas vernachläſſigten Kindern bei den hiefür ſchon empfänglichen beiden älteren nachzuhelfen. Niki erhielt nun auch durch den Peſther-Joſephſtädter Pfarrſchullehrer Joſeph Czerny Unterricht auf der Geige. Der Meiſter war aber ungeduldig und barſch, und wies die irrenden Finger gewöhnlich ſehr unſanft zurecht,

wodurch er den Knaben bald verdroſſen machte, ſo daß deſſen, was dieſer von ihm gewann, nur wenig war.

Deſto erquicklichere Fortſchritte machte jedoch Niki im Guitarreſpiel. Ein junger, hübſcher, und dabei auch ſehr freundlicher Halbwälſchmann aus Friaul, Namens Godenberg, war ſein Meiſter, nicht bloß dem Namen, ſondern auch der Wirklichkeit nach. Ich habe nie ein ſo ſchönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarreſpiel gehört, als wie das Lenau's.

Wenn man aber Lenau's Guitarreſpiel mit ſanftem Entzücken lauſchen mochte, ſo mußte man eine andere Art Tonkunſt an ihm wahrhaft bewundern. Dieß war ſein Lippenpfiff. Pfeifen — ſollte man meinen — das wäre ſo was Alltägliches, Gemeines, Jedermann kann's; was könnte da wohl viel dahinterſtecken? — aber eben darum wird man ſtarr vor Ueberraſchung, wenn man ein ſcheinbar der Kunſt Unfähiges, Rohes, plötzlich ſo ungeahnt verfeinert und veredelt trifft. Noch vor nicht Langem ſprach mir ein alter Freund, Bergrath Hampe, der mit Lenau einmal im Eiſengußwerke nächſt Mariazell im ſteieriſchen Hochgebirge war und ihn dort pfeifen hörte, hievon nicht etwa nur mit dem Lächeln beſonderer Befriedigung, in angenehmer Erinnerung an etwas überaus Niedliches, ſondern mit einem ſo bedeutungsvollen heiligen Ernſte, daß ich beinahe über dieſen ſelbſt hätte lächeln müſſen. Und wer gab Lenau auch hierin die erſte Anleitung? — Wiederum Godenberg, denn dieſer war's (wir finden ſeiner Verdienſte kein Ende), der Lenau den Vogelfang, und zu dieſem Behufe die tauſend Lockpfiffe für die mannigfaltigen kleinen Luftfänger lehrte. Wie aber in einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden die dürftigſte Pflanze zum nicht wieder Erkennen herrlich emporwuchert, ſo bei Lenau das Pfeifen. Sein Pfeifen hatte Geiſt und Seele, wie das Lied der Nachtigall.

Der Vogelfang war eine Hauptleidenſchaft des Knaben Lenau. Die Liſten dabei ſagten ſeiner ihm angeborenen eigenen Liſtigkeit ungemein zu; und ſolch ein munteres, buntes, fröhlich ſich ſchwingendes, ſingendes Geſchöpflein — was kann ein Knabe wohl Lieblicheres haſchen?

Man merke ſich wohl, ich bitte, dieſe heftige Neigung des Knaben Lenau zu ſeinen geflügelten Singbrüdern. Dieſelbe Luſt wird ſpäterhin

dem Jünglinge Lenau zu einem wichtigen Wendepunkte in ſeinem Leben werden, und zuletzt werden die treuen, heiter ſingenden Freunde ſeines Jugendmorgens den Mann Lenau auch dann noch erfreulich wiederbeſuchen, als ſich ſein Leben bereits in ſchaurige Nacht gehüllt. Bei ſeinen Vogelfangausflügen hatte der Knabe Lenau auch häufig Gelegenheit, ſich — wie er liebte — auf den Raſen hinzuſtrecken, und ſich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu laſſen.

Bemerkenswerth iſt auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich ſein Morgen- und Abendgebet mit tiefſter Inbrunſt. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Meſſe zu leſen, wobei ihm ſeine Schweſter Reſi dienen mußte. Letzteres that er ſpäterhin auch ſelbſt gerne dem Prieſter in der Kirche, wobei ihm aber ſchon mitunter ſehr hoffärtige Gedanken durch das Gehirn ſchoßen, wie in ſeinem „Fauſt“ (Fauſts Tod) zu leſen ſteht.

Lenau predigte auch manchmal als Kind ſo ergreifend, daß ſeiner Mutter und noch mehr ſeiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann ſprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmliſchen Seligkeit, die ihn durchſtrömte, als er das erſtemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau vornehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten wählen mochte (Savonarola, die Albigenſer).

Auch gute Schauſpieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau ſchon als heranwachſender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Geberde, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ ſie ganze Auftritte, geſchehene und geſchehbare, untereinander zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeldlich anwohnenden Zuſchauer abſpielen. Eigentliche Gedichte zu machen, fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er ſehr gerne zu ſeiner Unterhaltung, aber ausſchließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Geſpenſtergeſchichten; je grauſenhafter, deſto unterhaltender für ihn. Er verwunderte ſich ſehr über ſeine ältere Schweſter Tertſchi (Thereſe), die gar emſig ſanfte und ſchwärmeriſche Gedichte las, wie ſie doch nur aus ſo ſeichtem und ſchmackloſem Borne ſchöpfen mochte.

Die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnaſium der frommen Schul-

brüder in Pesth besuchte Lenau mit gutem Erfolge während der Jahre 1812 bis 1815. Sein liebster Schulkamerad war ein gewisser Klauzál Nicolaus. Dieser, eines armen Webers Sohn, war ein stiller, blonder, schon etwas älterer und größerer Knabe als unser Niki. Klauzál liebte besonders, mit Niki kleine Lustgänge zu machen, wobei die Guitarre nicht fehlen durfte. Wenn die ängstliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte sie der kluge Weber zuletzt doch stets durch diesen seinen feinen Einschlag herumzukriegen: „die Geschicklichkeit des Herrn Sohnes ist wahrhaft so groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer nicht so viel wie nur immer möglich zu genießen!" — Als sie aber gar damit einmal eine heimliche Lustfahrt im Mondschein auf der Donau wagten, bekam die arme, verführerische Laute lange stummen Hausverhaft.

In der letztern Zeit ward dem Knaben Lenau das Glück zu Theil, in dem nur um einige Jahre älteren Studenten Joseph v. Kövesdy nicht nur einen tüchtigen Repetenten, sondern auch einen guten Leiter und sogar einen innigen Freund zu erhalten. Kövesdy war sehr fähig und unterrichtet, gut und mild, manchmal fast zu weich und thränenselig; aber doch, wo es darauf ankam, auch wieder außerordentlich entschlossen und kühn. So beschloß er als dreizehnjähriger Bube, nebst noch einem kecken Schulbruder, ohne Pfennig Geld im Sacke, nach Amerika auszuwandern, das ihnen ihre Phantasie als ein Paradies der Freiheit und des wohlfeilen Glückes vorgespiegelt haben mochte, wie es späterhin ganz auch so Kövesdy's Zöglinge, Lenau, selbst widerfuhr. Von Pesth bis Salzburg hungerten sich die jungen Wanderer glücklich durch; von dort aber mußten sie, weil sie ausweislos waren, schneller als sie hinkamen, in die Heimath wieder zurück, keineswegs jedoch muthlos, sondern vielmehr mit dem stolzen Bewußtseyn einer versuchten kühnen That.

Die Lage von Lenau's Mutter war die ersten paar Jahre nach ihrer Mutter Tod insofern eine günstige gewesen, als die laufenden Auslagen aus ihrem ererbten Kapital bestritten zu werden vermochten. Aber dieß erschöpfte sich um so eher, als ein neueintretender Arzt — wie ihr zweiter Gatte war — überall, zumal in einer großen, mit schon anerkannten Aerzten gesegneten Stadt einen schwierigen Stand hat.

Schon im Jahre 1811 verfiel man daher auf den Gedanken, nach

Lippa zu überſiedeln. Im Jahre 1812 nahm man dafür Temeſchwar, unſeligen Andenkens, in Ueberlegung; aber erſt im März 1816 entſchied man ſich endlich feſt für das weinreiche, aber arztarme Tokai. Der Auszug dahin fand wirklich ſtatt, und alſobald entbrannte wieder lichterloh zwiſchen Mutter und Großeltern der hartnäckige Kampf um die drei Niembſchiſchen Kinder.

Joſeph v. Niembſch war inzwiſchen ſchon vom 8. Juli 1811 an zum k. k. Oberſten ernannt, und Ende September 1812 zum Kommandanten der Monturs-Oekonomie-Hauptkommiſſion zu Stockerau beſtellt worden. Auch erhielt er noch am 5. Oktober 1813 eine Perſonalzulage von 500 fl. jährlich. Je beſſer ſich ſolcherweiſe die Lage der Großeltern geſtaltete, um ſo empfindlicher mußte es ihnen fallen, dieſelbe nicht zugleich zum vollen Vortheile ihrer einzigen drei Enkel anwenden zu können, deren Ausbildung, je dringender ſie ward, im Gegentheile gerade deſto dürftiger und unzulänglicher werden zu wollen ſchien. Darum ſchrieb Oberſt Niembſch unter anderem an ſeiner Enkel Stiefvater:

Signatum Stockerau, den 9. Mai 1816.

Wohlgeborner!

Da ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgeboren als Stiefvater mit aller Aufopferung für die unmündigen Kinder Alles gethan, ſo erſtatte meinen wärmſten Dank. Und da Sie ſelbſt Vater einer eigenen Familie ſind, und es Ihnen bei gegenwärtig ſo theuren Zeiten zur Unmöglichkeit wird, auch fernerhin für unſere Enkel das zu thun, was Sie bisher zu ihrer Erhaltung und Entfaltung mit größter Anſtrengung gethan, ſo wiederhole den, durch die Großmutter ſo oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Verſorgung der drei Kinder zu übernehmen.

Tokai, welcher Ort mir ſehr wohl bekannt, iſt nicht geeignet, erwachſene Kinder zu bilden und zu einer anſtändigen Verſorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er iſt kein ungariſcher Edelmann; was ſolle er alſo werden? Wird er uns überlaſſen, ſo wird geſorgt werden, daß er ſeine Studien fortſetze und zu dem Stande, den er ſich ſelbſt wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder das Recht, die Gattin zu zwingen, unſern Antrag anzunehmen. Sie bleibet ja immer die Mutter. So hart

als ihr gegenwärtig die erſte Trennung fällt, deſto angenehmer wird ihr das Wiederſehen ſeyn, deſſen ſie gewiß nicht beraubt werden wird. Um ſie zu bewegen, finde ich nothwendig E. W. zu erſuchen, für die Kinder nichts mehr zu thun, und nur die Freundſchaft zu haben, die Kinder zu uns zu führen. Wir werden Ihnen die Reiſekoſten mit vielem Danke erſetzen. Will die Mutter die Kinder begleiten — auch dieſes wird uns angenehm ſeyn.

Die Großmutter aber ſetzte bei:

Haben Sie die Güte gleich zu antworten, da der Großvater noch ſo gütig iſt, anſonſten wird man ſich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergeſpann und an den Palatin ſelbſten wenden. An Atteſtaten wird es nicht fehlen, und das Recht iſt auf unſerer Seiten. Im Gegentheil aber, als ſie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit iſt, was ich nicht hoffe, ſo iſt unſer Teſtament gemacht.

Antworten auf dieſe beiden Briefe liegen nicht vor; jedenfalls hatten letztere den gewünſchten Erfolg nicht, wie ſchon aus Nachſtehendem erhellt:

An Frau Thereſe Vogel.

Peſth, den 10. Januar 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Zwei nothwendige Gründe bemüſſigen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar:

1) Der bewußte F . . . ſche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit alſo die Execution in Tokai mittels Compaſſes nicht ſoll vollzogen werden, weilen es ein Aufſehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Poſt den gütigſten Entſchluß.

2) Der Großeltern ſehnlichſter Wunſch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie ſind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki ſoll nach Wien zu den Mölkern kommen, allwo nur Cavalierskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl.

Widrigenfalls haben die Kinder nach Abſterben der Großeltern recht-

mäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen!

Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben.

Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P. . . . Fiscal.

NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baroniu. ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.

Pesth, 1. März 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

In Betreff des F . . . schen Processes kann ich Euer Gnaden versichern, daß kein Mittel dawider ist, um die Execution nicht zu vollziehen. Auch die Person wird im Processe bei Nichtzahlung gefordert. Wenn das löbliche Stadtgericht Euer Gnaden Person zuspricht, dann sieht es übel aus. — Ich that meine Schuldigkeit und schrieb Euer Gnaden den geäußerten Wunsch der Schwiegereltern. Euer Gnaden sind Mutter. Ob Sie die Kinder zu einer erforderlichen noblen Erziehung übergeben oder nicht? ob Euer Gnaden das Glück mit Füßen treten werden oder nicht? solche glücklich oder gar unglücklich machen? — es ist mir wirklich gleichviel! — denn jeder thut das Seinige am Besten. In der größten Eile Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P . . . Fiscal.

Also auch der wohlgemeinte Rath eines unbefangenen Fremden fruchtete nichts, ja selbst nicht einmal die furchtbare, übrigens nur drohende, niemals erfüllte Aussicht auf Gefängniß und Schande. Die Kinder mußten bleiben. Die drei Kinder weggeben hätte geheißen: das Herz dreimal aus dem Leibe sich reißen.

Die erste unmittelbare Folge der Uebersiedlung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte.

Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, — der künftige Dichter gewann offenbar. Wie mußte den naturſeligen Lenau, damals ſelbſt noch im Lenze ſeines Lebens, dieſer ſein erſter freier Lenz in ausgezeichnet ſchöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwiſchen den Silberarmen der beiden dort ſich vereinigenden Flüſſe Theiß und Bodrog blühen die Roſen, dieſe Duftnachtigallen, in erſtaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, dieſe ſingenden Roſen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens dahin beſtellt zur Beſingung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer ſich alldort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigalleugeſang und Roſenduft berauſchen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenſter zu öffnen. Zu dieſem edlen Paare von Genüſſen geſellet ſich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdiſchen Traubenſöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, ſporenklirrende Hußaren waren oft auch noch da, und finſtere fiedelgewaltige Zigeuner, und einſame melancholiſche Fiſcher. Oder im hellſten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebeſtöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauſchend ihm nachſchlichen, worunter zumal eine ſehr reizende junge Freundin ſeiner Schweſter Thereſe, ebenfalls Thereſe genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erſte leichte Liebe.

So angenehm verfloſſen Lenau Lenz und Sommer des Jahres 1816, vielleicht die heiterſten Tage ſeines Lebens. So aber konnte es offenbar nicht immer bleiben. Nachdem Tokai mit keinem Gymnaſium verſehen war, ſo wurde, um Niki häuslichen Unterricht zu verſchaffen, Kövesdy bewogen, wenigſtens für längere Zeit ebenfalls nach Tokai zu kommen. Im Schuljahre 1817 ward nun — ohne übrigens obige Annehmlichkeiten allzuſehr zu vernachläſſigen, und obſchon ſich zwiſchen Lenau's älterer Schweſter und Kövesdy unvermerkt ein angenehmes Verhältniß entſponnen hatte — mit ſolchem Nachdruck auf die Wiſſenſchaften ſich verlegt, daß Lenau am 6. Juli 1817 zu Uyhely, wo das nächſte Gymnaſium ſich befand, die öffentlichen Prüfungen aus den Gegenſtänden der erſten Humanitätsklaſſe mit ſo glänzendem Erfolge beſtand, daß die Lehrer ſich ſeiner gar nicht genug verwundern konnten.

Gedichtet hat Lenau zu jener Zeit eben auch noch nicht; gleichwohl ward ihm damals ſchon große Berühmtheit gewahrſagt. Und von wem wohl? Von ſeinem Lehrer und ſeiner älteren Schweſter erklärtem Verehrer. Als dieſer Tokai wieder verlaſſen mußte, um ſich ſelbſt an der Hochſchule zu Peſth weiter auszubilden, beſchwor er ſeinen Zögling, von ſeiner Schweſter doch dann und wann ihm zu ſchreiben. Das that dieſer denn auch, und zwar in einem ſo geiſtreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, ſollte er ſich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in ſeinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Schreibers, unter Anſchluß ſeines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Für Kövesdy einen vollgültigen Erſatz zu gewinnen, überſtieg weit die ſchwachen baaren Kräfte der Mutter Lenau's; es war alſo nicht zu vermeiden, auch dieſen, ſollte er anders nicht auf halbem Wege nutzlos ſtehen bleiben, wieder nach Peſth zu ſeiner Weiterbildung zurückzubringen. Konnte ſich jedoch ſeine Mutter von ihm wohl auch trennen? — Eher von ihrem Augapfel! Und wenn ſie auch zehn Gatten gehabt hätte — eher als ihren Herzensſohn hätte ſie alle ihre zehn Gatten verlaſſen. Die leidenſchaftliche Mutter faßte den tollkühnen Entſchluß, mit allen ihren Kindern, alten ſowohl als neuen, fünf an der Zahl, vorläufig aber ohne Gemahl, wieder in die kaum geflohene Hauptſtadt Ungarns zurückzukehren. So weit führt ungezügelte Mutterzärtlichkeit! Aber ihre Bedrängniſſe brachten ſie noch immer nicht dahin, ihre erſten drei Kinder den einſamen Großeltern zu ſenden; ja nicht einmal ein einziges davon. Lenau verließ alſo für immer das liebliche Tokai; aber deſſen Roſen und Nachtigallen, Huſaren und Zigeuner begleiteten ihn, wie ſeine Lieder lehren, überall hin.

An dem weſtlichen Fuße des Ofner Feſtungsberges liegt das Kriſtinenthal, das von einer die Ofner Feſtung im Halbkreiſe einſchließenden Bergkette gebildet wird. Dieß Thal wird von den ländlich freundlichen Häuſern und Gärten der Kriſtinenſtadt angenehm durchſchnitten. Dieſe dient wegen ihrer geſunden Luft und niedlichen dörflichen Bauart häufig den Ofnern und Peſthern zum Sommeraufenthalte. In einiger Entfernung nördlich von der ſtattlichen Pfarrkirche breitet ſich ein mächtiger Wieſengrund aus, der,

weil die Nutznießung dem jeweiligen Befehlshaber der Ofner Festung zusteht, die Generalwiese genannt wird; auch benützt man ihn zu kriegerischen Uebungen. Im Westen wird diese Wiese von einem aus dem Ofner Gebirge der Donau zulaufenden Graben und von der Fahrstraße begrenzt, oder vielmehr durchzogen, jenseits deren noch ein kleinerer, beinahe ein Dreieck bildender Wiesenplan liegt, der einst als Soldatenfriedhof gebraucht worden war, und dessen Kapelle, dem heiligen Nikolaus geweiht, nunmehr in ein Wohnhaus umgestaltet ist. Noch jetzt steht dieß Haus einsam; aber noch viel einsamer war es vor vierzig Jahren, da mehrere der oberhalb der Straße gelegenen Gärten und Häuser erst später entstanden. Doch je stiller und abgeschlossener dieß Plätzchen ist, desto größer ist der Naturreiz seiner Umgebungen; denn im Angesichte des Häuschens erhebt sich östlich die sechshundertjährige Festung Ofen, vormals der gewöhnliche Wohnsitz der Könige von Ungarn. Gegen Süden, jenseits der freundlichen Kristinenstadt, schließt die Aussicht ein schöner Berg, der Blocksberg, von dem durch die Türken dort erbauten Blockhause so genannt, anstatt dessen nun die Sternwarte der Hochschule darauf prangt. Aus Westen lachen die rebenbepflanzten Höhen eines Theils des alten königlichen Thiergartens herüber, der Schwabenberg geheißen, weil bei der Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 die schwäbischen Reichsvölker ihn besetzt hielten. Nördlich endlich, im Thale selbst, begrenzen den Blick jene mächtigen Baumgruppen des den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten Stadtmeierhofes, denen sich nordöstlich bis zur Donau auslaufende Gebirge anschließen; dieß ist der Anblick aus den Fenstern des Häuschens; aber einige Schritte nur, und es eröffnen sich die vom Stadtmeierhofe gedeckten Höhen des Johannes- und des Lindenberges, dann die malerischen Gegenden des Sauwinkels, welcher einst Matthias wildsäuereicher Jagdbezirk war, und „der schönen Schäferin," wo noch jetzt Mauertrümmer die vormalige Stätte des blühendsten Paulinerklosters Ungarns bezeichnen. Also wetteifern hier die Eindrücke der Naturschönheiten mit jenen einer bewegten und ruhmreichen Vergangenheit.

Näher dem Häuschen auf der Generalwiese verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Martinovich, der nach Frankreichs Beispiel auch Ungarn umzuwälzen versuchte, mit sechs seiner Hauptgenossen;

ein Hügel machte ihre Grabstätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar um's Häuschen herum selbst einst dicht mit Gräbern bedeckt, und oft steigt noch jetzt mancher zerschrotene Arm, manche klaffende Hirnschale aus der Tiefe empor. Doch auch schon vor vierzig Jahren wehte hohes Gras darüber und neigten Obstbäume ihre saftigen Früchte, zumal goldene rothwangige Marillen (Aprikosen), freundlich darauf herab. Auch das Häuschen, wie heiter es nun auch sieht, behielt noch manchen Zug seiner ernsten Vergangenheit; besonders aber erinnert daran die hohe Nische oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die voreinst die Bildsäule des heiligen Beschützers beherbergt haben mag. Das äußerste der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Barake, nun der Holzstall, war einst die Leichenkammer.

In dieß schauerlich-romantische Häuschen, damals einer Wittwe Kolb gehörig, zog nun im Herbste 1817 Mutter Thereſe mit allen ihren fünf Kindern; vornehmlich die Wohlfeilheit war's, was ihr eine ebenerdige Wohnung in abgelegener Gegend empfahl.

In dieser Zeit stiegen Mangel und Entbehrung auf das Aeußerste. Die Arbeiten aus der Ofner Monturscommission, worauf Thereſe am meisten gerechnet haben mochte, waren nun nur äußerst spärlich, und wie hätte sie sich selbst und fünf Kinder auch je davon ganz erhalten können! — Wie auch Thereſe und Reſt emsig strickten — es brachte nur wenig ein; was von Tokai kommen konnte, reichte bei weitem nicht zu, und wenn auch die in Pesth wohnende treue Schwester und Tante Markowitsch manchmal einige Lebensmittel ihnen schickte — sie konnten nicht immer satt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung schwach.

Ein Wunder nur war's, daß Niki unter so niederdrückenden Verhältnissen gleichwohl höchst ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse bestand. Aber eben vielleicht der Ernst, der aus dieser traurigen Lage ihm erwuchs, verbunden mit dem Wunsche, sich gehörig auszurüsten, um dem Elende um sich herum einmal selbst abhelfen, und der Mutter ihre unsägliche Liebe vergelten zu können, spornte ihn zu den größten Anstrengungen an. Zu jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth,

deren Samen er ſchon bei der Geburt empfing, in Lenau's Buſen zuerſt zur Blüthe gelangt ſein. Solche Umgebungen und Umſtände waren ein wahres Treibhaus für dieſelbe. Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu ſeinem Oheim Mihitſch, dem Hußaren, kam, und in deſſen Zimmer ſchlief. Dieſer las dem Burſchen dann Voltaire's Briefwechſel mit Friedrich vor, und ſuchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläfſt du?“ — „„Nein, Herr Onkel!““ — „Es gibt doch keinen Gott!“ ſagte er dann lateiniſch, wie er mit dem jungen Menſchen gern reden mochte. (S. Lenau in Schwaben, von Emma Niendorf, S. 130.) So ward alſo auch der Zweifel ſchon frühzeitig bei Lenau eingeführt.

Aber der winterlichſte Lenz hegt doch auch ſeine Blumen, und manches geſchirmte Winkelchen erfüllet ſich mit würzigen Veilchen. Alſo denn auch Lenau's Jugend. Oft trieben ſich Niki und ſeine Schweſtern auf den verwachſenen Gräbern ganz gemüthlich umher; oder dieſe ſaßen unter ſchattigem Nußbaume und horchten dem meiſterlichen Spiele ſeiner Laute; oder es zogen unter luſtig ſchmetternden Tönen endloſe Reihen zu kriegeriſchen Aufführungen herbei, als ob zu einem Schauſpiele für die jungen Leute eigens herbeſtellt. Und kam einmal eine beſonders köſtliche Speiſe von der gnädigen Frau Baſe — o wie die dann ſchmeckte! Einmal hatte Niki ſogar ſelber eine ſolche Leckerſchüſſel verſchafft. Unferne des Fenſters der Wohnung, das in den Gärten ſah, ſtand nämlich ein Marillenbaum, bedeckt mit den anlockendſten Früchten. Niki bildete aus dem langſtieligen Beſen ſehr geſchickt einen Obſtbrecher, und langte dann Marille um Marille, aber nur die ausgeſuchteſten, nach dem Wunſche jeder Schweſter fein ſäuberlich und zart zum offenen Fenſter herein. Nicht nur die Güte der Früchte, ſondern auch noch die bei deren Erlangung glücklich bewieſene Geſchicklichkeit und Liſt und beſtandene Gefahr würzten und erhöhten den Genuß.

Anfangs Juni 1818 ſchrieb Niki an Oheim Maigraber:

Verehrteſter Herr Onkel!

Da Sie ſo vielen Antheil an meinem Schickſale nehmen, und ſonderlich in Ihrem letzten Briefe ſich ſo warm erkundigten, ob meine Prüfung der Meinung, die Sie von mir faßten, wirklich gemäß ausfiel, will

ich auch nicht ſäumen, ſogleich zu melden, daß ich den 5. Juni mein Tentamen abgelegt, und mir (jedoch ohne zu prahlen) durch meinen Fleiß das Lob und den allgemeinen Beifall des Herrn Directors und des Herrn Profeſſors, und den Namen eines braven, fleißigen Burſchen errungen habe. Seyen Sie verſichert, theuerſter Onkel, daß ich auch künftighin in meinem Fleiße und guten moraliſchen Betragen fortfahren werde, beſonders, da Sie mich, wertheſter Onkel, dieß zu thun anfeuern.

Da ich Sie nun als meinen Onkel und Theilnehmer meines Schickſals ſo unausſprechlich ſchätze und liebe, ſchicke ich Ihnen mein erhaltenes Teſtimonium, wörtlich und getreu abkopirt. Unſere jetzige mißliche Lage kann Ihnen übrigens hinlänglicher Beweis ſeyn, daß ich ſelbes nicht erkauft, ſondern durch meinen Fleiß und Beſtreben, Ihrer Liebe würdig zu ſein, wirklich verdient habe.

Hiemit küſſe ich Ihnen unzähligemale die Hände, und geharre, mich in Ihre Liebe und Gnade empfehlend, Ihr gehorſamſter Neffe Nicolaus Niembſch I. anni Philosophus.

Von meiner Mutter tauſend Küſſe, und von meiner Schweſter ebenſo viele Handküſſe.

Der Oheim ſchickte ihm eine Zehngulden-Banknote, verſicherte ihn ſeiner herzlichen Liebe mit dem Beiſatze, jederzeit zu ſeinem Beſten alles Mögliche beitragen zu wollen, und gab ihm zugleich den guten Einſchlag, ſeinem Großvater und ſeiner Großmutter auch einen recht ſchmeichelhaften Brief zu ſchreiben, ſeine Testimoniales in Abſchrift beizuſchließen, ſich in ihre großelterliche Liebe, Gnade und Unterſtützung zu empfehlen, und ſie recht inſtändig zu bitten, ſie möchten für ſein künftiges Wohl ſorgen.

Das mag nun auch geſchehen ſein, nicht ohne Vorwiſſen der Mutter, ja ſelbſt mit ihrer, wenn auch ſchmerzlichen Einwilligung; denn mürbe gemacht durch die bittere Noth der letzteren Zeit, mußte ſie doch wohl endlich einſehen, daß ohne der Großeltern Unterſtützung an keine ſeiner großen Anlagen würdige Ausbildung ihres Lieblings zu denken wäre. Den Hauptausſchlag mochte aber wohl Niki ſelbſt gegeben haben. Er war nun kein Knabe mehr, von dem man ohne viel Fragen blinden Gehorſam heiſchte, ſondern ein verſtändiger, vieldenkender Jüngling, klug genug,

der Mutter die nämliche Waffe, womit ſie ſich bisher ſo hartnäckig gegen die Anforderungen der Großeltern vertheidigte, die Liebe zu ihren Kindern, ſchmeichelnd zu entwinden, und gegen ſie ſelbſt zu kehren, indem er ſie bewog, zum Beſten ihrer Kinder der Gegenwart derſelben für einige Zeit entſagen zu wollen. Vorläufig ſollte ſie wenigſtens nur ihn, der der Ausbildung am meiſten bedürfte, ziehen laſſen.

Die Großeltern ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden, und ſchickten den Feldpater der Stockerauer Monturscommiſſion Anfangs des Herbſtmondes 1818 nach Ofen, um den Enkel von dort nach Stockerau zu bringen. Dieſer Pater meinte aber die Sache noch beſſer zu machen, wenn er auch die noch jugendlich unbedachtſame Leni den Großeltern überbrächte, ohne vorläufiges Wiſſen der Mutter. Am 4. September geſchah die Abreiſe von Ofen und vier Tage darnach langten alle drei glücklich in Stockerau an. Niki gab ſogleich Kunde von ſeiner und ſeiner Schweſter Leni gütigen Aufnahme bei den Großeltern, lud die Mutter zu einem Beſuche bei dieſen ein, und theilte die Neuigkeit mit: er ſei umgetauft worden, und werde nun Franz genannt. Auch Leni entwarf bezüglich ihrer eigenmächtigen Mitreiſe ein Entſchuldigungsbrieflein mit dem Beginne:

Ich unterfange mich, um Vergebung zu bitten, daß ich Sie beleidiget habe. Es war eine Uebereilung, die ich mir ſtets vorwerfe. Aber ich weiß, daß Sie mitleidig und gnädig gegen Andere ſind, und wage es daher, Sie um Verzeihung zu bitten.

Siehe, da entriß ihr Nikolaus-Franz, der keimende Lenau, mit unwilliger Haſt die Feder und verbeſſerte ſo:

Verehrteſte Mutter!

Ich nehme mir die ungeheure Kühnheit heraus, mich vor Ihren angebeteten Füßen in den Staub zu werfen, und mit demüthiger Stimme um Gnade zu flehen.

Der Beſuch der Mutter in Stockerau erfolgte denn auch. Mit Thränen riß ſich die zärtliche Mutter von ihren zwei zurückbleibenden Kindern los, um mit den übrigen drei endlich wieder nach Tokai zurückzukehren.

Dort angelangt, war ihr Erſtes, dem Sohne zu ſchreiben. Seiner Antwort hierauf entnehmen wir folgendes:

Liebe, theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denſelben beantworten. Innigſt erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen ſo ſehr erhellet, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie ſich um meines Wohles willen, dem bitterſten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, ſo lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Troſt muß Ihnen übrigens die Ueberzeugung ſeyn, daß Ihre Kinder wohlverſorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hievon überzeugt ſeyn können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie verſichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie ſich in den Willen unſerer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, ſondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen, und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weiſe Mutter habe. Befremden wird Sie dieß aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart ſo ſehnlichſt wünſcht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leut öfters ſehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, ſo glaube ich das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entſchuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verſpreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geſchehen ſeyn zu laſſen. Stets will ich den himmliſche Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch ſteilen Pfad der Tugend gehen, und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küſſen Sie mir meine gute, liebe Reſi; ſagen Sie ihr, der guten Schweſter, daß auch ſie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küſſe Sie und dieſelbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küſſend, Ihr gehorſamſter Sohn Franciscus Nicolaus Niembſch.

Einen Gruß an die Godenbergs, die von mir einen Brief zu gewärtigen haben.

Sagen Sie meinem unvergeßlichen, theuren Kövesdy, daß ich ihm nicht ſchreiben darf, und ſo ohne meine Schuld die heiligſte Pflicht der Freundſchaft verletze; doch will ich ihm in Ihren Briefen auch immer einige Zeilen ... clauculum ...

Tauſend Küſſe an den theuren Freund!

Lenau mußte beim Beginne des Schuljahres 1819 nach Wien, um dort in das erſte Jahr der Philoſophie aufgenommen zu werden. Er ward in Koſt und Wohnung zu einem alten Freunde der Großeltern, einem Hofſekretär gethan (alter Bauernmarkt 625, dritter Stock). Es ſcheint, daß er in dieſem Jahre, wo es ihm leiblich gut ging, viel minder lerneifrig geweſen, als im vorigen, wo es ihm ſo ſchlecht gegangen. Vielleicht hatte er ſich auch mehr in die ſchwarzen, funkelnden Aeuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Mina, als in die matten ſchwarzen Lettern ſeiner Weisheitsſcharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbeſtimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode ſeines geliebten Freundes Kövesdy (er war in der That zu Peſth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) ſeine Anſtrengungen, oder es war endlich die ungariſche Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachſen, die man in Deutſchland ſtellte, — kurz: der Prüfungsausfall entſprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, ſondern entſchloß ſich ſogleich, dieſen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerſtreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, ſollte er ſich in die Einſamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, deſſen Hausführerin, eine bejahrte, ſtille, gute Wittwe, ſeiner Aufmerkſamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergaſſe 223, erſter Stock).

Bezüglich Kövesdy's ſchrieb Niki an ſeine Mutter (der Jüngling hatte die Untugend, viele Briefe gar nicht zu betagen):

Vielgeliebte Mutter!

Bange Beſorgniß und das Vorgefühl des tiefen Schmerzes, der mich

bei Beſtätigung des Gerüchtes befallen wird, ſind der dringende Anlaß, Sie um baldige Antwort zu bitten.

Man erzählt nämlich, es wäre der liebe Kövesdy zu Peſth geſtorben, und es bringen mich wirklich manche Umſtände dahin, die mein Herz zerſchmetternde Nachricht für gegründet zu halten. O, es wäre dieß eine ſchreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin; einen Freund, der die Grundſätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Seyn unbefleckt erhalten — den theuren Kövesdy verloren zu haben!

Ich beſchwöre Sie um baldigen Aufſchluß.

Ihr ewig gehorſamer Sohn Franz v. Niembſch.

Die Ferien von 1819 brachte Lenau zu Stockerau zu. Der Vogelfang war noch immer ſeine Hauptunterhaltung, welche denn auch in den umliegenden Feldern und in den nahen Donauauen reichliche Weide fand. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiederſehen ſeiner heiß geliebten Mutter und der dauernde Beſitz ſeiner Lieblingsſchweſter Reſi. Die mit tauſend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohne hängende Mutter hatte es nicht länger mehr ſo ferne von dieſem auszuhalten vermocht. Sie erklärte rund heraus, ihm durchaus näher ziehen zu müſſen, und aller Gegenvorſtellungen ihres Gatten zu Trotz, der ſich in Tokai gefiel, weil es ihm dort ziemlich wohl ſchon ging, machte ſie ſich mit Reſi und den beiden kleinen Töchterchen auf den Weg, um Reſi, die ſeit dem Tode Kövesdy's, den man ihr lange verheimlicht, ſehr düſter geworden, zur Ausheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, darauf ſich ſelbſt aber mit den zwei jüngſten Töchterchen am weſtlichen Rande von Ungarn zu Preßburg niederzulaſſen, wohin der Gemahl und Vater von Tokai ſobald als nur möglich nachfolgen ſollte.

Als eine etwas kunſtredneriſche Kielprobe des Jünglings, zugleich aber auch als ein ſprechendes Zeugniß ſeiner innigen Liebe zur Mutter, wie nicht minder ſeiner damals noch ſehr großen Frömmigkeit, möge hier der Glückwunſch, den er ihr zu ihrem Namensfeſte (15. Oktober) darbrachte, Raum finden.

Verehrungswürdigſte Mutter!

Zu groß iſt das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünſche, als daß ich jeden derſelben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Theure Mutter, könnte ich in die Mitte Jener ſichtbar treten, die ſich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweiſe der Hochachtung und Liebe zu geben; könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde ſich dieß mächtige Gefühl meiner bemeiſtern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünſche herzuſtammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter an den Hals ſinken, und ein Thränenſtrom würde dann die Aechtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem Berufe, iſt es mir nur gegönnt, einen ſchriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unausſprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Friſt Ihres theuren Lebens! Zur Freude Aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dieß iſt der Wunſch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporſteigt; dieß iſt der ſchwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigſt gehorſamen Sohnes Franz v. Niembſch.

Um uns die Lage der leidenſchaftlich liebenden Mutter, die nichts ſehnlicher wünſchte, als die von ihr getrennten Kinder ihrer erſten Ehe wieder an ſich zu reißen, zu vergegenwärtigen, leſen wir dieſen ihren Brief:

Preßburg, Anfangs Hornung 1820.

Theurer, lieber Niki!

Unbegreiflich iſt es mir, was mit den Briefen geſchieht, da du den meinen ſo lange nicht erhieltſt, mein lieber Niki. Wenn du wüßteſt, wie mir zu Muthe iſt, wenn ich ſo lange keine Nachricht von dir habe! In tauſend Gefahren ſeh' ich dich, und ängſtige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich ſcheint, daß du mir gar ſo ſelten ſchreiben ſollteſt.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichſam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlaſſen; fremd mit ihrer Mutter zu ſeyn, um einſt reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch dieſen Reichthum mit Millionen Thränen, die keine

mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmuth. Wann gehest du wieder nach Stockerau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.

Wien, den 23. Februar 1820.

Theure, ewig geliebte Mutter!

Es ist nicht Lauheit im Schreiben, die Sie vergebens auf Briefe von mir harren läßt, sondern das viele Studiren, das mich Tag und Nacht beschäftiget; doch hoffe ich mit Gewißheit, durch eine Reise auf einige Tage nach Preßburg, die ich auf Ostern mache, in den Armen meiner guten Mutter entschädiget zu werden.

Es banget mir übrigens, daß Sie ganz allein in Preßburg sich durchhelfen sollen, und wünschte sehnlichst Aufschluß über die Art der Erhaltung Ihres und der theuren Kleinen Lebens.

Meine Schwestern sind gesund, so auch ich, der ich mich in der Kost eines wahren Biedermannes, des Hauptmann Volz [1] befinde. Es ist auch, falls ein körperliches Ungemach mich befallen sollte, in Hinsicht der Pflege nichts zu sorgen, denn es wohnt auch die Rittmeisterin Brandstätter,

[1] Eines geborenen Schwaben.

eine recht gute, ehrliche Frau, bei uns, die uns eigentlich beide in der Koſt hat.

Geſtern habe ich eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, welche durch ihre Excellenz Aufſehen erreget.

Sonſt habe ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß ich Ihr theures Schreiben erhalten, und daß ich mich herzlich darnach ſehne, Sie auf Oſtern zu ſehen, und mich zu zeigen als Ihren, Sie unzähligemale küſſenden, treuen Sohn Niki.

Preßburg, den 6. März 1820.

Theurer, einzig geliebter Sohn!

. . . . . O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entriſſen iſt mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens!

Komm gewiß! Ich küſſe dich millionenmal, deine dich ſegnende Mutter.

Als kleine Leuchtkugeln mögen aus den damaligen Briefen Lenau's folgende Stellen aufſteigen:

Ohne Tag.

Ewig theure, einzig geliebte Mutter!

In der Ueberzeugung, daß Sie an dem Glücke Ihres Sohnes Freude haben, ſage ich Ihnen, daß ich Samſtag den 11. März aus dem ſchwerſten Studio, der Philoſophie, Prüfung gemacht, und daß ich unter 240 Mitſchülern am beſten beſtanden.

Meine Schweſtern werden von mir, ſo ich Stockerau ſehe, wegen ihrer Lauheit gerügt, und das Andenken an eine gute Mutter in ihren Hexenſeelen aufgefriſcht werden. Niki, Ihr treuer Sohn.

Vor Oſtern 1820.

Liebe, gute Mutter!

Es hinderte mich an dem Beſuche bei Ihnen kein feindſelig Verbot der Großeltern, ſondern eine nach Oſtern zu machende Prüfung. Ich werde aber in den großen Ferien um ſo gewiſſer kommen. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, 13. Mai 1820.

Theure, gute Mutter!

Traurig klingende Worte, die da herkommen, wo mein Theuerſtes, heilig von Gott zu Beſchützendes iſt, dringen mir empfindlich an's Herz. Die Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, ſind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder. Sie alle ſollen nur einige Jahre den widrigen Einflüſſen der Außenwelt trotzen, wo wir dann, treu vereint mit feſten Banden, und auf die vergangene Prüfungszeit froh zurückblickend, ſelig der durch Liebe beglückten Gegenwart genießen werden. Wie fürchterlich beugend wäre es doch, wenn ein feindlicher Schickſalsſturm mir der Grundzüge meines einſtmaligen Glückes auch nur einen einzigen mehr verwehte! Kövesdy iſt ſchon in jenem dunklen Lande, von dem die Sinnenwelt uns trennt; nun aber ſoll Gott die Uebrigen dem Glücke ungeſtört entgegenleben laſſen, ohne mich des irdiſchen Glückes vielleicht auf immer unempfänglich zu machen! Ihr lieber Gemahl ſoll ſchon am 20. April von Tokai nach Preßburg abgereist ſeyn. Wäre nun nicht zu hoffen, daß es denn doch noch andere Gründe geben könnte, die Ihren Mann in Peſth aufhielten, oder ſonſt wo verweilen machten, als nur ein Unglück, wie Sie befürchten — ſo könnten wir höchſt beſtürzt ſeyn. Doch ein Unterſchied von vierzehn Tagen könnte durch den unbedeutendſten Umſtand herbeigeführt werden, und noch ſind wir gar nicht berechtigt, etwas Arges zu fürchten.

Ihr Brief ſtimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewiſſes Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmſten Theilnehmer, doch hell ſeyn ſollenden Leben. Die unbegreifliche Urſache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Laſſen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Ungewißheit deſſen, was das Liebſte meiner Welt betrifft!

Und nun bitte ich Sie recht innig, mir alſo gleich zu ſchreiben, wenn Ihr Gemahl da iſt. Ich küſſe Sie unzähligemal in meiner Phantaſie, in der Sie zunächſt leben. Ihr treuer Sohn Niki.

Taglos.

Liebe, theure Mutter!

Hätte ich nicht durch einen Wiener Kaufmann, welcher in Peſth war, und den Stiefvater allda vor Kurzem getroffen hat, erfahren, daß Ihr

Mann gesund in Pesth ist, so hätte mich Ihr Brief erschreckt. Gott sey Dank, nun können Sie ruhig seyn, ich bin es auch. Kommen Sie nach Pfingsten nach Wien, wo wir dann recht fröhlich seyn wollen! Ihr Niki.

Anfang Juni 1820.

Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich schönen Looses gewärtig, Sie Alle zu sehen. Wie sich das kleine Mädchenwerk so schön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geist zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergessenen ... doch nein! .. gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das starke Gefühl der Mutter und die weiche Gemüthlichkeit des Vaters besser einen? — Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen sollten das verfluchte französische Mama, Papa doch wohl lassen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansthurm reiben werden (dieß ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten, und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Ueberzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport bringen. [1]

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viele als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, Alle herzlich küssender, Édes fiam Miklos. [2]

Wien, 16. Juni 1820.

Ewig theure Mutter!

Sie haben mich durch die Nachricht von der Ankunft unseres vermißten lieben Stiefvaters hoch entzückt. Ich machte mir gleich die schönsten Hoffnungen, Sie Alle zu sehen; doch — es bleibt beim Hoffen!

[1] O wie schade, daß es nicht schriftlich geschah.

[2] Süßer Sohn Niklas.

Wir ſind Alle geſund, und mir ſchadet der weite Weg ins Collegium nicht im geringſten, er qualificirt mich vielmehr zum guten „Füßelier.“ Niki.

Wien, den 28. Juni 1820.

Liebe, theure Mutter!

Kommen Sie nur bald nach Wien. Ich freue mich recht herzlich darauf, den lieben Stiefvater bei ſeinem — Gott gebe es! — voluminöſen Körperlichen zu packen und ans Herz zu drücken. Es war doch gut, daß Sie mir geſchrieben, er ſey todt; um ſo höher ſteigerten Sie hiedurch die Freude, die ich beim Rapport ſeiner Ankunft hatte. Daß ſich die liebe Mina nicht ganz wohl befindet, thut mir recht leid. Die kleine Maria ... (doch bald werde ich das Mädchenwerk nicht mehr klein nennen dürfen, ohne einen Verſtoß gegen ihre Eitelkeit!) — muß ſich gut entfalten, und von der Mini verſpreche ich mir ſchon gar eine Doktorsmiene. Sie hat Geiſt, man muß ihn pflegen.

Uebrigens freue ich mich auf die Reiſebeſchreibung des Vaters, und insbeſondere auf die mir ſehr intereſſante Erzählung des Lamento, welches die Tokaierberge beim Abkratzen deſſelben erfüllte; auf die langen Geſichter, welche dieſe edlen Barbaren ſchnitten, als ſie den Mann verloren, den ſie nicht zu achten verſtanden. — Daß mich alles dieß intereſſirt, dürfte wohl daher rühren, daß, falls man irgendwo eine Weile haust, ſich dann doch, beſonders beim gemüthlichen Menſchen, eine Liebe der Gegend einſchleicht.

Ich bin vollkommen geſund, genieße recht friſche Luft, ſintemalen es aus dem Wetterloche der Bergſeite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Koſtherr iſt brav und edel. Ueberdieß beſitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Burſche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier in einem Hauſe geſchätzt, und eſſe dort öfter zu Mittag; doch die Leutchen haben mir Grundſätze, ſeicht, wie ein Grab zur Peſtzeit; und daher rührt mich ihre große Achtung, die ſie allenfalls hegen mögen, nicht ſonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es iſt nämlich ein angeſehener Handelsmann, der ein hübſches Landgut, eine hübſche Tochter, und derlei Schnurr-

pfeifereien mehr hat. — Meine liebſte Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Guitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godenberg ſtets, daß Sie den Sinn für dieſes Inſtrument in mir weckten. Dieſes Inſtrument iſt Mittel meiner Schwärmereien; die Beſonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövesdy danke, iſt Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hülfe der Lehren eines weiſen Mannes, des Profeſſors der Philoſophie,[1] zu einem ſelbſtſtändigen Manne zu bilden. Auf eigenen Füßen zu ſtehen, iſt das letzte Ziel meines irdiſchen Strebens.

Die Großeltern ſprechen von einem Hauskauf, verſteht ſich: unter der Roſe. Die guten Leutchen figuriren Dürftigkeit; vielleicht ſind ſie ſo kurzſichtig zu glauben: die Wiſſenſchaft um ihr Geld würde mich in meiner Arbeit lähmen. Aber aus ſicheren Quellen geht doch hervor, daß ſie ein beträchtliches Vermögen beſitzen müſſen, welches mir nur inſoferne lieb iſt, als ich dadurch leichter im Stande ſeyn werde, Ihnen Allen eine kräftige Stütze zu ſeyn.

Hiemit küſſe ich Eins um's Andere aus Ihnen recht herzlich. Ihr treuer Niki.

Ohne Tag.

Ewig theure Mutter!

Mit aller Zuverſicht können Sie mich während der Ferien auf zehn Tage erwarten. Ich danke dem guten Stiefvater für's Reiſegeld recht herzlich, und freue mich, Sie Alle zu ſehen. Wir ſind Alle geſund; ich bin wieder von Stockerau in Wien zurück, und in einigen Tagen fertig.

Meine Schweſter Theres iſt äußerſt mißvergnügt; auch die Leni; nur iſt das bei der Letzteren eine vorübergehende Wolke, was bei der Erſteren anhaltender Gram iſt. Meine lieben kleinen Schweſterle laſſe ich recht oft herzlich küſſen, und ihnen ſagen, daß ſie mir Vorſchriften ſchreiben ſollen, damit ich Freude ſchöpfe.

Ich habe jetzt ſehr viel zu thun, küſſe Sie Alle vielmal, und bin Ihr gehorſamer treuer Sohn Niklas Eſterhazy.

[1] Rembold.

Stockerau, den 12. Oktober 1820.

Theure Mutter!

Auch ich geſelle meinen ſchweren Beitrag an den wärmſten Wünſchen für Ihr Wohl zu denen meiner Schweſtern hinzu. Es wäre verlorene Mühe, dieſe Regungen des bewegten Herzens alle aufzuzählen; viele haben keinen Namen. — Ich erinnere mich Ihrer und der Lieben, die Sie umgeben, nie ohne Sehnen, Sie zu ſehen; meine Schweſtern eben ſo.

Es iſt ein Herkommen, am Namenstage Wünſche zu opfern; aber es genirt den Geiſt und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer beſtimmten Friſt zu zollen. Deßhalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen ſo hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar ſteht im Hintergrunde der Seele in keuſcher Borgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünſche entadelt werden.

Unſere Trennung, däucht mich, ſollte Ihnen erträglicher ſeyn, als ſie es iſt. Warum? — Nicht das Zuſammenſeyn der Körper bringt die wonnende Frucht der Liebe; es iſt blos Mittel, um dem Zuſammenſtreben der Geiſter Form zu geben, die da Umarmung heißt; ſondern der zum trauten Weſen hingelenkte innere Sinn, dieſer iſt's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieſer Reſignation iſt Wechſelüberzeugung, daß man die Seele des Andern ſein nennen könne auf Erden.

Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, deſſen Sinnen ſich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir dieſe Ruhe geben.

Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwiſchen uns. Muthig und unbekümmert ſteuerte ich als unſchuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen ſich eine Weile mit Macht, bis ſie das Schiff ſelbſt brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unſchuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den ſichern Hafen der Geiſtesüberlegenheit, welche nach Egoismus ſtinkt, der es aber nicht werden ſoll.

Addio! Ich küſſe Euch Alle herzlich. Niki.

Wien, 8. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Ich konnte nicht nach Preßburg kommen; unſere Studien waren ſo

überhäuft, daß mir noch ein paar Prüfungen zu machen übrig blieben, und welche ich erſt vor einigen Tagen glücklich endete. Nun bin ich um ein Jahr weiter, in welchem es leichter ſeyn wird. Auf Oſtern hält mich keine Macht der Erde ab, Sie zu ſehen.

Wenn dieß Jahr vorbei iſt, dann bin ich ein freierer Menſch. Habe bis dahin ſo manches vor.

Meine Schweſtern ſind geſund. — In der ſehnlichſten Erwartung eines baldigen Briefes bin ich Ihr treuer Sohn, der Sie ſammt den Theuren allen küßt. Niki.

Am 9. November 1820.

Es haben bereits unſere Schulen wieder angefangen. Heuer iſt es ſehr angenehm zu ſtudiren.

Bevor wir in das neue Jahr eintreten, wollen wir noch einen Rückſchritt in das alte thun, und zwar an der Hand des Dichters Johann Gabriel Seidl. Dieſer erzählt in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 5:

„Es war im Spätherbſt 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der ſiebzehnjährige Niembſch im erſten philoſophiſchen Jahrgange auf der erſten Bankreihe nächſt der Thür des unfreundlichen, ſeine frühere Widmung zu Eponas Dienſte nur allzu deutlich verrathenden Hörſaales mir gegenüber ſaß. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jetzt ein Prieſter höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. E.; beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der männlich feſte Rembold, der lebhafte, mächtig weckende Weintridt, der biedere eifrige Zenko, der gelehrte greiſe Wikoſch, und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwängliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwiſchenpauſen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luft zu machen Zeit fand. Bei einem ſolchen Verſuche überraſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Federmeſſer mit halb

offener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da; seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum, und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dieß Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernsten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber, oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geist

eine beengende Feſſel waren, ſich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anſtieß."

Nach dieſem Auftritte, der die kaltblütige Unerſchrockenheit und den der Uebermacht trotzenden altritterlichen Muth Lenau's in ein helles Licht ſtellt, gehen wir noch zu einem andern Geſchehniß des Jahres 1820 über, das leider kein Auftritt ward, und doch ſo leicht der allerwichtigſte ſeines ganzen Lebens hätte werden können, wenn ihm das Glück nur einigermaßen dabei gewogen geweſen wäre. — Lenau hatte einen geliebten Lernbruder an Fritz Kleyle ſich erworben. Dieſer, ein lieber, blonder, ſchlanker, junger Schwabe, war damals Hofmeiſter bei den Söhnen eines angeſehenen Mannes. Kleyle beſuchte nun öfter Lenau in deſſen Wohnung bei Hauptmann Volz. Oftmals lag er ihm an, ihn entgegen zu beſuchen; aber Lenau lehnte es immer hartnäckig ab, weil es ihm, dem ernſten, düſtern Sinner, wie er wähnte, alldort zu geſellig, zu ſtörend laut, zu heiter zugehen möchte. Einmal, nur ein einzigesmal, kam es zufällig, aber doch dazu. Wir haben oben vernommen, daß Lenau am 24. Hornung 1820 eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, die wegen ihrer Vortrefflichkeit Aufſehen erregte. Er galt daher auch, und mit Recht, für einen Grundpfeiler dieſer ſchweren Wiſſenſchaft in den Augen ſeines Freundes Fritz, der ſich öfters Raths darin bei ihm erholte. Eines Tages bei einer ſolchen Gelegenheit ließ ſich Lenau durch die dringenden Bitten ſeines Freundes, der ſeine Schriften zu Hauſe liegen hatte, denn doch im Eifer für die gute Sache bewegen, denſelben dahin zu begleiten. Damals, es war Sommer, wohnte der Hofrath in einem ſchönen Gartenhauſe auf der Landſtraße, einer Vorſtadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuſchritten, kamen ſie an einem Fenſter vorüber, das in den Gartenſaal ſehen ließ. Siehe! da ſaß hierin, unferne vom Gangfenſter, aber mit dem Rücken gegen daſſelbe, ein junges Mädchen, zwar etwa nur erſt zehn- oder elfjährig, aber doch ſchon in einem Alter, wo ein Mädchen bereits ahnen läßt, was ſie werden will — das zweitälteſte Töchterchen des Hauſes. Ihre Haare, die ſie eben kämmte, floſſen ihr in langen, ſchönen, braunen Wellen über die Schultern hinunter, und trugen nicht wenig dazu bei, das Kind zu verjungfräulichen und anziehend zu machen.

Lenau hielt, vom lieblichen Bilde angenehm überraſcht, wirklich einen Augenblick an. Aber ſie ſah ſich nicht um, und ſo geſchah es leider, daß Lenau erſt volle dreizehn Jahre darauf, für ſein Glück ſchon allzu ſpät, ihr zum erſtenmale ins Antlitz blickte.

Wir ergreifen den fallen gelaſſenen Faden wieder.

Wien, den 13. November 1820.

Liebe, theure Mutter!

Meine Schweſter Leni war nur einige Tage krank. Die Veranlaſſung dazu gaben aber keineswegs Ausſchweifungen im Tanzen oder in ſonſtigen Unterhaltungen; von dieſer Seite mögen Sie ruhig ſeyn. Die Leni iſt gut daran; ärmer an Gefühl, entbehrt ſie leichter den Umgang ihrer Theuren. Die Theres kann nicht gut daran ſeyn, denn die Trauer um Kövesdy hörte zwar auf, nagend zu ſeyn; ſie überzog aber das Aeußere mit Eis, und wenig Empfänglichkeit für jede Freude iſt noch immer die Folge davon. Die Mädchen ſind übrigens ſehr geſund. Die Theres findet nur an Einem ein rechtes Behagen, am Klavier. Die Großeltern ſchaffen ihr gute Noten, und da iſt ſie zufrieden.

Um mich dreht ſich ein eigener Kreis. Ich ſteh' an der Stufe der Kataſtrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man ſchafft ſich eine Welt in der eigenen Bruſt, wenn man weiß, daß man noch einen Menſchen hat, der Einen liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als dieſe. So lange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter!

Meine Abendbeſchäftigung iſt nun das Arbeiten an meinen Grundſätzen. Die Feder in der Hand, ſchreibt man da über Unſterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. ſ. w. ſo manches nieder; übt ſich im Denken, und räſonnirt manchen verwitterten Satz weg. Des Tages arbeitet man an dem Schulweſen; die Guitarre bleibt auch nicht öde liegen.

Warum ſchreiben Sie mir doch gerade gar nichts über Ihr politiſches Leben? Ich will es ſkizzirt haben.

Hiemit laſſen Sie mich Ihnen lieb und werth ſeyn. Ihr Sohn Niki.

Wien, den 30. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Sie wünſchen meine Gedankenmittheilung über die Art: meiner Schweſter zu ihrer Mutter zu verhelfen, ohne ihr zu ſchaden? — Die Aufgabe iſt ſchwer zu löſen. Aeußerer Schaden würde ſie gewiß treffen, obgleich freilich das Herz gewänne. Die Großeltern, namentlich der Großvater, haben die Thereſe ſehr lieb, wenn man davon abzieht, daß dieſe Liebe nur ſo lange dauert, als der Aufenthalt der Geliebten im Hauſe der Liebenden. Wollte man nun eine Trennung bewirken, ſo würde im ärgſten Falle das Mädchen ihrer Habe beraubt; überdieß würde es die alten Herzen mit Unmuth und Groll gegen Sie erfüllen, und was Sie am Umgange mit der Tochter erzweckten, würden Sie am Umgange mit dem Sohne verlieren. Ende ich aber zuvor noch die Philoſophie, ſo habe ich inſoferne Luſt, als ich hernach ſtudiren werde, was und wo es mir beliebt; vorausgeſetzt: wir wollen die Großeltern nicht erzürnen. — Indeß will ich die Schweſter näher beſehen, und Ihnen dann ſicheren Beſcheid geben. Bei meiner letzten Anweſenheit in Stockerau fand ich die Theres weit fröhlicher als je, und mich däucht, in dieſer Hinſicht ſollte ſich meine liebe Mutter nicht ſo viel kränken.

Das ganze Schauſpiel unſeres Lebens muß ſich nun bald entknoten, und ich glaube, das Ende wird den Schmerz heilen. Zunächſt geht nun mein Streben dahin, die Großeltern ganz für mich zu gewinnen, um ſie dann zu meinen Zwecken leiten zu können. Erregten wir bei denſelben widrige Empfindungen, ſo dürfte dieß der Erreichung meiner Zwecke, bei der Alle ſicher gut fahren würden, nicht förderlich ſeyn.

Es handelt ſich nur um die Gemüthsſtimmung meiner Schweſter, und obwohl ich nicht ohne Theilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewiſſen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, ſie ſolle nicht troſtlos ſeyn; denn, wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter ſo rieſenmäßig an, daß ſelbe unbekümmert über die äußeren Folgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zuſtand der Tochter, und trachten, dieſen zu ändern, ſo lange aber dies nicht in der Erſcheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig ſeyn.

Mich freut die Erhöhung der Zahl Ihrer Koſtbuben, und ich wünſche Gedeihen damit.

In einigen Tagen, und zwar am 6. December, fahre ich nach Stockerau.

Hiemit küſſe ich Alle herzlichſt. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, den 15. December 1820.

Liebe, theure Mutter!

Ich erhielt Ihren Brief ſammt den beſchriebenen Beugeln, Kipferln u. ſ. w., wofür ich Ihnen mit den lieben guten kleinen Schweſtern herzlich danke. Selbe ſchmecken mir recht gut.

Meinen Namenstag brachte ich in Stockerau zu, und fand daſelbſt zwei recht vergnügte Schweſtern. Die gute Reſi iſt in Stockerau die Freude aller Umgebenden, und ſcheint ſich mit ſtoiſcher Kraft gegen jeden Kummer zu waffnen, welche über ihr Aeußeres eine wohlthätige Heiterkeit gießt. Und nun, theure Mutter, will ich in Ihrem künftigen Brief einen ruhigeren Ton hören. Womit ich Sie, meine unendlich geliebte Mutter, ſammt Ihren lieben Töchterlein herzlich küſſe. Ihr treuer Sohn Niki.

Thereſe Niembſch an ihre Mutter, Thereſe Vogel.

Stockerau, heiliger Abend, am 24. December 1820.

Geliebte Mutter!

Lange iſt es, daß ich nicht geſchrieben. Glauben Sie aber darum nicht, Theure, daß ich nicht denke an Sie! O, wie gerne wollte ich Ihnen alle Tage ſchreiben, könnte ich ſo aus meinem Herzen, aus meiner ganzen Seele ſchreiben! Alle meine Gedanken, Alles, Alles, müßten Sie, geliebte Mutter, wiſſen. Das kann man aber hier nicht. Dieſe kalten Menſchen hier verſtehen mich ja gar nicht; nein die verſtehen mich nicht! Nur Sie, Sie, liebe Mutter, verſtehen mich ganz. Wann werde ich Sie denn wieder Alle ſehen und an mein volles Herz drücken? — O ich glaube, dieß wäre der glücklichſte Augenblick meines Lebens!.....

Ich muß enden, liebe Mutter, denn ich muß heute noch eine Torte machen. Morgen kömmt der Franz und da haben wir einen kleinen Ball.

Ich tanze itzt mit einer großen Leidenschaft. Leben Sie wohl, liebe Mutter; millionenmal küsse ich Sie! Thereſe Niembſch.

Die Torte war gemacht, Bruder Franz war gekommen, der kleine Ball hatte begonnen, und mit noch größerer Leidenſchaft denn je wurde getanzt. Als ob die roſigſte Freude ſie herum wirbelte, flog das umgezauberte liebe Mädchen dahin, und mit jedem geflügelten Tritt trat ſie den einſamen Gram für immer tiefer und tiefer unter ſich. Bei dieſem kleinen Ball ward mir das große Glück zu Theil, daß mir die volle Liebe Thereſens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geſchenk des Himmels zufiel. Die Sache begab ſich ſo:

Ich hatte einen geliebten Schwager in Stockerau, Hans Michel Plöch, Schuldirektor. Den beſuchten wir Brüder Schurz öfters, was denn auch zu Weihnachten 1820 von mir nebſt zwei jüngeren Brüdern geſchah. Als wir nach Stockerau fuhren, war rauhes, ſtürmiſches, regneriſches Wetter. Gleichwohl befand ich mich eben in dichteriſcher Stimmung, und ſchrieb mit Reißblei den ganzen Weg über, und wovon? — von Wein; wahrſcheinlich dem ſtrömenden Waſſer zum Trotz. Dabei nahm ich mich aber etwas zu wenig gegen die Unbill der Witterung in Acht, ſo daß ich mich tüchtig verkühlte und ganz heiſer in Stockerau anlangte. Gleichwohl mußte ich zuſagen, des nächſten Tags Nachmittags zu einer kleinen Unterhaltung bei Oberſt Niembſch zu gehen, wozu Plöch ſammt den erwarteten Schwägern bereits eingeladen worden war. Wir ließen uns dieß ſehr gern gefallen, zumal, da Plöch beſonders warm über die ältere Enkelin des Hauſes, Thereſe, die ſeine eifrige Schülerin auf dem Flügel war, ſich äußerte. Wir traten zur geſetzten Stunde dort ein, voran Plöch, dann ich im wertherblauen Frack mit goldig glänzenden Knöpfen. Siehe da ſchwebte ſogleich Thereſe auf mich zu, und begrüßte mich freundlich als einen ſchon alten Bekannten aus Erzählungen Plöchs. Wir waren uns daher ſchon beim erſten Anblicke nicht mehr fremd, was unſere Annäherung ungemein förderte. Die Unterhaltung begann. Thereſe mußte, bevor es ihre Füße auf den Dielen durften, die Hände über die Taſten tanzen laſſen, was ſie mit glücklichem Ausdrucke und überraſchender Geläufigkeit vollbrachte. Dann ſpielte ihr Bruder Lenau gar

wacker auf der Geige. Dieſer genoß ſeit einiger Zeit des Unterrichtes eines der erſten Bogenhelden Wiens, Joſeph v. Blumenthal, von welchem er wohl ſeinen klingenden, markdurchdringenden Strich gewann. Verdienſt und Beifall hielten ſich die Wage. Vornehmlich leuchtete das heiterſte Vergnügen über des geliebten einzigen Enkels reißende Fortſchritte auf dem edlen offenen Antlitz des ſeinen weiten Armſtuhl mächtig ausfüllenden Großvaters. Hierauf ward getanzt, tüchtig. Auch mich riß der Taumel mit fort, wiewohl ich eben kein Tänzer ſonſt. Darauf geſchah dem Leibe ſein Recht, wobei auch die Torte zum Vorſchein kam, und Thereſens auffallend kleine Händchen erhielten auch hier das gebührende Lob. Nun ſollten aber auch die Gäſte ſteuern. Mein zweitjüngerer Bruder Joſeph, taſtengewaltig, löste alsbald ſich ehrlich frei. Man wußte, daß ich dichtete und auch — dieſer barſche Ausdruck paßt manchmal recht gut auf mich, wenn auch für jenen Augenblick juſt nicht: „Darſchreier" wäre. Nichts half mir meine Heiſerkeit und daß ich nichts auswendig wüßte; ich ſollte nur, ſo gut es ginge, mein neues Weinlied ſagen, das ich in der Taſche trüge. Ich begann. In einem Geſetzlein drin heißt es:

Der Wein bläst Sturm in Lammes Ohr,
und bändigt grimme Hyder;
Gefall'ne richtet er empor,
und wirft die ragen nieder.

Nicht nur der Rebenwein, auch der ſüße Seelenwein, die Liebe, thut deßgleichen; die in Trauer darnieder liegende Thereſe richtete derſelbe auf, mich aber, den ruhig ragenden, warf er zu Boden.

Hierauf erbat ſich die ſtattliche weltgewandte Großmutter durchaus noch Schillers Lied von der Glocke. Ich läutete denn dieſe gar ſchmählich herunter. Aber gerade vielleicht die Erſchöpfung und Rauhigkeit der Stimme drang tiefer zu Gemüth, als es der wohllautvollſte Vortrag vermocht haben dürfte.

Mitleid iſt ein goldner Schlüſſel zu des Herzens Thüre,
Leiſe öffnend, ohne daß man öffnen ihn nur ſpüre.

Fürder hieß ich im Niembſchen Kreiſe gewöhnlich nur mehr „der Dichter."

Auch Dichter Lenau, der aber damals, wiewohl schon achtzehnjährig, kein einziges Gedicht noch selbst gemacht haben mochte, erfreute mich mit seinem Beifall. Das erste Wort, dessen ich mich aus seinem Munde entsinne, war, nach vollendetem Vortrage meines Weinliedes sein achtungsvoll anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!"

So gewann mir in dieser schönen Weihnacht wohl vorzüglich die Dichtkunst zwei unschätzbare Herzen, des unsterblichen Lenau seines und zumal das seiner herzensguten Schwester Therese.

Uebrigens bereitete das Christkindlein von 1820 auch dem alten ehrwürdigen Obersten eine ihm besonders angenehme Besserung. Am heiligen Christabend unterzeichnete nämlich Kaiser Franz die Urkunde, womit jenem in Berücksichtigung seiner zweiundfünfzigjährigen verdienstvollen Dienstleistung, dann insbesondere für seine erfolgreiche Heldenthat bei Battignies, und endlich für während fünfundzwanzig, großentheils kriegerischen Jahren mitbesorgte, ja meist selbst geleitete wohl entsprechende Bekleidung und Ausrüstung einiger hunderttausend Krieger, der Adelsstand des österreichischen Kaiserstaates mit dem Ehrenworte: „Edler von Strehlenau" ertheilt wurde. Die ehrgeizige Großmutter bedauerte späterhin wiederholt, daß ihr Gemahl, anstatt um einen neuen Adel anzusuchen, nicht lieber seinen alten, schon seinem Vater und ihm selbst in allen amtlichen Schriften beigelegten, zu erweisen bemüht gewesen war, wornach er vielmehr die Erhebung in den Freiherrnstand erlangt haben dürfte. Allein was hätte es am Ende denn auch genützt? Auch das freiherrliche Wappen läge schon zertrümmert über der Asche des letzten Strehlenau.

Wien, um die Mitte Mai 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ihren Brief erhielt ich erst am 10. Januar. Sie deuten darin auf meine Aeußerung über das Vergnügtseyn meiner Schwestern, als auf ein Mittel, um Sie zu trösten. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich die Mädels nicht anders fand. Es gibt jedoch einen Geist, der unser Familienwesen leitet, der leider kein guter ist. Schlachten wir nun diesem Unholde nicht manche Freude, die uns unser Zusammenseyn gäbe, so fallen wir Alle in der Zukunft durch, und — ich weiß es sicher — mich sammt

meinen Schwestern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter ist nicht gut. Willfahren wir nun dem bösen Geiste nicht, schaden wir unserm guten. Sicher ist es, daß sie uns Alle enterbte, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß denn nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entsagen hätte für die Zukunft schön wirken können, und es, überstimmt von der Klage der Mutter, unterlassen habe! — Sicher wird es dereinst gut gehen; wir werden zusammen leben. Für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unser dann viele selige.

Es ist eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen seyen sich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu seyn. Dieser Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen so ärmlich denkenden Menschen. Sorgen für den thierischen Theil unseres Lebens halten die fühlende Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmuth, der den gedrückten Geist anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtseynsollenden lieblos dahinsinkt.

O, wie ohne Vergleich köstlicher muß es seyn, wenn man dann einst die Früchte schmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entsagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit die Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, segnet, anstatt daß man im Gegentheile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmuth lieber im kühlen, engen, finsteren Hause wohnte, als auf dem schönen Boden der Freude!

Nehmen Sie sich also zusammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Brust durchlöchern wollen! Opfern Sie selber dem feurigen Verstande; und diejenigen Gefühle, die Sie itzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einst an dem anderen Morgen unseres Lebens als freudige Schößlinge emporspringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Tod den Sohn nicht um die Erreichung seines Zweckes; sonst möchte er, niedergebeuget, die Lenden seines Vaters verfluchen, und sich selbst über den Markstein der Schöpfung hinausschmeißen! — Ich küsse Euch alle. Riki.

Wien, den 7. Februar 1821.

Liebe, gute Mutter!

Heute den 7. reiſe ich nach Stockerau. Vermöge Anordnung der alten Frau werden nächſtens meine Schweſtern unter Leitung einer Frau nach Wien kommen, um da einer Redoute beizuwohnen, worauf ſie ſich ſehr freuen. Ihr Schreiben erhielt ich. Ich werde die Schweſtern vermögen, Ihnen auch zu ſchreiben.

Ich bin recht geſund. Der Weg bekömmt mir wohl. Man ſpricht, daß das dritte Jahr der Philoſophie aufhören ſoll, was mir äußerſt willkommen wäre.

Nun Gott befohlen! Ihr treuer Niki.

Sonntag den 11. Hornung erſchienen denn auch wirklich zu Wien die Mädchen in unverhülltem Jugendglanz auf der Redoute, im Schutze ihres Bruders, und einer Hauptmannsgattin von Stockerau. Auch ich durfte mich der angenehmen Geſellſchaft anſchließen.

Wien, den 9. April 1821.

Vielgeliebte, theure Mutter!

Die Reiſe nach Preßburg, und die ſeligen da verlebten Tage ſöhnen mich mit der ganzen Welt aus. Eine beſondere Heiterkeit, die ſeit langer Zeit von mir entbehrt wurde, ſtellt ſich nun wieder ein.

Unſere Rückreiſe war nicht die angenehmſte. In Geſellſchaft eines ſchwindelnden modernen Poeten, der bei jedem Blicke aus dem Wagen aus dem Gleichgewichte kam, und mit jedem Augenblicke drohte, uns mit dem Ueberfluſſe ſeines Magenvorrathes auf die überraſchendſte Art zu beehren, und einer Frau, der man mit der frappanteſten Erzählung kaum ein Lächeln abzwingen konnte, ruderten wir durch die Gefilde des Staubes und Windes der großen Pflanzſchule des Laſters zu — ich meine unſere Reſidenz.

Die Stockerauer ſind getröſtet. Der Handel war fein geſponnen. Bei gefühlloſen Leuten kann man an kein Gefühl appelliren; deßhalb kam ich mit Lügen, welche den beſten Ausſchlag gaben. Ein Blutgang u. ſ. w. war die Bedingung des Heimgangs zu Euch.

Nächſtens wird man wieder ans Faß klopfen, ob's hohl oder voll reſonnire; kurz, ich habe bald eine Prüfung.

Nun laßt Euch Alle recht innig umarmen von Eurem Niki.

Wien, den 8. Mai 1821.

Liebe, gute Mutter!

Die Oſtertage wurden in Stockerau ſehr fröhlich hingebracht; auch ſcheinen die Alten für Sie recht gut geſtimmt. Meine Geſundheitsumſtände ſind die beſten. Der Mai bringt manche ſchöne frohe Stunden. Meine ältere Schweſter iſt verliebt in einen ſehr ſoliden und liebenswürdigen jungen Mann, der übrigens in geſegneten Umſtänden ſich befindet, Anſprüche auf eine Bergrathsſtelle hat und gute Verſe macht.

Es iſt doch ſonderbar, wie ſich bei mir ein Eindruck erhält: die Zeit meines Aufenthaltes bei Euch läßt noch immer eine fröhliche Stimmung zurück, wo ich früher ganz verſäuert wäre. Ihre geehrten Koſtfreunde und Hausherrſchaft bitte ich meiner Gnade und Wohlgeneigtheit zu verſichern, und ich wünſche ſehnlichſt, denſelben bald wieder die Ehre meines Beſuches geben zu können.

Meine Lieblingsbeſchäftigung iſt nun, Gedichte zu leſen und ſchreiben. Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrſcheinlich ſchon einen oder einige Aufzüge des Trauerſpiels vorleſen, das mir die ſchreckliche Muſe, die ich vor allen andern liebe, eingeben ſoll. Ich faßte den Plan, einen poetiſchen Nachlaß zu hinterlaſſen, den meine Kinder in die Welt bringen ſollen.

Nun lebt wohl; ich küſſe Alle recht inniglich. Euer treuer Niki.

Hier iſt die erſte Spur, daß Lenau zu dichten begonnen. Er war damals faſt ſchon 19 Jahre alt, daher ſolches immerhin nicht ſehr frühzeitig geſchah. Vielleicht — aber nur vielleicht — hat der Gedanke, bald mit einem jungen Manne verſchwägert zu ſeyn, der „gute Verſe machte," und der in dem Hauſe der Großeltern zu Stockerau ſeit einigen Monaten — wie geſagt — gewöhnlich nur „der Dichter" genannt zu werden pflegte, Lenau auf ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, und ihn angereizt, die ſeiner Seele eingeborne mächtige dichteriſche Flugkraft endlich

auch einmal zu verſuchen, in dem richtigen Vorgefühle: „Aneh' io son pittore!“ — Und ſogleich wandte er ſich der ſeinem Gemüthe gemäßen „ſchrecklichen Muſe“ zu, aber ſonderbar! der darſtellenden, zu welcher er zwar ſpäter ein paarmal noch zurückkehrte, der er gleichwohl doch nie auch nur einigermaßen andauernd huldigte. Der Gegenſtand des Trauerſpiels iſt durchaus unbekannt, nur vermuthen läßt ſich, daß Lenau damals vielleicht den Fußſtapfen Seneca's folgte, da er dieſen Trauerſpieldichter in früheren Jahren ſehr liebte und hochhielt, und insbeſondere in der Anſicht über den Selbſtmord mit demſelben übereinſtimmte, wie aus einem der früheſten Gedichte Lenau's: „An Seneca“ erhellt, das in den beiden erſten Auflagen ſeiner Gedichte unter den Oden ſtand, in den ſpäteren aber wegblieb, was faſt auf eine Aenderung ſeiner Anſicht in dieſer Beziehung hindeuten möchte. — Uebrigens berichtet auch Emma Niendorf, S. 192: „In der Folge gerieth das Geſpräch auf Liebhabertheater. In Wien, als Niembſch Student war, hatten ſie eins. „Ich hätte immer gern Eine Rolle geſpielt: den Verinna in Fiesko,“ ſagte er. „Ich machte damals auch, mit 19 Jahren ein Luſtſpiel für die Bühne: „Die Mariage in Ungarn.“ Ich weiß nicht wo es hingekommen iſt.

Katharina v. Niembſch an Thereſe Vogel.

Stockerau, den 30. Mai 1821.

Liebe Vogel!

. . . . . Der Franz iſt brav, und hat ſeine Atteſtaten recht ſchön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.

. . . . Ihre aufrichtige Niembſch.

Wien, am 1. Juni 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ich habe eine Eminenz erhalten.

Die Schweſtern gehaben ſich recht geſund. Nicht Bergrath, ſondern Rechnungsrath iſt es, was der, aller Wahrſcheinlichkeit nach mir von den Göttern zum Schwager Erkorne werden ſoll.

Ich bin recht geſund, und wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann

es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was nur auch ist, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach seyn dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtseyn der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.

Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.

Vor einigen Tagen waren meine Schwestern in Wien, wo die Theres Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten unbekümmert zu kosen. Ich sehe dem Trauungstag mit warmer Freude entgegen. Sie werden hoffentlich Einiges von Ihrem zweiten Sohne wissen wollen; und da versichere ich, daß ich in der Welt keinen wüßte, der da mehr geeignet wäre, mit meiner Schwester glücklich zu werden.

Nun wird es mir auch schon bange in Entfernung von Euch zu leben. Ich stelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden sey; allein mein Herz sagt: ja! — Mit wahrem Menschengefühle unter fühllosen Masken zu gehen, die Einem die Schwäche, die das entartete Geschlecht „die Herzlichkeit“ nennt, bald abmerken, um sich darin ein Nest zu bauen, und die sich dann an dem Schmerze weiden, den ein Mensch da fühlt, wenn er sieht: im Busen statt Keime der Erhabenheit nur taube Nüsse ausgebrütet zu haben; unter diesen Exmenschen zu leben, und die liebende Seele weit, weit von sich zu wissen — dies füllt mich mit Unmuth, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu lassen, wenn nicht da der Gedanke doch noch schrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Euer Niki.

Wien, den 9. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Heute Abend reise ich nach Stockerau. Ihren lieben Brief erhielt ich. Was Ihre Herreise betrifft, sage ich: kommen Sie recht bald!

Ich hoffe nicht grundlos, daß Thereſe glücklich ſeyn wird. Um Ihnen dieſe Hoffnung mitzutheilen, wird nun ſchlechterdings erforderlich, daß Sie den Schurz kennen lernen.

Sie äußern in Ihrem Briefe die Beſorgniß, es möchte durch ein ſchnödes Benehmen der Großmutter die Achtung, die Ihnen Ihr Schwiegerſohn ſchuldig iſt, verwirkt werden; allein ich verſichere, daß dieß eine nicht gründliche Furcht ſey, indem man der alten Frau zu viel Klugheit zutrauen darf, daß ſie ſich nicht ſelbſt in den Augen des Schurz herabwürdigen werde.

Wann, wie, wo die Hochzeit gehalten werden wird, iſt mir ſelbſt noch nicht bewußt. In Stockerau, wo ich ein paar Tage zu bleiben gedenke, will ich eine Vorbereitung zu Ihrer Ankunft treffen.

Die Alten ſind hochvergnügt ob des glücklichen Verhältniſſes meiner Schweſter mit Schurz. Ich werde wahrſcheinlich bei denſelben wohnen.

Verzeihen Sie mir meine abgebrochene Schreibart; es iſt kein ſtätiger Gedanke darin zu finden.

Den lieben Papa ſammt den Schweſtern küſſe ich in der Imagination, die bei mir immer hochſchwanger iſt. Addio! Tauſend Küſſe an meine liebe Mutter! Niki.

Wien, den 17. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Die Vollziehung des Heirathsbeſchluſſes iſt bis zur Entdeckung eines bequemen Quartiers verſchoben worden. Zurüſtungen zu dieſer Unternehmung ſind zum Theile ſchon getroffen, zum Theile ſind ſie noch im Werden. Auf das Feſt Peter und Paul wird Reſi ſammt Schurz und vielleicht mir nach Schrattenthal fahren, wo der alte Schurz als Verwalter iſt. Gleich beim feſtgeſetzten Tag will ich Ihnen dann Nachricht geben. Selbſt die alte Frau äußerte den Wunſch, auch Sie, meine gute Mutter, beim Hochzeitstage zu ſehen.

Sie fürchten gleich ein Uebel, das mich treffen ſollte. Wie glauben Sie aber, daß ich Sie dann ohne Nachricht davon ließe?

Da ſich nun die Beendigung des Schulkurſes nahet, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geſchieht

nicht mehr mit der Luſt als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir ſolche Rückſichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zuſtand, als der wäre, wenn alles dieß umſonſt und Euch nicht frommend ſeyn würde.

Meine Perſon hat ſich über alle Luſt, welche Geld, Ami u. ſ. w. geben können, erhoben; ja, ich finde ſogar eine Wolluſt darin, wenn man ſeine Welt in ſich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu ſeyn, wo man als Sklave niedriger Luſt der unbedingte und ſchwache Vollzieher fremder Beſchlüſſe wird. Ich verſtehe es, Menſchen und die Welt zu achten; ich verſtehe es aber auch, dieſe und jene zu verlaſſen ... doch nein! zu verachten wollt' ich ſagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er ſagt: „Ausgeathmet, ausgelebt." Und dann möcht' ich wohl den ſehen, der „ausgelebt" wünſchte! Doch auch dieß ſcheint mir im Striche des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine ſolche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, iſt eine Göttergabe, eine köſtliche Rarität in dieſer Welt von Eistropfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tauſende nicht fühlen, welche aber auch der Luſt entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn ſie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufſetzt und ſieht, daß es dem Buben ſo ſchmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Bruſt zu durchbohren droht, iſt Abſtich gegen die Luſt des Wiedervereintſeyns; es iſt der Schatten in unſerem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dieß durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verſtehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern dieſen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinſänke, und die lebendige Kraft, die ſich einſtens darin herrlich entwickelt zeigen ſollte, verſiegte? — Ja, dann! .. Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Alſo, wie geſagt, ich ſchreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht ſehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen

klagteſt, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als dieſe? Sey zufrieden, Du haſt mehr als viele, ſehr viele andere Mütter!

Ich küſſe Euch. Niki.

Wien, den 17. Juli 1821.

Liebe Mutter?

Es nahen meine Prüfungen und ich habe damit zu thun. Mich freut Ihre und der lieben kleinen Schweſtern glückliche Nachhauſekunft, und es würde mir der ganze Zeitraum der Tage, die Sie in Wien und Stockerau verlebten, höchſt angenehm geworden ſeyn, wenn nicht einige Unzufriedenheit von Ihnen noch was zu wünſchen übrig ließe.

Den Schurz ſah ich ſeither nicht, noch habe ich etwas von Stockerau gehört. Ich bin übrigens recht wohl auf, und freue mich unter der Hand auf die Zeit, wo Sie bei mir Hochzeitsgaſt ſeyn ſollen.

Nach vierzehn Tagen gehe ich auf einige Zeit nach Stockerau, und dann werden wir wohl wiſſen, wie, wann und wo die Reſt beſchurzt wird.

Nun küſſe ich alle herzlich. Euer treuer Nikodemus.

Die oben berührte Unzufriedenheit der Mutter entſprang daraus, daß ich während unſerer gleichzeitigen Anweſenheit in Stockerau meine geliebte Braut keinen Augenblick allein gelaſſen, und dadurch die Mutter unabſichtlich gehindert hatte, mit derſelben mancherlei zu beſprechen. Solche verflog aber bald.

Am 15. Auguſt 1821, an des guten Großvaters Geburtstag, ward zu Stockerau meine Hochzeit mit Thereſe, natürlich auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders Lenau, gefeiert.

Thereſe Schurz an ihre Mutter.

Wien, den 1. September 1821.

Liebſte, theuerſte Mutter!

Franz war bei mir. Morgen geht er nach Stockerau. Er iſt nun ſchon ganz mit ſeinen Prüfungen fertig. Ich hoffe, daß er zu mir kommt.

Unſer Quartier iſt freilich etwas klein; doch, wenn es ihm gefällt, ich will mich gerne einſchränken.

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Ich bin in Todesängſten, ob der Leni und dem Niki nicht etwann was geſchehen iſt, weil ich gar keinen Brief bekomme. Von der Leni Einen durch die ganze Zeit, und von Niki gar keinen. Sie hätten mir doch nothwendig Dinge zu beantworten!

So ſchmerzlich es mir iſt, wenn die Urſache nur Leichtſinn wäre, den ich nicht verdiene, ſo bitte ich doch Gott, daß nur keine andere Urſache dieſes Schweigens ſey.

Ich bitte dich, liebes gutes Kind, ſetze dich gleich nieder und ſchreibe mir ....

Thereſe Vogel an Thereſe Schurz.

Preßburg, 17. Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Meine Hinaufreiſe war auf deinen Namenstag beſtimmt. Da aber der Geiſtliche aus Stockerau an ſeinen Onkel hier geſchrieben, daß er mit deinem Bruder an dieſem Tage hieher kommen würde, ſo nahm ich es mir bis zu ſeiner Abreiſe von hier vor. Denke dir nun mein Erſtaunen, als mein Niki Samſtag [1] Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott ſey Dank; zwei meiner Kinder ſind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch ſchon befreit wäre! Wie niedrig haben ſie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er ſich noch durch fünf Jahre ſollen beim Volz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Troſt zu gewähren; und die Pflicht gegen ſich ſelbſt: um nur einmal die Schulen zu enden.

Er iſt ſchon hier in das Jus angenommen, von allen Profeſſoren mit

[1] Am 13. Oktober.

aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinauf, damit ich um Dich seyn kann. — — —

Niki hatte bereits den größeren Theil seiner Schulfreiheit in Stockerau bei den Großeltern zugebracht. Der Aufenthalt dort war für ihn schon insoferne nicht angenehm, als er mit allfälliger Ausnahme des etwas spaßhaften Paters, der aber immer den ganzen Abend mit den Großeltern Tarok spielen mußte, eines aufheiternden Umganges entbehrte. Er war daher wohl häufig mißgestimmt, und seine Sehnsucht nach der theilnahmvollen Mutter wuchs immer mächtiger. Zugleich hegte er den brennenden Wunsch, seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst zu verkürzen. Seine Großeltern sollten ihm erlauben, die bloß zweijährigen ungarischen Rechte in Preßburg zu hören. Die Großeltern wandten jedoch dagegen mit Fug ein, daß ihr Enkel nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könnte, und daher in Wien die deutschen Rechte, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müßte. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzten sich. Zum Unglücke hatte Niki, der damals mit seiner Mutter nicht in Briefwechsel stand, vielleicht auch nicht erfahren, daß seine Mutter sich gerade damals schon lebhaft mit dem Vorhaben trug, mit allen den Ihrigen von Preßburg nach Wien zu übersiedeln, wie sie ihrer Tochter Theres geschrieben. Dieß hätte ihn vielleicht noch in Wien halten können. Niki befand sich jetzt noch mehr als am 1. Juni 1821 „auf dem Sprunge, Alles fahren zu lassen," und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um es zum Bruche zu bringen. Da begab sich's, daß Niki, welcher sich wieder auf die Vogelfängerei geworfen hatte — die Stiefel bis über die Knöchel mit dickem Koth besudelt — fröhlich und lautlärmend, denn er hatte reichen Fang gemacht, in das Zimmer seiner Großmutter hereinstürmte. Diese, eine anstandsvolle Freifrau, erhob sich darüber rothglühend von ihrem ewigbebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den zitternden Tisch vor ihr, und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!" Dieß Wort — ein Seitenstück

zu jener herben Ohrfeige, welche Niki eben auch wegen ähnlicher unbändiger Fröhlichkeit von seinem todtkranken Vater erhalten hatte — dieß Wort war der erste Donnerschlag des Doppelgewitters, das nun losbrach, und mit Niki's empörtem Rufe endigte: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten seyn!“ — worauf er hastig auf den Hausboden lief, seine noch nasse Wäsche zusammenraffte, damit zu meinem Schwager Plöch in die Schule rannte, und auf und davon nach Wien fuhr. Als er zu uns kam, machten ihm seine Schwester und ich die wohlgemeintesten und lebhaftesten Vorstellungen über den zu raschen und heftigen Schritt, der sein und seiner Mutter zeitliches Glück, woran er doch durch drei Jahre so unermüdet gebaut, auf einmal und vielleicht für immer zu zertrümmern drohte; wir beschworen ihn, sich mit den alten Großeltern, insbesondere aber mit dem so guten Großvater, dem sonst vielleicht das Herz darüber brechen könnte, wieder auszusöhnen, wobei wir uns sehr gern zur nachdrücklichsten Vermittlung erboten; ja, wir riefen sogar einen alten, überaus weltklugen Oheim von mir zu Hülfe, dessen Wort sonst bei Niembsch sehr schwer wog, und der auch zugleich bei den Großeltern sehr wohlgelitten war — alles, alles umsonst! — Niembsch war manchmal durchaus unbeugsam; nicht einmal die reichlichen Thränen seiner geliebten Schwester fruchteten das Geringste; er hastete ohne langen Aufenthalt weiter in die Arme seiner überraschten Mutter, die dießmal nur dadurch eine unbeabsichtigte Einwirkung auf den Entschluß des Sohnes geäußert hatte, daß dieser ihre Arme ihm jederzeit weit offen stehen wußte.

Ich kann hier als gewissenhafter Lebensgeschichter meines Bruders unmöglich eines, für das von Geburt aus schon trübselige Gemüth desselben späterhin zum nachtheiligsten Einflusse erwachsenen Umstandes, nämlich seine Bekanntschaft mit einem zwar hübschen, aber auch leider sonst nichts als hübschen, jungen Mädchen, Namens Bertha, gänzlich geschweigen. Sie war, wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinst wohl auch sehr hübschen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch sehr zänkischen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes,“ d. i. bürgerlichen Beisitzers der Wiener Stadtobrigkeit. Die Bekanntschaft mit ihr mag im Sommer 1821 durch irgend einen heillosen Zufall veranlaßt worden seyn;

zu obiger Entscheidungszeit bestand sie schon zuverlässig, denn ich erinnere mich, daß Niembsch mir damals erzählte, wie überaus lächerlich es ausgesehen habe, als einmal jener äußere Rathsherr durch ein paar unvorsichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufschreiend, kopfüber, übrigens ohne Beschädigung, in eine tiefe offene Mistgrube seines Gartens stürzte. Armer Freund! Als er mir dieses lachend erzählte, ahnte er noch nicht, in welche weit gefährlichere Fallgrube er dort wohl noch selbst stürzen würde.

Also Niembsch floh vornehmlich Wien, um fünf Lehrjahren aus dem Wege zu gehen, und was geschah darauf? — Er mußte freiwillig dahin wiederkehren und, wie zur Strafe, gerade doppelt so viel Jahre, nämlich volle zehn Jahre, noch lernen.

Nicolaus Niembsch an Doktor Vogel in Preßburg.

Wien, vor Ostern 1822.

Lieber Papa!

Ich benöthige meine Zeugnisse binnen einigen Tagen, wo ich sammt Schwester und Schwager nach Stockerau gehe. Haben Sie dahero die Güte, zum Pedell zu gehen, und selbe schreiben zu lassen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Auftrage beschwere, jedoch ich weiß sonst niemand, dem ich die Zeugnisse anvertrauen könnte. Mit diesen Zeugnissen will, und ohne dieselben kann ich nicht — nach Stockerau reisen. Die Zeugnisse aus der Philosophie, welche sich im Archiv befinden, haben daselbst zu verbleiben, weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß ich vor Ende dieses Jahres in Wien studire. Ich brauche nur die Zeugnisse dieses Jahres aus dem Jus.

Was die Länge meines hiesigen Aufenthaltes betrifft, so dürfte dieser wohl so lange dauern, bis ich die Zeugnisse erhalte; ich bitte dahero, mir dieselben baldigst mittelst Recepisse durch die Post zu übermachen, und solche zwar nach Stockerau zu adressiren, wo ich sie zu erwarten gedenke.

Nun küsse ich Sie sammt meiner lieben Mutter, und die Schwesterchen nicht ausgeschlossen, recht herzlich. Ihr ergebenster Stiefsohn Niklas.

Die Adresse soll unmittelbar an den Großvater lauten.

Niki, von Preßburg unvermuthet nach Wien gekommen, fuhr am Charſamſtage mit ſeiner Schweſter und mir nach Stockerau. Wir begaben uns dort ſogleich in der Großeltern Schlafzimmer. Die Großmutter war ganz allein darin. In dem Augenblicke, wie ſie ganz unerwartet ihren Enkel erſah, erhob ſie ſich ſehr jach. Es verſagte ihr aber vor Leidenſchaft ganz das Wort, und ſie vermochte nur durch ſchnelle, heftig abwehrende Bewegungen ihrer beiden Hände gegen den ſich nähernden Enkel dieſem den Befehl ſeiner augenblicklichen Wiederentfernung auszudrücken; zugleich aber ſank ſie, erſchöpft und einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz langſam wieder nieder. Wir überließen dieſelbe der Schweſter Leni, dem raſch herbeigeeilten Kammermädchen und dem Bedienten, und eilten zum Großvater. Dieſer nahm ſeinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge auf; war aber nicht ſehr betroffen über das Gehaben der Großmutter, die wir, wie er meinte, noch nicht genau genug kannten; wir ſollten uns, rieth er, einſtweilen nur zu meinem Schwager Plöch verfügen, und der Sache ruhig abwarten. Wir waren noch kein Stündchen bei dieſem, ſo erſchien auch ſchon der Bediente mit der Einladung, zu den Großeltern zurückzukommen. Die Großmutter lag im Bett, empfing uns mit gedämpfter Stimme recht mild: nur allein mit einer ſanften Rüge wegen zu plötzlicher Ueberraſchung. Der ausgetretene Strom war wieder in ſein Ufer zurückgekehrt und die nachkommenden guten Schulzeugniſſe beſiegelten den Frieden, welcher dahin geſchloſſen ward: Niki ſollte dieſes Jahr, da ſelbes doch ſchon verloren, in Preßburg lernend verbleiben, wozu ihn die Großeltern mit einem angemeſſenen Beitrage unterſtützen wollten; im nächſten Herbſt aber ſollte er die in Wien unterbrochene Laufbahn abermal fortſetzen. Niki ließ ſich dieß nun unſchwer gefallen, da ſeiner Mutter Lage in Preßburg eine nichts weniger als günſtige war, und ihre Ueberſiedlung nach Wien ſchon in Ausſicht ſtand.

Lenau's dießmaliger Abſchied vom Großvater war ein Abſchied für immer; denn er ſollte dieſen nie wiederſehen. Der Großvater erkrankte um die Mitte Juni bedenklich, und am 3. Juli 1822 ſtarb er ſo ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte. Seinem ſehr feierlichen Leichenbegängniſſe wohnten nur ich, meine Thereſe und ihre Schweſter Leni bei. Niki war, um ihn nicht in ſeinen Vorbereitungen zu den nahen Prüfungen zu ſtören,

erſt nach dem traurigen Ausgange benachrichtiget worden, worauf er mich am 8. Juli Abends in Wien beſuchte, und ſogleich wieder am nächſten Tage früh, nachdem er noch zuvor der Großmutter in Stockerau einen Beileidsbrief geſchrieben, zur eifrigſten Fortſetzung ſeiner Studien nach Preßburg zurückflog.

Um die Mitte Auguſt traf folgender Brief von ihm bei der Großmutter ein:

Verehrteſte Mutter!

Den richtigen Empfang der mir gütigſt überſendeten 100 fl. Wiener Währung hätte ich früher beſtätigt, wenn ich nicht geſonnen geweſen wäre, ſelber nach Wien und Stockerau zu reiſen, welches jedoch beſonderer Umſtände wegen, nämlich der ſpäter erfolgenden Prüfung, erſt im September geſchehen kann.

Bis dahin, wo ich das Vergnügen haben werde, mich mit meiner Mutter über mein künftiges Leben zu berathen, möge meiner verehrteſten Mutter zur vorläufigen Kenntniß und gnädigen Einſicht dieß dienen: daß ich meinen Lebensplan aus der reifſten Ueberlegung und Prüfung meiner Neigung durchaus verlängert habe, und zwar dadurch, daß ich beſchloſſen, mich ausſchließlich auf Philoſophie zu verlegen, um einſt eine Profeſſur erhalten zu können. Die Art, auf welche dieß geſchehen ſoll, wie auch meine übrigen Unterkunfts- und Lebensverhältniſſe, laſſe ich der weiſen Einſicht meiner gnädigen Mutter zu beſtimmen übrig.

Dieß ſage ich meiner lieben Mutter um ſo mehr ganz unumwunden und kurz, als ich davon überzeugt bin, daß Sie Ihre Kinder gerne glücklich wiſſen, und da ich fühle, daß ich nur auf dieſe Weiſe meines Lebens froh ſeyn, und meine Anlagen entwickeln könne. Die unſichere Ausſicht auf eine einſtens zu erhebende öffentliche Stelle durch juridiſche Studien, und der gänzliche Widerſpruch, in dem dieſe Studien zu meiner Neigung ſtehen, ſo wie auf der andern Seite die Vorliebe, die ich für Philoſophie habe, veranlaßten dieſen Entſchluß in mir.

Hiemit küſſe ich ehrfurchtsvoll die Hände und geharre Ihr gehorſamer Sohn Franz.

Die Großmutter war mit dieſem neuen Abſprunge und Plan durchaus nicht einverſtanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit im damaligen engbrüſtigen Oeſterreich würde hübſch leiſe und behutſam, und nicht anders, als man ihm die Noten vorlegte, ſingen müſſen, was jedoch ihrem ſo ſelbſtſtändigen und freiſinnigen Franz kaum zuſagen dürfte. Sie glaubte aber auch gar nicht, daß es Franz rechter Ernſt um eine Weltweisheits-Lehrerſtelle wäre, ſondern daß dieſe ihm nur einen willkommenen Vorwand bieten ſollte, von dem ihm ſchon ſo läſtigen Lernen endlich einmal mit Ehren loszukommen. Bald würde er dieß vollends aufgeben, dann aber bloß für geringere Kanzleibedienſtungen befähigt ſeyn, die ihm nur ein karges und mühſames, ſeinem Gaumen unſchmackhaftes Brod gewähren würden; daher hätte er ſich lieber abermal und ausdauernd an die deutſchen Rechtswiſſenſchaften zu machen, die allein ihn zu Ehren, Anſehen und Wohlſtand zu führen vermöchten.

Anfangs September zog ſich die Wittwe Großmutter mit Leni nach Wien, Franz aber kam von Preßburg auf Beſuch zu uns herauf. Wie es denn ſchon geht, wenn zwei Eiſenköpfe an einander gerathen: am Ende geſchieht Keines Willen, ſondern ein Drittes, was weder dem Einen noch dem Andern frommt, aber wenigſtens doch das für ſich hat, daß nicht des Gegners Geheiſch erfüllt wird. Franz entſchied ſich zuletzt, ohne allen tieferen Beruf für die Oekonomie, vielleicht noch im Rückblicke auf einen dießfälligen Rath ſeines Oheims Maigraber, der ihm dieſen bereits im Hornung 1818 gegeben; mehr aber wohl noch aus Anhänglichkeit und im Vertrauen zu ſeinem Freunde Fritz Kleyle, der nach vollendeter Philoſophie in Wien ſich der Ackerbauſchule in Ungariſch-Altenburg zugewandt und alle Ausſicht genoß, durch die mächtige Hand eines würdigen Oheims in Wien auf dieſem Wege ein raſches und gründliches Glück zu machen, das er dann auf ſeinen geliebten Niembſch auszudehnen gerne geneigt ſeyn würde.

Nachdem dieſer ewige Vertrag — von der kurzen Dauer eines Nothfriedens — zwiſchen Enkel und Großmutter zu Stande gekommen war, reiste jener mit ſeiner Schweſter Thereſe und mir auf höchſt angenehme vierzehn Tage zu meinen Eltern nach Schrattenthal, an Oeſterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit mehr von Znaim. Von dort erinnere ich mich noch mit beſonderem Vergnügen eines ſchönen Abends, den wir

in einem abgeſchiedenen grünen Thälchen, unferne von einem kleinen ſtillen Rohrteiche, worin ſich vor hundert Jahren einmal ein hübſches Bauerndirnlein aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, vorm Kellerhauſe des Schrattenthaler Herrn Pfarrers, ſehr gemüthlich zubrachten. Wein, Geſang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geiſt. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ ſich auch Niembſch überreden, ein paar ſeiner Roſen uns zu reichen; es waren Roſen von Gräbern, geweinten Thaues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.

Niembſch ging von Schrattenthal nach Preßburg zurück. Bevor derſelbe nun Preßburg mit Ungariſch-Altenburg vertauſcht, wollen wir dasjenige wenige mittheilen, was von ſeinem dortigen Aufenthalte dermalen noch bekannt iſt. Von einem ſeiner liebſten Freunde, Joſeph Klemm (S. Lenau's Gedichte I. Bd.) erhielt ich folgende Eröffnung:

„Im Jahre 1822, wo Niembſch juridiſche, ich philoſophiſche Collegien an der Akademie zu Preßburg beſuchte, begegneten wir uns zum erſtenmale, und zwar in einer ſchönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mühlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erſte Band, welches uns vereinigte, und das ſich durch die gleiche Begeiſterung für die Meiſterwerke der großen deutſchen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar iſt es, und auch uns beiden fiel es ſpäter auf, daß unſer Zuſammenleben in Preßburg eben nur auf dieſe nächtlichen Spaziergänge beſchränkt blieb, und wir uns gegenſeitig nie beſuchten oder des Tages aufſuchten. Einige ſeiner Gedichte der erſten Sammlung ſtammen ſchon aus dieſer Zeit, und irre ich nicht, ſo gehören dahin: Unmögliches; Frage; Ghaſel; der Unbeſtändige.“ Mit erſterem erlebten wir ein kleines Abenteuer.

Das ſchöne Fräulein, an die es gerichtet war, wohnte im erſten Stocke. Ein leiſes Rauſchen hinter den halbgeſchloſſenen Jalouſien, ſo oft wir bei unſern Abendgängen — natürlich nicht ohne den Schritt zu mäßigen und hinauf zu blicken — vorüber gingen, hatte uns die Ueberzeugung gegeben, daß ein Blättchen, inner die Jalouſien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde alſo in der Au

geſchnitten, und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und ſo mußte an dem Eiſengitter des Erdgeſchoſſes hinaufgeklettert werden. Da erſchallt plötzlich eine Bärenſtimme: „Wart, verfluchtes Raubgeſindel!“ — Glücklicherweiſe war das Blättchen ſchon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenſter, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der Nebengaſſe gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenſtimme wieder: „Huß, huß! faß an!“ rufen. Der Hausmeiſter, deſſen Stimme ſtärker als ſein Muth ſeyn mochte, war nämlich nach dem erſten Willkommen um die beiden großen Haushunde gegangen, und verfolgte nun mit dieſen und unter ihrem Schutz unſere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten, und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeiſter aber, entweder weil ſein Muth eben nur bis an die Ecke ſeines Herrnhauſes reichte, oder in der Ueberzeugung, ſeiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hauſe vertrieb, rief die Hunde an ſich und kehrte brummend zurück. So entwiſchten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtſtube der Stadtpolizei zubringen zu müſſen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Verſuche eines Einbruches ins ..... ſche Haus, welchen drei koloſſale Kerle unternommen, die aber der muthige Hausmeiſter vertrieb. Fräulein ..... und wir wußten freilich die Sache anders.“

Lenau's Mutter hatte mehrere Hörer der Rechte in Koſt und Wohnung, im Alter alſo nicht weit von Lenau verſchieden. Wenn ich nun auch nicht weiß, daß er mit einem davon einen vertrauteren Freundſchaftsbund geſchloſſen, ſo vertrug er ſich doch ſehr wohl mit ihnen, und ſie gewannen ihn recht lieb. Einmal wollte ſich dieſe Liebe ſichtlich ausſprechen, und ſie luden ihn daher eines Abends, vielleicht war es an ſeinem Geburtstage, den 13. Auguſt 1822, auf Wein und Punſch in ein nahes Gaſthaus. Der Abend verfloß ſehr raſch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punſch reichlich floſſen; aber die zu vielen

Gesundheiten stiegen endlich dem Gefeierten zu Kopfe. Erst spät ging man heim. Aber auf der Stiege — die Wohnung lag im zweiten Stocke des Scharitzischen Hauses in der Lorenzgasse Nr. 70 — fiel es Niki plötzlich ein, sich niederzusetzen, und er wollte durchaus nicht mehr weiter. Eiligst kamen nun Mutter, Schwesterchen und Stiefvater die Stiege herunter und schmeichelten, flehten und beschworen, nichts aber half. Was blieb übrig? — Alle jungen Leute, so viele ihrer waren, wenigstens ein halb Dutzend, mitunter baumstarke, griffen flink zu, und trugen ihn, aber nur mit äußerster Anstrengung und sogar mit Gefahr, denn er schlug, über den erlittenen Zwang ganz wüthend, mit Fäusten und Füßen nach Möglichkeit um sich, zuletzt denn doch siegreich hinauf in sein Bett. Des andern Tages war er so vollständig heiser, daß er nicht ein lautes Wort hervorbrachte, und eine nicht unbedenkliche Halsentzündung hielt ihn ein paar Tage lang darnieder. Dieß war der einzige Rausch, den Niembsch je in seinem Leben hatte.

Ein unseliges Seitenstück zu diesem Niedersitzen auf Stein ergab sich leider zweiundzwanzig Jahre nach dem Jahre Zweiundzwanzig zu Stuttgart auf öffentlicher Straße, und der Geistesrausch, der ihn damals befiel, verließ ihn nie mehr.

Von Lenau's Aufenthalt in Ungarisch-Altenburg ist nicht viel zu berichten. Was ihm denselben einigerweise angenehm machte, war wohl nur die Gegenwart seines geliebten Fritz Kleyle. Wohl war auch seine treue Mutter mit Gatten und Kind, und mit Sack und Pack von Preßburg ihm nachgegangen, und zwar in das nur eine halbe Stunde von Altenburg entfernte Wieselburg, wo sie im Domschitzischen Hause Wohnung nahm; allein die Erwerbnisse Vogels an diesem ihm ganz neuen Orte konnten selbstverständlich nur äußerst dürftig seyn, und so mochte Lenau der Nähe der Seinigen kaum froh werden. Seine Hauptunterhaltung waren wilde Ritte über die weiten unabsehbaren Heiden bei Altenburg. Diese Heiden, und die noch viel riesigeren tagelangen zwischen Pesth und Tokai, die er ein paarmal durchreiste, mischten ihm vorzüglich die Farben zu seinen ausgezeichnet schönen, höchst eigenthümlichen: „Haidebildern." Hier also trug ihm seine im Mai 1821 zu Wien erlernte Reitkunst herrliche Früchte. Auch erquickten ihn oft Lustwandlungen mit dem gefühlvollen

Kleyle in den ſchönen ſchattigen Auen am Leithaſtrande, worüber ich ſein reizend-ſchwermüthiges Gedicht: „An Fritz Kleyle“ nachzuleſen bitte.

Einmal gab es aber auch ein ſehr lautes geſelliges Feſt im Bordatſch, einer Halbinſel der Donau mit ſchönen Anlagen und Baumgängen. Viele der Angeſeheneren von Wieſelburg, das der größte Kornmarkt des fruchtreichen Königreichs Ungarn iſt, hatten ſich dort zu einem heiteren Nachmittagsmahle vereinigt. Als nun die allgemeine Luſt ſich bereits bedeutend erhöht hatte, ließ ſich Niembſch, ſonſt ſo heimlich und verſchämt, einfallen, ſein jüngſtes Gedicht „An die Muſe“ dem ſeligen Kreiſe mitzutheilen. Er begann mit gedämpftem Feuer, das aber von Vers zu Vers ſichtbarer durchſchlug, bis er zuletzt in loher Begeiſterung, mit gegen das Dunkel des Haines plötzlich ausgeſtrecktem rechten Arme, ungefähr alſo mächtig ausrief:

„Ja, dorthin ſeht! ſchon naht aus Haines Mitte
Die Göttin uns mit leichtbeſchwingtem Schritte!“

Da wendeten ſich gleichzeitig ſämmtlicher Zuhörer Köpfe dem weiſenden Arme nach, dem Dunkel des Haines zu, woraus aber durchaus nichts hervortreten wollte. Der Dichter wurde über dieſe ganz unvermuthete allgemeine ſchnurmäßige Bewegung ſo verwirrt, daß er kaum mehr die noch übrigen wenigen Verſe herzuſtammeln vermochte; die Muſe ſträubte ſich gleichſam, gleichwie aus dem Haine, ſo auch aus ſeinem Munde hervorzutreten. Als er ſchloß — die hochnothpeinlichſte Todesſtille. Endlich liſpelte doch noch eine mitleidige Haus- und Hofbeſitzerin: „Allerliebſt, Herr v. Niembſch! Wollten Sie uns nicht etwa das ſchöne Gedicht ſchriftlich überlaſſen?“ — Der Herr von Niembſch meinte, aus der Haut fahren zu müſſen. So bald es ihnen nur möglich war, entrannen er und Kleyle zu ihren Rennern, und heimwärts ſprengten ſie, als ſäße ihnen der Böſe im Genick. Das unſchuldige gute Gedicht aber war ihm total verleidet, und er nahm es nicht in ſeine Sammlung auf. Es ging gänzlich verloren.

Ein angenehmeres Nebenbild zu dieſer Bordatſch-Darſprache erlebte Lenau im Spätſommer 1831 zu Gaisburg bei Stuttgart.

Lenau hatte auch nicht den entfernteſten Beruf zum Landbaue; kein Wunder daher, daß er der Altenburger Landbauſchule bald überdrüſſig

ward. Im März 1823 erschien er unvermuthet bei uns in Wien, von wo er an seine Mutter nach Wieselburg schrieb:

Wien, den 8. März 1823.

Liebe Mutter!

Ich kam in Wien an, ging zu meiner Schwester; der Schwager kam, ich sagte ihm mein Vorhaben. Er, ganz verwundert, drang auf eine Abänderung desselben, weil mich sonst der ganze Zorn der Alten treffen könnte. Hierauf ging er den folgenden Tag zur Alten; sagte ihr Alles. Sie äußerte ganz gelassen: „Er soll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück, oder von mir verlassen werden." — Natürlich war das nicht vermögend, mir andere Gesinnung einzugeben; ich blieb also, trotz dem unermüdeten Zureden von Schwester und Schwager, bei meinem Beginnen. Nun ist's mit einemmal abgethan; ich habe nicht mehr die Beschränkungen der alten Frau zu leiden, und hoffe ein zwar mühsameres, aber schöneres Leben. Ihre Heraufkunft soll ein Geheimniß bleiben.

Ihr Heraufkommen, glaub' ich, sollte verschoben bleiben, bis Ihr Schwager aus Mainz kommt; denn ich habe bis dahin zu thun, um mich durchzuschlagen; kann also für Euch nichts thun. Die kleinen Madeln sollen ihres Vaters Brüder zu sich nehmen, wenigstens bis es Ihnen in Wien besser gehen wird. Will aber der Stiefvater gleich herauf, so ist es mir auch recht.

Lebt wohl! ich küsse Euch Alle herzlich. Ihr treuer Sohn Niklas.

Sonderbar! Wie wichtig auch mir und Thereſen nach Vorstehendem das Vorhaben unſeres Bruders geweſen ſeyn mußte, ſo wiſſen wir uns doch beide gegenwärtig nicht mehr mit voller Sicherheit zu erinnern, worin daſſelbe eigentlich beſtanden hatte. Wahrſcheinlich iſt es aber, daß er damals ſchon zur Heilkunde ſich wenden wollte, wir jedoch, mißtrauiſch gemacht durch ſein wiederholtes Abſpringen, ihm nicht die Ausdauer zur langwierigen Aneignung dieſer Wiſſenſchaft zutrauten, und daher ihm riethen, bei der nun ſchon einmal ergriffenen Landwirthſchaft zu bleiben.

Niembſch bewies auch hier wieder ſeine unbeugſame Selbſtſtändigkeit, wenigſtens für den Anfang. Er blieb in Wien, und alsbald kam ihm auch ſeine Mutter, die eher ihr Leben als ihn mehr gelaſſen hätte,

ſammt ihrem Gatten und zwei Töchterchen nach. Sie wohnten zuerſt bis Georg im Lichtenthal, Hauptſtraße, im Hauſe des Kaufmanns Riedener, Zahl 8, im zweiten Stock, und ſodann auf der Wieden an der Wien, Schleifmühlgaſſe, beim grünen Lamm, im freiherrlich Wetzlar'ſchen Hauſe, Zahl 546, zweiter Stock. Niembſch hatte im letzteren Hauſe zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne, mit ſeinen Freunden Joſeph Klemm, den wir bereits von Preßburg her kennen, und Keiller, einem Studenten aus Schmölnitz in Oberungarn, auf welchen wir noch künftig zu reden kommen werden. Späterhin, im Herbſte 1827, bezogen dieſe drei Freunde und die Vogel'ſche Familie eine gemeinſchaftliche Wohnung auf der Windmühle, Roſengaſſe, Hauszahl 63 im erſten Stock. Warum aber Niembſch die ebenerdige Wohnung im Lamm verlaſſen mußte, ſey hier, ſogleich vorhinein von ſeinem mitverwieſenen Freunde Klemm erzählt:

„Zu jener Zeit waren natur- und ſtaatsrechtliche und politiſch-religiöſe Fragen häufig der Gegenſtand unſerer Unterhaltungen, und oft mahnte uns die Morgendämmerung, daß es Zeit ſey, der Discuſſion ein Ende zu machen. Dabei ging es oft recht warm und laut zu, ſo daß einmal unſere Hausfrau, eine ehrſame Schneiderswittwe, ſpät nach Mitternacht durch eine Nebenthür, welche unſer Zimmer mit ihrer Wohnung verband, zu welcher ſie, um in unſerer Abweſenheit aufräumen zu können, den Schlüſſel hatte, von ihrem Werkführer, den ſie geweckt, begleitet, ganz beſorgt ins Zimmer trat, um uns, wie ſie ſagte, „auseinander zu bringen." Das Gelächter, in das wir über dieſe ihre menſchenfreundliche Geſinnung und Abſicht ausbrachen, ärgerte die Gute jedoch derart, daß ſie uns am nächſten Tage die Wohnung kündete."

Wir kehren aber zur Wiederankunft Lenaus in Wien zurück. Nachdem im März 1823 bei keiner Schule mehr anzukommen war, ſo ging für Niembſch auch das Jahr 1823, gleichwie früher das von 1816, bezüglich ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung rein verloren. Da er nun auch nur ſelten dichtete, ſo wußte er mit dem großen Ueberfluſſe an Muße, der ihn mit peinlicher Langweile, die er bitter haßte, bedrohte, nicht beſſer fertig zu werden, als durch den fleißigen Beſuch des Neuner'ſchen Kaffeehauſes in der Plankengaſſe der inneren Stadt, Zahl 1063, auch „das ſilberne" genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeſchirr, ſondern ſogar die

Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Da dieſes Kaffeehaus dergeſtalt der Lieblingsaufenthaltsort Lenaus ward, daß er es durch zweiundzwanzig Jahre, wenn er in Wien war, Tag für Tag, und oft wiederholt im Tage, beſuchte, ſo wollen wir uns zeitig darin näher umſehen. Dichter Seidl führe uns darin ein. Dieſer erzählt in den Wiener Sonntagsblättern, Zahl 5, von 1848, hiebei einigermaßen zugleich in ſpätere Tage vorgreifend, Folgendes:

„Es iſt unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernſterem Sinne ausgerufen: „Amici, diem perdidi!“ wenn ich nicht bei Neuner gefrühſtückt und nicht bei Neuner ein Nachmittagsſtündchen zugebracht hätte.

Dort war es auch, wo ich mit Niembſch wieder zuſammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirſch, meinem täglichen faſt unzertrennlichen Begleiter, im Kreiſe von jungen ſtrebſamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Dräxler-Manfred, Eduard Freiherr v. Badenfeld (Eduard Sileſius), Franz v. Hermannsthal, Carl Braun v. Braunthal, Franz Fitzinger und ſpäterhin Eduard v. Bauernfeld, Witthauer u. m. a., um welche ſich eine faſt gleich große Anzahl geiſtreicher Kunſtkenner und Kunſtliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit ſammelte, die genußreichſten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenſtunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beſchränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köſtliche Frühſtück oder das karge Mahl mir würzend, an Meiſter Niklas Seite das ſchmale, vom roth ausgeſchlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte, Zimmer auf und nieder ſchritt, und ſeinem forſchenden ſinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholiſche Halbdunkel ſeiner Seele that, und über Poeſie ſchwärmte und über das Leben klagte. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der ſeltſame Mann, deſſen tiefpoetiſche Perſönlichkeit mich ſo mächtig anzog, ungeachtet ſeine äußere Verſchloſſenheit gegen meine heitere Offenheit grell abſtach, am Ende auch ein Poet ſey, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Journaliſtik

mit vollen Segeln herumtreibenden, nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit: „Kryptopoden" (Fußverstecker) zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, ließ mich bei günstiger Stimmung ungestüm in ihn dringen, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: „Meister Niklas dichtet auch." — Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — närrischem Zeug! — „O, ich wollt' Euch schon auch einen Faust schreiben!" rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht!" Verstanden?" — Seit dem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!" und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen."

So weit Seidl. Wer aber die bösen Geister gewesen — wir werden es bald erfahren.

Wiewohl Niembsch ziemlich entfernt von uns wohnte, besuchte er uns (Alserhauptstraße 132) doch recht fleißig.

Unser Verkehr betraf vorzüglich die Dichtkunst. Sobald ich mit etwas fertig geworden war, theilt' ich es ihm meistens sogleich mit, gleichwie er mir auch gegenseitig das Seinige. Auf mein Urtheil gab er in den ersteren

Jahren ſeines Dichtens ungemein viel. Oft ſagte er zu Klemm Abends daheim: „Ich habe mein Gedicht Schurz vorgeleſen; er iſt damit zufrieden.“ Aber eben ſo ſehr munterte ihn der herzliche Beifall ſeiner Schweſter auf, die von jedem ſeiner neuen Erzeugniſſe immer höchſt ergriffen und entzückt wurde, was daraus ſchon ſehr erklärlich iſt, weil beide in ihrer Denk- und Gefühlweiſe wahrhafte Geſchwiſter waren. Jede Saite, die er anſchlug, klang in ihrem engverwandten Buſen laut nach. Und ſo war das Herz ſeiner Schweſter das erſte, das ſeiner bezaubernden Leier folgte, gleichſam der Anführer jener unzähligen, zumal weiblichen Herzen, die nach ſeinem öffentlichen Auftreten ihm zufielen, in ſeinen tief empfundenen Liedern mit banger Seligkeit ſich berauſchend.

Im Jahre 1823 bereits begann ich mit Niembſch zu leſen, und unſere Leſungen dauerten dann mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1828, zeitweiſe fort. Ich war damals ein brennender Verehrer Klopſtocks, und ich ſteckte auch Niembſch mit meiner Begeiſterung für denſelben ganz an. Wir verſenkten uns in ihn bis an den Boden hinab; zumal aber warfen wir uns auf ſeine ungemein ſchwierigen Oden. Wer dieſe verſteht, hat Verſtändniß, und wer dieſe gut zu leſen vermag, der kann gewiß gut leſen, denn es gibt gewiß nichts Häkeligeres zum Vortrage wegen der außerordentlichen Zerriſſenheit ihrer Wortfügung und der erhabenen Dunkelheit des Inhaltes. Wir laſen oft eine und dieſelbe drei- und viermal hinter einander, bis wir uns ſelber ganz genügten. Jedem Worte ward ſein Recht, nicht das mindeſte Verſehen ließen wir uns durchſchlüpfen. Ich kann mich jetzt gar nicht ſattſam über unſere damalige unendliche Geduld und Ausdauer verwundern. Als wir mit Klopſtock im Reinen waren, was aber ein paar Jahre erforderte, gingen wir zu dem lieben, lieben Hölty über, der nun für uns eitel Kinderſpiel war. Dieſen gewann Niembſch überaus lieb, wie ſeine eigenen Oden deutlich verrathen. In Hölty's Hingabe an die Natur fand Niembſch die eigene wieder. Zuletzt kamen wir auf den kräftigen, wohllautvollen Bürger. Andere gute deutſche Dichter, doch faſt nur ältere, denn leider kannte ich die neueren nur wenig, liefen nebenher, ſo z. B. Jacobi, an welchen mich auch Lenau's Gedicht „Einſt und Jetzt“ in ſeinem Ausgange etwas gemahnen will, insbeſondere aber Voß mit ſeiner ſcharfen Zeitmeſſung. Durch dieſe mehrjährigen ernſten

Uebungen hat Lenau die edle Kunst seines Vortrages sich angeeignet. — Lenau las anfangs nicht eben besonders gut, während ich schon damals unter näheren Bekannten für einen Hauptvorleser galt. Der hochverständige und gefühlvolle Niembsch machte unter meiner unnachsichtigen und eifrigen Anleitung rasche erfreuliche Fortschritte, und in nicht langer Zeit las er — was die Hauptsache ist — eben so richtig als sein Meister, war aber dabei so klug, sich minder der Tonmalerei hinzugeben. Seine verständnißklare und doch gemüthwarme, maßvolle Leseweise bewährte ihren ausgezeichneten Werth späterhin vorzüglich an seinen eigenen größeren Werken, wie gewiß Jeder, der sie von ihm vortragen zu hören so glücklich war, mit Vergnügen sich erinnern wird. Schade ist es, daß er nie öffentlich las, wiewohl er einmal nahe daran war, es zu thun. Nach seiner Zurückkunft von seiner ersten Sängerfahrt, von welcher er großen frischen Dichterruhm heimbrachte, äußerte er öfter, daß die Dichter, wie die Troubadoure thaten und die Tonkünstler thun, von Stadt zu Stadt reisen und ihre neuen Schöpfungen selbst vorlesen sollten, was nicht nur zur Verbreitung ihres Namens beitragen, sondern ihnen auch gebührenden Gewinn bringen könnte. Er beneidete — wie Frankl in seiner Schrift: „Zu Lenau's Biographie," S. 65 anführt — den dramatischen Dichter, welcher seinen Beifall in einer Tausendguldennote einkassire, während er selbst langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze sich auszahlen lassen müsse. Aber die mit jeder Neuerung verbundenen Lästigkeiten und Schwierigkeiten, und noch mehr der Anschein, gleichsam mit der Muse nach Brod umher zu wandern, scheinen ihn davon abgehalten zu haben. — Unsern emsigen Lesungen glaube ich auch noch das Verdienst beimessen zu dürfen, daß Niembsch dadurch eine Vorliebe für reine und schöne Gestaltung von Gedichten zu einer Zeit gewann, wo Heinrich Heine durch sein verführerisches Beispiel aufmunterte, dießfalls alle Schranken umzustürzen. Auch war ich damals in dieser Beziehung übermäßig sorgfältig, ja ängstlich, und duldete eben so wenig bei Niembsch Ausspränge, als ich sie selbst mir gestattete. Endlich hatten diese Lesungen auch noch den großen Gewinn für die deutsche Dichtkunst, daß sich Niembsch durch sie von der Weltweisheit, die ihn früher fast mehr noch als die Dichtkunst anzog, ab- und mit voller Seele letzterer zuwandte. Wär' ich, sein damaliger

Hauptumgang, anſtatt Dichter — Philoſoph geweſen, er hätte ſich ſicher der Philoſophie in die Arme geworfen. Oft gibt ein ganz geringes bei Schwankungen den Ausſchlag.

Lenau's freundliche Gegenleiſtung beſtand darin, daß er, ein ſehr tüchtiger Lateiner, mich mit Horaz, und zum Theil auch mit Seneca, bekannter machte. Als wir einmal dabei daraufkamen, Horazens berühmten „Unerſchrockenen auch noch unter Welttrümmern" zu überſetzen, ließ ich mir beifallen, dieß ſcherzweiſe mit Unterſchiebung meiner eigenen Wenigkeit zum Ergötzen meines lachenden Schwagers zu thun. Ein höchſt merkwürdiges Zeugniß für die außerordentliche Treue ſeines Gedächtniſſes iſt, daß er ſich meiner harmloſen Scherzworte nach zwanzig Jahren, als er bereits wahnſinnig in Winnenthal ſich befand, noch vollkommen genau erinnerte, und ſie mir, der ich ſie längſt völlig vergeſſen hatte, dort ſelbſt zu meiner frohen Verwunderung wiederholte. Ich werde dieſelben zu ihrer Zeit bringen.

Niembſch mußte ſich, als das Schuljahr 1824 begann, bequemen, in den dritten Jahrgang der Weltweisheit einzutreten, weil er ihn noch nicht gehört hatte. Aber, ach, die Weltweisheit ſchützte ihn nicht vor Liebesthorheit! War er denn nicht auch ſchon 21 Jahr alt? Er mußte auch ſeinem Freunde Fritz Kleyle davon geſchrieben haben, wie ich aus einer Antwort des Letzteren entnehme:

Altenburg, den 8. December 1823.

Lieber Niembſch!

Meinen Niembſch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu ſehen, war mir im erſten Augenblick eine ſeltſame Erſcheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Muſen von einem Weſen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in ſo lieblichen Formen ſich darſtellt, mächtig angezogen werden müſſe. Ich wünſche dir von ganzer Seele Glück zu dieſer neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am ſchnellſten über den Dunſtkreis unſerer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle.

Dieſes Auftreten Lenau's als Held im Felde der Liebe wurde leider für ihn ein ſehr unglückliches. Ich will die trübe peinliche Geſchichte

ſogleich hier ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen. Es war ſein, pflichtmäßig ſchon berührtes, Verhältniß mit Bertha. Vom Oktober 1821, wo er nach Ungarn gegangen war, bis zu ſeiner Wiederkehr nach Wien im März 1823 war ſie ſeinen Augen und wohl auch ſeinem Sinne entrückt. Jetzt aber ſchloſſen ſie ſich deſto enger an einander, ſo zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun ſo manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfleißig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu — ſo verdienten ſie ſich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt faſt ausſchließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher ſollte doch dieſer, der in Folge des Todes ſeines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen ſich war, um ſeine üble Lage durch, freilich unſäglich mühſeliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbeſſern, was ihm überdieß als eines Edelmanns unwürdig gedäucht haben mochte — woher ſollte wohl dieſer immer die genügenden Mittel dazu beſchaffen? Seine ihn ſo heiß liebende Mutter ließ es ſich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizuſtehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieſer im Jahre 1825 für das Jus ſich entſchied, auf unſere Verwendung wie früher zu unterſtützen, allein auf der andern Seite vermehrten ſich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, deſſen Bedürfniſſe weſentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungsſorgen gequält.

Hiezu geſellten ſich auch noch nie entſchlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und ſpäteren Treue der bloß ſchönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derſelben; und endlich die trübe Zukunft, die ſeinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus ſo verderblicher Umgebung einmal zu erwachſen drohte. Daher die böſen Geiſter, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerriſſenheit und Troſt-

losigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, großentheils mit Unrecht „Weltschmerz" genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete.

Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien:

Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki.

Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844.

Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich: wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth

miſche, beſonders aber ſchilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchſt furchtbar.

Unter Lenau's Gedichten nehmen auf dieſes traurige Verhältniß beſonderen Bezug: „Sehnſucht nach Vergeſſen;" „Das todte Glück;" „Am Bette eines Kindes." — Nach ſeiner Trennung von Bertha ſchrieb er endlich „die Waldkapelle," in deren meineidiger weiblicher Geſtalt — wie Klemm glaubt und ich mit ihm — er Bertha, und in deſſen wahnſinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühle, er ſich ſelbſt zeichnete. Lenau erfuhr von Bertha ſpäterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das ſo ſchön gelegene, von den Wienern häufig beſuchte „Krapfenwald", oberhalb Grinzing machte, ſah er plötzlich ein hübſches Mädchen, das er nach Alter und Geſtalt für Berthas und vielleicht ſein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherſchreiten und ihn ſcharf ins Auge faſſen; worauf es raſch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!" rief, welche Rufe ſich wohl wie Dolchſtiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war dieſe Begegnung die Veranlaſſung zu ſeinem Gedichte: „Palliativ."

Nachdem ich der Pflicht reinſter Wahrhaftigkeit als Lebensſchilderer durch unverblümte Mittheilung dieſes überaus leidigen, jugendlicher Sehnſucht und Argloſigkeit entſprungenen Verhältniſſes, womit ich aber den hellſten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus ſenkte, ein ſchweres Opfer gebracht, wende ich mich zu Lenau's Lehrjahr 1824 zurück. Die Prüfungen fielen gut aus. Darnach fuhr er Ende Auguſt mit mir nach Schratteuthal, wo ſich meine Thereſe mit unſerem einjährigen Erſtgebornen bei meinen Eltern ſchon ſeit Hälfte Juni zum Genuſſe herrlicher Landluft befand. Am 14. Juli hatte Thereſe von dort mir geſchrieben, daß ſie mit dem Pfarrer der nahen Stadt Räty, Weintridt, als er zu Schrattenthal auf Beſuch war, geſprochen habe, wobei derſelbe ihren Bruder, ſeinen ehemaligen Schüler auf der Wiener Hochſchule, außerordentlich gelobt, beſonders ſeine Anlagen und ſein Herz, zugleich ihn aber auch bedauert habe, daß er niemals glücklich werden würde. Aber recht heiter ſah ich Niembſch denn doch in Schratteuthal, beſonders einmal, wo wir im Keller eines wohlhabenden Landmanns uns deſſen Rebenſaft und ein paar gebratene

feiſte Gänſe trefflich ſchmecken ließen. Wenn ein Menſch ſchweben kann, ſo that es damals der ſelige Niembſch beim Heimgang an der Seite meiner Mutter, der er ganz altritterlich den Arm geboten hatte.

Aus den Freunden Lenau's zu jener Zeit erlaube ich mir insbeſondere Einen mit dem Taufnamen Stanislaus herauszuheben, oder er ragte vielmehr ſchon von ſelbſt über die andern hoch hervor, da er ſehr lang, wenn auch von ungemein kleinem Haupte war, das aber voll Witz ſtak. Dieſer wußte ſtrohtrockenen Geſichts die beißendſten Witze mit ſolcher Meiſterſchaft zu reißen, daß Niembſch darüber zu lachen gar nicht aufhören konnte. In etwas ſpäteren Jahren, als Stanislaus ſeltener bei Neuner erſchien, erſetzte ihn dagegen ein auffallend kleiner Mann, der aber dem großen an Witz nicht nahe ſtand. Dabei unterſtützte dieſen ſein noch ernſteres, ſchnurrbartbuſchiges, ſehr furchtbar thuendes Antlitz, das gegen die luſtigen Reden ſehr lächerlich abſtach, und dadurch deren Wirkung noch ſteigerte. Für den zur Schwermuth geneigten Lenau waren aufheiternde Menſchen ein wahres Bedürfniß; er liebte ſie, wie der Lechzende eine friſche Quelle. Wäre er ein Fürſt des Mittelalters geweſen, er hätte ſich zehn Hofnarren neben einander gehalten. Auch noch in ſeinen ſpäteren Jahren mußte Niembſch immer jemand haben, der ihm die Zeit verſchwadronirte.

Im Herbſte 1824 begann Niembſch denn doch das deutſche Jus zu ſtudiren.

Ein wichtiger an Niembſch gerichteter Brief aus dieſem Jahre iſt dieſer:

Altenburg, am 7. Juli 1825.

Lieber Niembſch!

Ich will mich nicht entſchuldigen, Dich vor meiner Abreiſe in Wien nicht mehr beſucht zu haben, denn ſonſt müßte man ja vorausſetzen, daß es mir möglich geweſen wäre, in welchem Falle Du überzeugt ſeyn mußt, daß ich die ſchöne Gelegenheit, mein Herz zu erfreuen, gewiß benützt hätte. Meine Prüfung lief zu meiner Zufriedenheit und Beruhigung ab, und ich arbeite mit neuer Luſt und Kraft an den weiteren Studien. Recht ſehr habe ich mit dem Hofrathe das Bedauern getheilt, Dich am Feſte des heiligen Peter und Paul in Penzing nicht zu ſehen. Indeſſen die Götter wollten es nicht, die uns nur im Entbehren und Entſagen ewig üben wollen.

Wie ſteht es mit Deiner Geſundheit? Gib mir Aufſchluß darüber. Ich befinde mich hier gut; der Wiener Student, dem vor der Prüfung bangt, fühlt ſich nun wieder ganz behaglich als geſtrenger Herr unter ſeinen Unterthanen. Wenn ich mir die Verwandlungen, die meine Perſon ſeit vier Jahren erlitten, ſo recht lebhaft vorſtelle, ſo muß ich recht herzlich lachen. Lebe wohl und ſchreibe bald Deinem Kleyle.

Niembſch war alſo von jenem Hofrathe, der früher auf der Landſtraße überſommerte, in deſſen neues Sommerhaus zu Penzing eingeladen worden, wo er überdieß ſeinen geliebten Freund Fritz gefunden haben würde. Aber nein! abermals blieb er aus, weiß der Himmel, welches elenden Urſächleins halber! Oder hatte Kleyle wirklich recht? „Wollten es wirklich die Götter nicht, die uns nur im Entbehren und Entſagen ewig üben wollen?“ Wäre Niembſch damals in Penzing erſchienen, ſo hätte er diejenige, an welcher er ſchon einmal vor vier Jahren vorüber ging, als fünfzehnjährige Jungfrau geſehen, und es hätte höchſt wahrſcheinlich ein glücklicheres Verhältniß, als das dennoch ſpäterhin eingetretene, ſich entſponnen.

Von den Prüfungen dieſes Jahrganges legte er jene aus der Staatenkunde erſt hinterher am 4. November, übrigens mit vorzüglichem Erfolge ab. Ueberhaupt liebte Niembſch das Nachtragen der Prüfungen, weil er im Laufe des Jahres ſich eben nur wenig um die Lehrbücher bekümmerte, und ihm ſonach gegen Ende mehr zu lernen zuſammen kam, als er auch bei angeſtrengtem Fleiße und mit allen ſeinen Fähigkeiten zu gewältigen vermochte. Wie mit dem Lernen, ſo ging es ihm auch ſpäterhin mit dem Dichten. Er dichtete nur ruck- und rantweiſe, ſodann aber auch angeſtrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit faſt gar nicht. Daher kommt es auch, daß er eigentlich ſehr wenig fruchtbar war. Vom Jahre 1831 bis zu ſeiner Erkrankung im Jahre 1844, alſo binnen vierzehn Jahren, während welcher er ſich doch ausſchließlich der Dichtkunſt widmen konnte, brachte er mit Einſchluß ſeines Nachlaſſes nur ſechs ſchwache Bände zuſammen, was der Menge nach eine ſehr mäßige Leiſtung iſt.

Im September 1825 machte ich einen meiner einſamen Ausgänge

über Berg und Thal, der nicht nur mir einen überaus reichen, sondern auch Lenau einen werthvollen Gewinn brachte. Ich hatte einige treffliche Gedichte des wackeren erzösterreichischen Sängers Schleifer gelesen, welche mich nach seiner persönlichen Bekanntschaft lechzen ließen. Ich wanderte darum ohne weiteres fünf Tagreisen weit von Wien über den zweithöchsten Berg Niederösterreichs, den Oetscher, nach Sirning bei Stadt Steier in Oberösterreich, wo damals Schleifer kaiserlicher Herrschaftsverwalter, oder wie sie dort sagen: Pfleger war. Ich durfte ihn bald meinen innigsten Freund auf Erden nennen. Auch Schleifer und Niembsch, obschon dieser um 30 Jahre jünger war, gewannen sich lieb, wie Vater und Sohn, herzlich lieb, trotz der, dem freieren, unkindlicheren Ungarn beinahe unleidlichen altösterreichischen treuherzigen Kaiserbesingung des Ersteren. Niembsch freute sich dieses meines Ganges noch in einem Briefe aus Stuttgart vom 19. Mai 1832.

Niembsch trat nun im November 1825 ins zweite Jahr der Rechte. Zu Weihnachten 1825 wollte er seinem Freunde Kleyle in Altenburg wieder einen Besuch abstatten, aber er erkrankte sehr gefährlich an einer Halsentzündung. Es war dieß die Krankheit, worauf sein Gedicht: „In der Krankheit" Bezug nimmt. Wäre er damals hingerafft worden, der gepriesene Name Lenau würde niemals von einer Lippe erklungen und der Dichterhimmel Deutschlands um einen seiner schönsten Sterne ärmer seyn. Als er aber erst ein Vierteljahrhundert darnach zu Grabe getragen ward, feuchteten Hunderte von Augen sich und Hunderte von Busen schlugen bänger, und vielleicht Hunderttausende betrübten sich darüber.

Von dieser Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, der ihn manchmal belästigte, und dessen er nie mehr gänzlich los ward. Er erwähnt seiner noch in einem Schreiben vom 17. Juli 1843.

Im Jahre 1826 war es, wo ich Niembsch das erstemal in unser schönes Hochgebirg einführte. Dieß dankte er selbst mir oft mündlich, und äußerte sich auch gegen Andere, z. B. gegen Evers, den berühmten Pianisten, daß er mir solches hoch zu gute hielte. Er gewann unsere österreichischen und steirischen Alpen so lieb, daß er sie fast jedes Jahr auf einige Zeit besuchte, und zwar mit meist sehr günstigem Erfolge für Gesundheit und Gemüthsstimmung.

So bezeuget er ſelbſt in ſeinem Gedichte: „An die Alpen"; ferner in jenem: „Beethovens Büſte"; mir endlich ſchrieb Niembſch aus Baltimore in Nordamerika, am 16. Oktober 1832: er möchte ſich vorzugsweiſe einen Zögling der öſterreichiſchen Alpen nennen. Ich wünſche mir wahrhaft Glück dazu, einem ſolchen Erzieher einen ſolchen Zögling zugeführt zu haben.

Was aber iſt der Grund, warum Niembſch, der Alpenfreund, nie das ſchönſte Alpenland, die Schweiz, beſuchte, ungeachtet er dieſer durch ein Dutzend Jahre alljährlich ſo nahe kam, und dazu ſo oft aufgefordert wurde? Patriotismus! denn er wollte ſich — wie Emma Niendorf (S. 196) meldet — ſeine heimathlichen Gegenden nicht verleiden laſſen.

Am 15. Auguſt 1826, brachen alſo Kleyle, der eben ſeine Prüfung im Römerrechte glücklich in Wien beſtanden, Niembſch und ich von Böslau bei Baden auf, wo wir übernachtet hatten.

Durch die großauer Lichtenwaldungen drangen wir ins ſchöne Trieſtingthal nach Pottenſtein vor. Nachmittags beriethen wir bei Berndorf, welchen Weg wir durch das aufſteigende hohe Gebirg nach Guttenſtein einſchlagen wollten. Ich wies links gegen Hörnſtein, wo man Anfangs wie durch einen Buchengarten ſanft empor wandelt und ſpäter zur herrlichen babenbergiſchen Herzogs-Trümmerburg Starhemberg gelangt. Aber Niembſch zeigte aufs Waldgebirge uns gerade gegenüber, der Geier genannt, was eben am höchſten und finſterſten. „Dorthin!" rief er. — „Aber da führt ja gar kein Weg; und wenn auch, ſo kennen wir ihn nicht." — „Gerade darum." — „„Wir verirren uns aber leicht."" „Der Irrende lernt." — Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, Niembſch voraus, und wir ihm lachend nach. Einmal wollten wir beiden Andern bei uns begegnenden Bauern uns einigermaßen des Weges erkundigen; Niembſch litt es jedoch nicht, ſondern riß uns aufs Gerathewohl fürbaß. So zeigte er ſich auch bei der geringſten Gelegenheit immer kühn und dem Unerforſchten und Gewagten hold. Stets enger ward das Thal und endlich ſtieg's ſteil an. Oben — die Gegend heißt „die Voitsebene" — gelangten wir an eine in dichter Wipfelumgrünung verſteckte einſame Köhlerhütte, worin wir uns an herrlicher Milch erfriſchten.

Eine Strecke hinter der Hütte öffnet ſich eine weite Ausſicht über

Berg und Berg bis hinan zum greisen Altvater Schneeberg. Unsere Herzen standen vor heiliger Ehrfurcht fast so still wie unsere Füße. Dann rasch hinunter an den pfeilschnell dahin eilenden Fluß: „der kalte Gang.“ Dort, wo am Fahrwege ein steinerner Bettelmönch mit dem Sammelsacke auf der Achsel steht, badeten wir uns in dem rauschenden flüssigen Eise. Im Abendroth erreichten wir erst den höchst malerischen Eingang von Gutenstein. Als wir über die Brücke gingen, welche früher als ein Paß in der Mitte durch ein Thor geschlossen war, blickte uns das ehrwürdige, leider schon arg verfallene Felsennest entgegen, worin vor fünfhundert Jahren der wortgetreueste aller deutschen Kaiser, Friedrich der Schöne, die letzten Jahre seines Lebens vertrauerte, und einsam in den Armen seiner geliebten Elisabeth von Aragonien verschied, die sich während seiner Gefangenschaft auf der Trausnitz um ihn blind geweint hatte. Von der Wallfahrtskirche auf dem Klosterberge läutete jetzt eben der liebliche friedliche Engelsgruß herunter.

So schloß meine erste Einführung Lenau's ins Hochgebirge. Leider mußte ich des andern Tages nach Wien ins Amt zurück, während die freieren Freunde dem Schneeberg zuzogen, durch meine begeisterte Beschreibung mit Sehnsucht nach ihm erfüllt. Als ich aber heim kam, machte ich mich sogleich an ein erzählendes Gedicht: „Der Ausflug“, von viertehalbtausend langathmigen Versen, und zwar mit solchem Eifer, daß Anfangs November bereits geschehen konnte, was Dichter Seidl in den Wiener Sonntagsblättern Zahl 5 von 1848 mittheilte.

„Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine (Niembschens) Lippen gekommen war, gab er sich mir um vieles offener als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor und ihn dazu nöthigen, wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schnell und für immer wieder sich zusammenfalten. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo Halirsch und ich thatsächlich beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poeten-Gremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Abends Niembsch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der

einem Kränzchen freundlicher Dichter einige ſeiner poetiſchen Studien vorzuleſen beabſichtige. Ein neuer, uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrſcheinliche Hoffnung, vielleicht unſern Meiſter Niklas ſelbſt zur Enthüllung ſeines poetiſchen Inſichlebens angeregt zu finden — was konnte wohl lockender für uns ſeyn? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembſch führt uns auf die ſogenannten alten Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach mehr als 20 Jahren nicht mehr erkennen würde.[1] Ein trauliches Stübchen empfing uns."[2] Und nun ſchildert Seidl auf ſehr freundliche Weiſe die Vorleſung meines oben erwähnten Gedichtes durch mich ſelbſt, beifügend: „Daß Niembſch aber unſere Erwartung, auch er würde uns etwas leſen, nicht erfüllte, dünkt mich um ſo gewiſſer, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnſucht entgegen ſah, wenn dieſe befriedigt worden wäre, wohl nicht vergeſſen hätte."

„Seit jenem Abend" — fährt Seidl fort — „war ich gewiſſermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembſch zutraulicher ſich anſchloß. Stundenlang tauſchten wir Anſichten und Empfindungen mit einander aus, bald als ſchmauchende Peripatetiker im ſilbernen Kaffeehauſe, zur Zeit, wenn die übrigen Gäſte noch fern waren, theils ſelbander luſtwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entſcheidend für Niembſch ſelbſt, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahr 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Galizienberge ſchräg über, bis zur ſogenannten Schottenwieſe ſanft empor ſteigen.

Als wir auf einer Bergwieſe angekommen waren, wo weithin die Ausſicht über Wiens Häuſermeer hinweg bis an den blauen Saum der kleinen Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Graſe, nach des gemüthlichen Wandsbeckers Recept, und ſchrieen vor Freude, und forderten umſonſt einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es ſo ruhig, ſo lauſchig, ſo feierlich einſam; nur die Bäume ſäuſelten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber ſaßen

[1] Zum grünen Lamm.

[2] Das Wohnzimmer von Niembſch, Klemm und Keiller.

wir wieder ſtill und ſchweigſam in jener ſüßen beſchaulichen Verſunkenheit,

„Wo der Dichter, um zu dichten,
Eben zu viel Dichter iſt!“

Schon ſank die Sonne hinter unſern Rücken zwiſchen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns ſtumm die Hände ſchüttelten und voll des innigſten Verſtändniſſes zum Dorf herunter ſtiegen, um bei einem ländlichen Veſperbrode die Eindrücke auszutauſchen, die wir im Freien geſammelt hatten. In ſolcher Stimmung gibt es für Gleichſtrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich ſo lange gewartet, das ich ſo oft von der Lippe meines Freundes zu haſchen verſucht hatte — nun blies er es ſchüchtern, halb vernehmlich in einer Rauchwolke vor ſich hin, das Wort: „Freund, ich leſ' Euch etwas!“ — Meine Freude zurückhaltend, erwiederte ich ein kaltes: „Schön!“ um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine lang geſpannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuſchrecken. Er las: „Die Jugendträume.“

Ich hatte eben damals von F. Gräffer das Taſchenbüchlein „Aurora“ übernommen, welches im kommenden Jahre[1] ſeine ſilberne Hochzeit feiert. Meine Abſicht war, es zu einer Pflanzſchule für junge vaterländiſche Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, ihm allein einen charakteriſtiſchen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienſt mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit ſeyn, an meinem Freunde Niembſch einen neuen vielverſprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er mir in Dornbach vorgeleſen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte ſeines Schwagers A. X. Schurz. Beide ſtehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taſchenbuches „Aurora“ (Wien, bei H. Buchholz, 1828, S. 128. u. 141), das erſtere „Jugendträume“ betitelt, unterzeichnet mit N. Niembſch; es war ſein erſtes Auftreten, meines Wiſſens das einzige unter ſeinem wahren Namen.

Auch ich halte Seidl für den Pathen des erſten, von Niembſch unter ſeinem wahren Namen öffentlich erſchienenen Gedichtes; das einzige aber

[1] 1849.

blieb es nicht, da die Wiener Modezeitung im Jahre 1830, am 3. April, Blatt 46, das vortreffliche Gedicht: „Die Werbung," mit völlig unverſchloſſenem Helme brachte, nachdem ſogar der ganze Name: „N. Niembſch von Strehlenau," darunter ſtand.

Zu den Rechtswiſſenſchaften hatte Niembſch, wie ſchon geſagt, niemals beſondere Neigung gehabt, und die Zahmheit, womit ſie damals in Oeſterreich vorgetragen werden mußten, verleidete ſie ihm noch mehr. Auch war ihm die Laufbahn, die ſie ihm bereiten ſollten, zu gebunden und langweilig; er wendete ſich daher auch von ihnen wieder ab ohne viel Fragen und Umſtände, und beſuchte vom November 1826 an die Hörſäle der Heilkunde, was er auch ſchon früher bisweilen aus Liebhaberei als Gaſt gethan. Die Großmutter ſchüttelte über dieſe neue Wendung ihres wandelbaren Enkels, dem es beſtimmt zu ſeyn ſchien, wegen ſeines ewigen Abſpringens auf halbem Wege niemals ein lohnendes Ziel zu erreichen, freilich wieder gewaltig das Haupt, allein ſie gab es bei ſeiner offenbaren Unlenkſamkeit auf, ihm fernerhin Rathſchläge zu ertheilen, entzog ihm jedoch ihre Unterſtützung nicht. Wir haben alſo nun „Nikolaus Lenau als Hörer der Medicin" vor uns; unter dieſer Aufſchrift veröffentlichte Leopold Kompert in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Z. 2 „aus der Erinnerung eines Collegen" unter Anderem Nachſtehendes:

„Wir kamen von der Reſtauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter dieſem Worte der bekannte Wahlakt in den ungariſchen Comitaten zu verſtehen iſt, wie er alle drei Jahre ſtattfindet. Die Rothen waren durchgedrungen. Doktor Keiller, unſer freundlicher, trefflicher Hausarzt, war müde, ſchläfrig und verdrießlich; er trug eine weiße, zerknitterte Feder in der Rocktaſche, während ich meine rothe wie Mephiſto vom Hute herab funkeln ließ, wenn er ſich gerade unter ſeinen „lieben Kleinen" befindet. Wir fuhren über eine lange, meilenweite Pußta. Das ſchönſte Mondlicht lag darauf, und phantaſtiſch öde, wie ein verlaſſener Weltball, dehnte ſie ſich vor uns. Aber verlaſſen war ſie nicht; geſpenſtergleich flogen weidende Roſſe an uns vorüber, und der Eſikos, ihr Hüter, ſchaute ſchlaftrunken aus ſeiner Bunda auf. Eigenthümlich rieſelt das Mondlicht in dieſem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Panruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruheloſe Gegenſtand auf der Pußta

war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und ſchlief. Vor unſern Pferden tauchten mit einemmale, wie aus dem Boden herausgewachſen, drei zuſammengekauerte Geſtalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Reſtauration, ſchlaue, herrlich gebräunte Geſichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rothe Parteifeder auf meinem Hute ſah, ſchrie er: „Éljen! Éljen!“ und den Namen des eben gewählten erſten Vicegeſpanns. „Éljen!“ gab ich zurück. Alſogleich ſtrich der Zigeuner über ſeine Geige, und brachte die erſten Klänge des bekannten Reſtaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberſtück flog zum Wagen hinaus. Dafür ſchickte mir der Braune das ganze Lied als klingenden Dank über die Puſzta nach. Wunderſam zerrannen dieſe Töne. Ich wußte nicht wie; plötzlich ſtieg Lenau's ſchönes Gedicht in mir auf, das er unter denſelben Menſchen, denſelben Gefühlen vielleicht, gedichtet hat:

„Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch ſandige Heide.“

Ich hatte das Gedicht vor mich hin geſagt halblaut. „Ein ſchönes Gedicht von dieſem Lenau!“ meinte da mit einemmale der Doktor, aber mit ſo ſeltſam bebender Stimme, daß ich aufmerkſam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?“ fragte ich, beinahe beleidigend erſtaunt. „O, ich verzeihe Ihnen dieſen Ausruf,“ ſprach der Doktor darauf. „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh Morgens Ihro gräflichen Gnaden um dero Nachtſchlaf befragen, und mit andächtig lauſchender Miene den Pulsſchlag dero zarten Hand betaſten ſehen, weil Sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieſer Doktor müſſe ſtets in dieſem Gehäuſe geſteckt haben. Aber ich proteſtire dagegen, ich proteſtire mit Leib, mit Seele dagegen. Ich ſtand Nikolaus Lenau einſt viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm ſtudirt, ich habe mit ihm gewohnt.“ — „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unſerer Bekanntſchaft?“ — „Was wollen Sie?“ meinte der Doktor grimmig, „man iſt nicht immer geſtimmt, von Nikolaus Lenau zu ſprechen, beſonders

nicht nach dem Pulsfühlen Ihro gräflichen Gnaden.“ Damit ſchwieg er. Aber in der Seele des Menſchen gibt es, wie in allen Prachtpaläſten, gewiſſe Gemächer, die jahrelang verſchloſſen, unbetreten, ja faſt unheimlich ſind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die ſchrillen Töne ſchüttern zwar den Staub, aber auch die Geiſter der Erinnerung auf, die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu ſprechen: „Nikolaus Niembſch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediciner, am Leichentiſche hatten wir flüchtige Collegenbekanntſchaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, wenn Sie gegen dieſe Zuſammenſtellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Therſites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zuſammen.“

Neulich, fuhr der Doktor fort, las ich wieder in Lenau's „Fauſt.“ Mir fiel gleich in der erſten Scene zwiſchen Fauſt und Wagner im anatomiſchen Theater, die mit den Worten beginnt:

„Wenn dieſe Leiche lachen könnte, traun,“

das merkwürdige Uebereinſtimmen mit ſeinen Anſichten aus unſern mediciniſchen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den ſie ausſprechen, müßten ſie früher an ſich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fauſts habe ich Lenau gefunden, ſo wie wir beide Anatomie ſtudirten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Werke Fauſts, wo er bei ſeinen Nachtſtudien ſpricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend daſitze und dem Leben nachhängt, ſind buchſtäblich wahr. Lenau hat ſolche Nächte durchgemacht. Er ſtudirte immer anders als wir andern; die Wiſſenſchaft regte ſeine Seele auf, wo wir immer in verba magistri ſchwuren. Beſonders in der Phyſiologie.“ — „Das verſteh' ich nicht; wie kam das?“ — „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menſchen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, „das ſcheue Wild“ in ſeinen geheimnißvollen Verſtecken aufzujagen. Phyſiologie will nur „der Treiber“ ſeyn; ſie gibt nichts als Hypotheſen. Ich ſah einmal Lenau grimmig vom Buch aufſpringen, indem wir eben ſtudirten, und da rief er: „Was iſt das für eine Wiſſenſchaft, wo es immer heißt: das iſt noch nicht

klar, oder: über dieſen Punkt ſind die Meinungen getheilt u. ſ. w. Iſt das Wiſſen, iſt das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wiſſen.“ Mir fällt dabei eine komiſche Scene ein, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Profeſſor ††, der auch Phyſiologie vortrug, war ein tüchtiger, ruhiger Arbeiter auf dem Felde dieſer Wiſſenſchaft. Mit wahrem Bienenfleiße forſcht und ſammelt er in allen Blumen; was aber das Reſultat betrifft, ſo iſt er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beſte, das klarſte Waſſer eingeſaugt, drückt man ihn aber ... ich will eben nicht ſagen, daß es reines Quellwaſſer war, was er von ſich gab. Hören Sie nun, was geſchah. Lenau wurde einſt geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu ſprechen. Im Verlaufe ſeiner Antwort nun äußerte er eine der kühnſten und gewagteſten Hypotheſen, die ſo abenteuerlich fremd klang, daß der Profeſſor haſtig ausrief: „Wo haben Sie das her, Herr v. Strehlenau?“ — „Das haben Sie uns ja ſelbſt diktirt, Herr Profeſſor!“ gab Lenau ruhig Beſcheid. „So?“ meinte der Profeſſor. Darauf wurde Niembſch ſelbſtſtändig kühn; er ſprach nun eine andere Hypotheſe aus, die in keinem andern Buche als in ſeinem Gehirne ſtand, aber ſo koloſſal gewagt und abſtrakt war, daß ſie ſchon im Ausſprechen in ſich ſelbſt zerfiel. Der Profeſſor wagte es aber nicht mehr, ſich nach ihrem Urheber zu erkundigen.“

Niembſch war im Sommer 1827 wieder durch einige Zeit bei Fritz Kleyle. Er ſchrieb am 26. Juni von Altenburg nach Wien:

Liebe Mutter!

Ich bringe meine Tage allhier in nützlicher Beſchäftigung und angenehmer Unterhaltung zu, und das Landleben behagt mir trefflich. Mein Freund Kleyle bietet Alles auf, um mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Liebe Mutter! in Preßburg ſah ich den Berke, der noch der alte gute Freund iſt.

Haben Sie die Güte, dem Schwager Schurz zu ſagen, er möchte gefälligſt mein Monatgeld mittelſt Poſtwagens nach Wieſelburg unter der Adreſſe des Friedrich Kleyle, erzherzoglichen Diſtriktsverwalters, ſchicken.

Leben Sie wohl! Ich küſſe Sie und meine Schweſtern. Ihr gehorſamer Sohn Niklas.

Nach durchſeſſenem Prüfungsmond ſehnte ſich Lenau wieder nach einem Hochgebirgsgange. Ich und ein jüngerer Amtsbruder von mir begleiteten ihn, und zwar abermal Gutenſtein und dann dem Schneeberg zu. Dießmal aber gingen wir von Berndorf über Hörnſtein nach Starhemberg.

Erſt bei einbrechendem Abend verließen wir die geſunkene Größe, mit dem Vorſatze nächtlicherweile die ſogenannte „Oede" zu durchwandeln, weil Schultes dieſelbe in ſeiner Schneeberg-Reiſebeſchreibung eine wahre Mondſcheingegend genannt, deren Felſen in der unſicheren Mondbeleuchtung ein ganz abenteuerliches geiſtiges Ausſehen bekämen. Unſer kluger Gefährte ſchwieg dazu mäuschenſtill; am Fuße des Burgberges aber, wo am „kalten Gang" eine Mühle liegt, empfahl er ſich plötzlich, um darin zu übernachten, mit dem Verſprechen, uns am nächſten Morgen nach Gutenſtein nachzukommen. Wir überſpannten Dichter jedoch ſchritten ohne weiters guten Muthes in die ſinkende Nacht hinein.

Bald trat uns rechts den Hügel herab nahe bis an die Straße ein ſtiller Friedhof entgegen mit geneigten, vom Monde überſilberten Kreuzen. Dieſer wehmüthig milde Anblick feſſelte lange unſere Augen, und noch viel länger unſere Gedanken. Hier war es, wo Lenau ſein Gedicht „Vergänglichkeit" empfing. Dieſer Todtenacker ſtand wie ein ernſter ſinniger Wächter am Eingange unſerer Mondſcheinsſchlucht. Bald im Schatten finſterer Felſen und dunkler Föhren, bald im glänzendſten Strahle des leiſe dahin ziehenden Himmelslichtes, wandelten wir ſchweigend fort und fort, aufhorchſam den mannigfaltigen, bald toſenden, bald koſenden Stimmen des Gebirgsbachs dicht neben uns; Alles ſonſt todt. Zu Walleck, jenſeits des Baches, ſchien ſogar der niedere Kirchthurm im Schlummer zu nicken.

Nach mehrſtündigem höchſt einſamem mährchenhaftem Wandel langten wir in der Geiſterſtunde vor Gutenſtein an. Ohne dießmal am Eingangspaſſe zu verweilen, begaben wir uns ſogleich in die furchtbar ſchöne Felſenklauſe an der Steinapinſting, in welche hinein, beinahe überhängend, traurig finſter das alte verödete Kaiſerbürglein ſtarrt, wie todesſehnſuchtsvoll zum Sprunge in den Abgrund bereit. Hier in der nur einige Schuh breiten Felſenklemme, die ganz von einer Holzbrücke ausgefüllt wird, ſo daß unter dieſer *längshin* die über einander taumelnden Wellen wüthend

loſen, iſt es in einſamer Mitternacht wahrhaft ſchauerlich. Wir, an den Fels gelehnt, ſtumm, denn Worte erlaubten uns ſchon der Wellen rollende Donner nicht, mit geſchloſſenen Augen, um nur nichts als zu hören, hingen wohl über eine halbe Stunde lang überwältigend ernſten Gedanken nach. War es doch nicht anders, als ob die Todten alle, am Weltgerichtstag aus den Gräbern aufgeſtiegen, laut heulend durch einander ihre Sünden und Verbrechen beichteten.

Endlich gingen wir ins Ort, dem einzigen Gaſthofe zu. Der Mond war noch am Himmel, aber kein Schimmerchen mehr im todesſtillen Hauſe. Eins ſchlugs. Wir konnten uns nicht entſchließen, die Schläfer zu ſtören, und ſetzten uns daher voll chriſtlicher Ergebung und Geduld auf die Bank vorm Hauſe, und thaten mehr als ob wir ſchliefen, als daß wir wirklich ſchliefen, denn hiezu war's in der Herbſtmond-Mondnacht des Hochgebirges viel zu empfindlich kalt. Am Morgen lag der erſte Reif auf den Wieſen umher, und uns auf Bart und Kleid. Huſch! wie ſchloſſen wir jetzt in die warmen Federn. Als wir Mittags halb ausgebacken an den Tiſch traten, fanden wir bereits daran unſern wohlgeſchlafenen, ganz gemächlich nachgekommenen Reiſegefährten, der uns weidlich auslächelte. Beſſer hat es zwar immer die beſonnene Perſon, aber ſchöner bleibt denn doch weit die edlere, ſüßtrunkene Poeſie!

Des nächſten Tags durchmaßen wir das ſchöne Kloſterthal ſeiner ganzen Länge nach. Gegen Mittag gelangten wir zum ſchlichten Waldbauernwirthshaus: „der Höhbauer" genannt.

Nach geendigtem ländlichen Mahle zeigte ſich Niembſch plötzlich wieder in ſeiner ganzen Urſprünglichkeit. Es ſchoß ihm unverſehens der Gedanke durch den Kopf, wir ſollten zur „Sängerin im Höllthal," wo wir übernachten wollten, nicht gemächlich in der Tiefe um den uns vor Augen ragenden, einige tauſend Schuh hohen Kuhſchneeberg herum ſchlendern, ſondern vielmehr dieß ſteile Felſenbollwerk wacker überklimmen. Ich muß geſtehen, daß ich über dieſe überflüſſige und übermüthige Kraftvergeudung nichts weniger als erfreut war. Allein was halfs? Niembſch wollte einmal, und ſo mußt' es geſchehen!

Oben auf dem Kuhſchneeberg war damals noch ein Urwald, der erſte, den Niembſch betreten. Sein Bild, demjenigen gleich, welches Lenau

ſpäterhin von einem nordamerikaniſchen Urwald entwarf („der Urwald"), prägte ſich ihm tief ins Gedächtniß ein. Eben ſo mächtig ergriff ihn des nächſten Tages das Höllthal, eines der wilderhabenſten Felſenthäler, wogegen an deſſelben Ausgange das üppige, vollkräftige Reichenauer Thal, mit herrlichem Baumplatze auf ſanften buſenartigen Hügeln, zu Füßen des Schneeberges und der Preiner Alpen, gar lieblich abſticht. Wir gelangten Abends bis Gloggnitz.

Am nächſten Tage kamen wir über die Höhen von Veſtenhof nach Nixenſtein, wo im Thale ein ſehr reicher luftreiner Born aus dem Berge an das Licht der Sonne quillt, gleichwie der noch ſchönere Kaiſerbrunnen im Höllthal ganz geräuſchlos aus dem geheimſten Buſen des gewaltigen Schneeberges emporſteigt. So quellen Gedichte aus dem Buſen eines Lenau. Zeitlich erreichten wir Buchberg, dicht am nördlichen Fuße des Schneebergs, der hier in ſeiner vollen erhabenen, ſchroffen Größe vor Augen ſteht. Den Abend benützten wir zu einem Luſtgange zum hübſchen Falle der Sirning, und durchwandelten im Abendroth vergnügt dieſes ſchweizeriſcheſte aller unteröſterreichiſchen Alpenthäler, uns zumal ergötzend an dem weithinſchallenden traulichen Rufen, womit die Bäurinnen, unter der Hausthür ſtehend, ihre auf den großen Wieſen zerſtreut weidenden Kühe und Kälber heimlocken. Das klingt noch heimiſcher als es ein Alpenhorn thun kann.

Schon bald nach Mitternacht brachen wir von Buchberg auf, um den Sonnenaufgang vom Scheitel des Rieſen genießen zu können. Und wir genoſſen ihn, ſtumm vor Entzücken.

„Liebende, die weinend mußten ſcheiden,
Und nach heißer Sehnſucht langem Leiden
An das Herz ſich endlich dürfen greifen,
Würden ſich zu küſſen hier vergeſſen!
(Lenau's dichteriſcher Nachlaß: „Die bezaubernde Stelle.")

Wir konnten uns einige Stunden lang nicht vom Gipfel trennen. Es war ein ſo reiner milder Herbſttag, daß wir uns nach abgeworfenen Röcken ins krauſe isländiſche Moos um unſern kalten Morgenimbiß herlagern konnten. Dießmal ſtieg kein Nebel auf aus dem unſernen Wetterloche, mit Bezug auf welches Lenau ſpäter ſang:

— — „ſchleudre Du
Ein Steinchen ſpielend in die Tiefen,
Du ſtörſt der Lüfte ſchwanke Ruh,
Und Nebel ſteigen, die dort ſchliefen.“

(„Leichte Trübung.“)

Auf die geſunde Bewegung in reinſter Luft, unmittelbar vom Himmel herab, o, wie ſüß ſchmeckte uns Abends wieder zu Buchberg das höchſt ländliche Mahl!

Von unſerem zweitägigen Heimgange durch durchaus ſchöne Gegenden will ich nur erwähnen, daß Lenau hier zum erſtenmal, aber nur auf einige Stunden „die neue Welt“ ſah. Es iſt dieß unſerne des Schneeberges ein zugleich ſehr ernſtes und heiteres Thal. Im Jahre 1832 zog Lenau auf einen Winter weiter weg in eine andere „neue Welt“; am 22. Auguſt 1850 aber verließ er die alte Welt vollſtändig und begab ſich in eine dritte, gänzlich unbekannte „neue“, ach, gar ſo unendlich ferne Welt, für immerdar!

Nach ſeiner Heimkunft erhielt Niembſch einen Brief von ſeinem Freunde Berke, worin dieſer bat, ihn in Güns zu beſuchen, und einige Gedichte ihm dahin mitzubringen, wie auch den Spinoza, denn er würde ſich freuen, dieſen kennen zu lernen. Niembſch folgte dieſer Einladung im Weinmonde 1827, wovon ich aber nur weiß, daß er ſehr vergnügt zurück kam.

Vom Jahre 1828 habe ich eben nichts zu erzählen; auch finde ich keine Prüfungszeugniſſe daraus vor; ohne Zweifel hat daher auch Niembſch damals gar keine Prüfungen abgelegt. Eines unverſchuldeten Grundes dieſer Unterlaſſung, z. B. einer bedeutenden Erkrankung, erinnere ich mich nicht. Wahrſcheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeſchoben, ſo daß er zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug ſich fühlte. Als er aber ſpäter, wie früher öfter, dieſelben nachtragen wollte, wurde ihm dieß nicht mehr geſtattet, da man juſt damals in dieſer Beziehung ſehr ſtrenge zu werden begann. Sonach war auch das Jahr 1828 rein verſäumt, wie die früheren von 1816, 1819 und 1823, alſo volle vier Jahre; ein bedeutender Zeitverluſt.

„Im Jahre 1829,“ erzählt uns Seidl wieder am bereits angezeigten

Orte, „war es Niembſch, in deſſen Buſen ich, vor einem der wichtigſten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausſchüttete. Der 23. des Oſtermonats, beſtimmt zum Abſchiede von meiner lieben Vaterſtadt, vielleicht auf Nimmerwiederſehen, ſollte früher noch eine Feſſel um meine Hand ſchlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag ſollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgersmädchen den verhängnißvollen Ring zu wechſeln.

„Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungeſtümer pochte, daß ſich ein Kampf von widerſprechenden Empfindungen auf meiner Stirn ſpiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „ſilbernen“ Kaffeehauſe betrat, wohin ich meinem Meiſter Niklas zu kommen verſprochen hatte, um Abſchied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überſtrömender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in haſtigen Schritten die Stube, mit ſeinen dunklen, ſprechenden, in Momenten des Gefühles faſt ſchwimmenden Augen mir in die verborgenſten Falten meiner Seele ſchauend. Streng wie ein Gewiſſensrath forſchte er mich aus, als wär' es ihm darum zu thun geweſen, mich auf einer Selbſttäuſchung zu ertappen; er machte mir tauſend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im ſchlimmen Falle meine Bahnen als Menſch und als Poet ſich kreuzen könnten, mit ſcharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er ſteigerte Blick und Stimme faſt bis zum Strafenden, bis er, überzeugt von dem Ernſte meiner Geſinnung, von der Klarheit meines Bewußtſeyns, von der richtigen und beſonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt, meine Hand ergreifend und ſie feſt ſchüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund; Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden; — Ihr — für unſereins wär' das nichts! Gott ſey mit Euch; denkt in der Ferne manchmal an Meiſter Niklas!“ — Das waren ſeine letzten Worte.

Im Jahre 1829 traf Niembſch am 24. Oktober der bitterſte Verluſt ſeines Lebens, der ſeiner innigſt geliebten Mutter. Sie ſtarb nach langwierigen unſäglichen Leiden, nachdem ihr ein von ihr darum befragter erfahrener Arzt des allgemeinen Krankenhauſes geraume Zeit ſchon vorher die völlige Unheilbarkeit ihrer Krankheit, des Mutterkrebſes, ganz

unumwunden geſtanden hatte. Die letzteren Monate hindurch ward ſie, unter ſolchen Umſtänden freilich fruchtlos, von einem der berühmteſten Aerzte Wiens beſucht, wozu die Großmutter Mittel ſchaffte. So leidenſchaftlich und leicht erregbar ſie auch ſonſt geweſen — dieſe ihre ſchweren Leiden ertrug ſie doch meiſtens ſtandhaft und ruhig; wenn ſie auch ja mitunter in lautes troſtloſes Klagen und Weinen gerieth — wie ihr geliebter Sohn eintrat, war ſie plötzlich ganz ſtill und heiter. An Pflege gebrach es ihr nicht, denn es waren drei ſchon erwachſene Töchter beſtändig um ſie, wie auch ihr zweiter Gatte, ſelbſt ein Arzt. Wie manche traurige Stunde auch ihr Sohn an ihrem Folterbette zubrachte, ſo bedurfte ſie daher deſſen doch nie als eines völligen Krankenwärters, als welcher er hie und da bezeichnet ward, wozu ihn übrigens auch ſchon ſein tiefes Gefühl, das ihn eher den zu langen herzzerreißenden Anblick leidender Geliebter zu meiden zwang, kaum geeignet haben würde.

Was Niembſch ſeiner Mutter war, und ſie dagegen auch wieder ihm, iſt aus dem Erzählten und den mitgetheilten Briefen ſchon deutlich zu entnehmen geweſen. Es obwaltet kein Zweifel, daß er ſeine großen Dichtergaben ausſchließlich nur ihr verdankte; an dieſer heißen, hellen Sonne entzündete ſich ſein gewaltiger Schöpfergeiſt. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; ſie war leichtblütig, gallſüchtig; er war ſchwerblütig, ſchwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes iſt es wohl zuzuſchreiben, wenn dieſer etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweiſe ſelbſtſüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig geweſen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, ſeine Kühnheit, die ſich raſch zu dem Aeußerſten entſchließt, von ihr, aber auch ſein Mißtrauen von ihr, ſeine ihn oft unendlich quälende Zweifelſucht. Kurz, wenn wir ſeiner, wie er da war, mit ſeinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchſter Verehrung gedenken, ſo dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleiſch von ihrem Fleiſche, ſondern auch Geiſt von ihrem Geiſte geweſen, nicht ganz vergeſſen. Deßhalb ſey ihr Staub auf ewig geſegnet!

Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man verſichert

ſeyn, daß er dabei immer der Seinigen gedenk war. Die fünf rührendſten Stellen ſind: „Der Abſchied“ und „Der Traum“ in „Fauſt“; dann die lyriſchen Gedichte: „Zuflucht“, „Der offene Schrank“, und endlich vorzugsweiſe ſein Sonett: „Der Seelenkranke.“

Nach ſeiner Mutter Tod verließ Niembſch ihre und zugleich auch ſeine Wohnung in der Roſengaſſe auf der Windmühle, weil er darin allzu lebhaft nur immer an ſie erinnert worden ſeyn würde, und nahm in der Stadt in der Weihburggaſſe 922, nahe am Franziskanerplatze, ein Monatzimmer in Gemeinſchaft mit einem jungen feurigen galiziſchen Edelmann, Namens Nik. Boloz v. Antoniewicz, dem nämlichen, deſſen „Abſchied von Galizien“ er ſpäterhin aus dem Polniſchen ins Deutſche übertrug. Dieß Lied nahm Niembſch nur in die erſten Auflagen ſeiner eigenen Gedichte auf, aus den ſpäteren ließ er es weg, weil es denn doch kein Urwerk von ihm ſelbſt, ſondern bloß eine Ueberſetzung war, und zwar die einzige, die er jemals gemacht. Ein Fingerzeig, in welcher Ausdehnung Niembſch die völlige Urſprünglichkeit und Selbſtſtändigkeit liebte, wogegen ſeine eigenen leuchtenden Fußſtapfen manchen mitunter nur allzu nahen Nachtreter fanden.

Aus der Zeit, wo Niembſch und Boloz beiſammen wohnten — anfangs wie geſagt, in der Weihburggaſſe, dann in der Wallzeile 784, und zuletzt in der Singerſtraße 891, nämlich vom November 1829 bis Ende Juli 1830 — vermochte Letzterer ungefähr Folgendes aus ſeiner Erinnerung beizubringen:

„Oft ſah ich Niembſch mit der Guitarre zu einer wehmüthigen Melodie — meiſtens ungariſche Lieder — oder zu improviſirten eigenen Arien, die er entweder pfiff oder ſang, ſich accompagniren. Meiſtens fing er mit Pfeifen an, dann überging es in Geſang, wozu ſich ſogleich ein Text fand, in gereimten oder ungereimten Verſen, Alles tief lyriſch, und dabei dermaßen ihn ſelbſt ergreifend, daß ihm faſt immer reichlich Thränen entfloſſen. Ich nahm viel Intereſſe an dieſen ſeinen Ergüſſen ſeiner Seele, und zeichnete vieles auf, ohne daß er es bemerkte; was ich ihm dann nach etlichen Tagen vorwies. Ohne mehr zu wiſſen, es ſeyen dieß ſeine eigenen Ideen und Gefühle, bewunderte er dann die Schönheit derſelben, indem er mir die Ehre anthat, dieſelben für die meinigen zu

halten, und nur nach vielen ernſthaften Betheurungen gelang es mir, ihn davon zu überzeugen, daß er ſelbſt ihr Schöpfer geweſen. O wie manches ſchöne Gedicht ſteht heute aus dieſen improviſirten wehmüthigen Texten da, und wie wohl thut es mir, ſo Manches aufgehaſcht zu haben, was ſonſt, nachdem in ſeiner dichteriſchen Seele Gefühle und Gedanken ſich raſtlos überſtürzten, mit dem Momente der Begeiſterung entflogen, und in Vergeſſenheit gerathen wäre!

Als Zug ſeiner Herzensgüte mag Folgendes angeführt ſeyn: Wir gingen einmal, ſchon in der Abenddämmerung, von Hernals nach Hauſe, und ſahen an einem Fenſter zu ebener Erde einen Menſchen ſitzen, der ein altes Kleid flickte; hinter ihm ſaß ſein Weib, und zertrennte ein ſolches; im tieferen Hintergrunde des ſchmalen finſteren Zimmerchens wimmelte aber etwas kleine Familie. Niembſch befragte den Mann um ſeine Beſchäftigung, und es kam heraus, daß dieß eine arme Schneiderfamilie wäre, die ſich kaum ſo viel täglich verdiente, um nur das zum Leben Allernöthigſte kärglich beſtreiten zu können. Nachdem des Mannes Schneiderkunſtkenntniſſe ſattſam erforſcht waren, beſtellte ihn Niembſch zu ſich, und gab ihm dort Tuch zu einem Frack, aber mehr, als er brauchte. „Ich will ihn ins Renommé bringen!“ ſagte Niembſch; es gelang aber nicht. Der arme Flicker, durch das Ungewöhnliche und Großartige überraſcht, machte eine Ausnahme und war aus Dankbarkeit redlich. Er verbrauchte gewiſſenhaft das ganze Material, und machte anſtatt einem Frack, einen Sack, worin der kleine, magere Nicolas halb verloren ſtak, und wie ein proteſtantiſcher Paſtor ausſah. Niembſch jedoch fand Alles recht gut, und bezahlte ohne mindeſten Abbruch das Conto, und als ich Ausſtellungen machte, die der Schneider ſelber einſah, wollte er durchaus nichts ändern laſſen, „um nur den armen Teufel nicht zu kränken.“ Kaum aber war der Schneider zur Thüre hinaus, ſo ſagte Niembſch: „Das iſt ein dummer Tropf! Er hätte hier keck eine Weſte für ſich erſparen können.“ Der Frack ſollte durch einen andern Schneider verbeſſert werden, es kam aber nicht dazu, und Niembſch nützte ihn, ſo wie er war, ab.

Einmal gingen wir auf dem Waſſerglacis ſpazieren und weit vor uns ein paar Fräulein in Begleitung eines Herrn, welcher einer davon

angelegentlich den Hof machte. Als die Damen auf einer Bank ſich niederließen, bemerkte Niembſch, daß der Herr Werber ſeinen Platz ſorgfältig mit dem Taſchentuche abſtaubte, die Rockſchöße behutſam bei Seite ſchob, und ſich ſodann erſt ſehr vorſichtig ſetzte. „O!“ ſagte Niembſch, „der verdient das hübſche Mädchen nicht. Schaue nur hin; er iſt verliebt, und hat noch Sinn für ſeinen Rock! Ein abſcheulicher Kerl! Das wird ein Knicker ſeyn!“

Es traf ſich einmal, daß wir nach dem Souper ſchon ſpät in der Nacht nach Hauſe gingen. Es wehte ein Sturmwind, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; es war etwas ganz Fürchterliches. Wie wir ſchon im Bette lagen, ſagte Niembſch: „Es thut doch wohl, in einem ruhigen Winkel den raſenden Kerl ſo ſchnauben zu hören. Wie ſo Mancher muß ihn unter freiem Himmel aushalten!“ — „Der hat's beſſer als wir,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn er hört ihn in ſeiner vollen unverkümmerten, wüthenden Tollheit, wenn er nicht etwa auch Kopf ſammt Ohren in einen Mäntelkragen oder ſonſt etwas geſteckt hat. „Auf dem Kahlenberge möcht' ich jetzt oben ſeyn!“ — „Das wäre ſo recht ein Stücklein für deine künftige närriſche Lebensgeſchichte,“ ſagte Niembſch, „wenn du jetzt hingingeſt.“ — „Ich gehe hin,“ rief ich und ſprang aus dem Bette, „ich will dem, der ſie einſt ſchreiben mag, Stoff liefern!“ und flugs zog ich mich an. „Biſt du toll?“ ſtaunte Niembſch. „Wenn ich's bin, ſo werden unſer zwei draußen ſeyn; der Sturm kriegt gute Geſellſchaft.“ — „Ein hübſcher Einfall!“ lachte Niembſch. „Scheint dir das, ſo komme auch du mit.“ — „Omne trinum perfectum!“ rief Niembſch, ſtand auf, zog ſich an, und wir gingen.

Unterwegs machten wir Späſſe und Witze, um uns das äußerſt Mühſelige des Ganges zu erleichtern; denn, wiewohl es nicht regnete, ſo gab uns doch der Sturm viel zu ſchaffen. Nach zwei Stunden waren wir bis zur Hälfte des Berges emporgedrungen und hatten damit ſchon mehr als genug. Mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe, ihm vielleicht auch, aber keiner verrieth es dem andern. Wir lachten den Sturm aus, wenn er in kurzen Intervallen wie auszuruhen und gleichſam auszuholen ſchien, um uns noch grimmiger zu bekämpfen. Als wir endlich doch hinauf gelangt waren, erwarteten wir oben den Tag, weil an

den Rückweg im Finstern gar nicht zu denken war. Der Tag blieb auch nicht lange mehr aus, und wir verfügten uns zum oben befindlichen Gast- und Kaffeehause, um etwas zu frühstücken. Wir klopften an. Alles schlief noch. Die Wartzeit ward nun benützt zu einem Wettlaufe um die Zeche des Frühstücks bis zu einem gewissen Punkte; wer zurückbliebe, sollte zahlen. Ich machte ein großes Wesen von meiner außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen, und verlangte daher durchaus, Niembsch sollte zwanzig Schritte vornehmen. Niembsch, der sich in der That besonderer Raschheit bewußt war, lachte mich aber aus, meinend, das hieße mich nur um die Zeche bestehlen. Ich übertrieb nun noch mehr, und brachte es so endlich doch dahin, daß er wenigstens zehn Schritte vornahm, wobei er doch auch diese geringe Vorgabe eine große Keckheit von mir schalt. Nach dem Abmessen der zehn Schritte, die Niembsch möglichst klein machte, ging es auf sein Commando: „Drei!" vom Fleck. Er riß aus aus Leibeskräften, ich that bloß etliche Sprünge hinter ihm her, und das Uebrige ersetzte ich mit heftigem Stampfen und Strampfen der Füße, wie wenn ich liefe, mußte aber über den pfeilschnell allein Dahinfliegenden so herzlich lachen, daß Niembsch darob sich umdrehte. Als er mich nun so stehen und strampfen und lachen sah, ward er so toll über mich, daß ich alle Menschenmühe hatte, ihn wieder zu beschwichtigen. Ich habe ihn nie in einem solchen Zorne gesehen, den ich auch all meine Lebtage nie vergessen werde. „Aber die Wette hast du denn doch verspielt!" triumphirte er. „Allerdings." — „Nein," rief er, „ich bin der Gesoppte, denn du hast mich anrennen lassen; ich, ich muß zahlen." Endlich entschied der Knoten des Taschentuchs, und ich hatte zu zahlen. Ich mußte ihm versprechen, gegen Niemand etwas von der Geschichte zu erwähnen, so sehr war seine Eitelkeit, oder nennen Sie es anders, dadurch verletzt. Ich sagte auch wirklich bis jetzt noch Niemand etwas davon, und überlasse es völlig Ihnen, Freund Schurz, was Sie damit machen wollen."

Ich, Schurz, theile es aber ohne Bedenken mit; denn mein verewigter Bruder Niembsch ist jetzt über alle irdische Eitelkeit, wenn es auch je eine solche gewesen wäre, hoch hinaus; mit dem Staube hat er auch diese auf ewig abgeschüttelt; sein reiner Geist lächelte nun ihrer nur. Aber es war wohl mehr als bloß Eitelkeit. Er wähnte sich im ersten Augenblicke

mißbraucht, seine Würde verletzt, und sein Zorn entbrannte. Nur einem Freunde konnte er es wieder verzeihen; einem Feinde, ja auch nur einem Gleichgültigen, hätte er solches nie gethan. Niembsch war in gewisser Beziehung ausnehmend stolz, und dieser gerechte männliche Stolz war es eben auch, der ein Dutzend Jahre darnach in einer sehr wichtigen Angelegenheit für ihn zum entscheidenden Ausschlag viel beitrug. Man behalte also gefällig diesen Zug im Gedächtnisse. Uebrigens nehme man auch noch etwa Lenau's Gedicht „Vanitas" zur Hand. Ich möchte darin fast einige Verwandtschaft mit obigem Auftritte entdecken.

Boloz fügte auch noch bei: „Niembsch verehrte sehr Dr. Hartmann, Professor der Pathologie, und hatte auch besondere Vorliebe für diesen Gegenstand. Er kam oft voll Enthusiasmus aus den Vorlesungen Hartmanns, und nannte ihn den größten Mann Oesterreichs."

Ferner: „Sie mochten, mein theurer Schurz, nicht Unrecht haben, wenn Sie in der Skizze über Lenau im Album österreichischer Dichter sagten, daß seine innige Verbindung mit mir auf Entstehung seiner glühenden Polenlieder miteingewirkt haben dürfte. Ja, er liebte jedes freiheitsinnige Volk, und in mir vielleicht mein Land. Es ist viel Eigendünkel in dem jetzt Gesagten; aber es ahnet mir, daß es dem doch so war."

Im Jahre 1830 war's, daß Niembsch sich selbst umtaufte, indem er unter dem Decknamen „Lenau" vor die Welt trat. Sein Freund Anastasius Grün — dieß ist bekanntlich eben auch nur ein Mantelname — wollte das Gedicht von Niembsch: Glauben. Wissen. Handeln. Ein allegorischer Traum" in Spindlers „Damenzeitung" senden. Die damalige österreichische Druckvehme hätte dessen Erscheinung, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solche gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelliget werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch, sogar auch noch im Unwahren wahr, nahm von seinem Ehrenworte „Strehlenau" die letzten zwei Sylben vorsichtig vors Gesicht, und sprang vor die schöne Welt. Dieß ist also die Geburtsgeschichte unseres geliebten Lenau.

Samstag, den 15. Mai 1830, traten wir wieder einen kleinen Ausflug zu unserem wiederholt, aber immer gern gesehenen Gutenstein an, in Gesellschaft von Freund Klemm, der in das Haus eines reichen jüdischen

Großhändlers als Erzieher gekommen war, und ſeines halberwachſenen Zöglings, dem der gnädige Papa die Freude eines Pfingſtausfluges gewähren wollte. Ein altes zwilchüberdachtes Bänkewägelchen wurde gemiethet, mit einem noch viel älteren Kutſcher, und einem, wenn auch nicht ganz ſo alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gäulchen. Wir rückten daher nur ungemein ſachten Schrittes vorwärts. Als es hinter Großau ins Waldgebirg bergan ging, ſtiegen wir alle ab, um dem armen abgelebten Thierchen ſeine ſaure Laſt nach Möglichkeit zu erleichtern. Indeſſen war es Nacht geworden, die dichte Föhrenwaldung vermehrte noch die Dunkelheit, und das bedaurungswürdige Wägelchen, an deſſen Seite wir theilnehmend fortſchritten, fiel auf dem elenden Holzwege mit lautem Aechzen aus einem Loche ins andere, die obendarein auch alle voll Koth waren, denn es hatte hier einige Stunden vorher tüchtig geregnet. Endlich aber ſtürzten einmal die Räder in ſolch einen bodenloſen Sumpf, daß das gute Rößlein dieſelben nicht mehr herauszureißen vermochte. Da zeigte ſich wieder Niembſch in ſeiner ganzen Niembſchheit. „Angepackt!“ rief er lachend und ſprang an das allerkothigſte Rad. Wir ſogleich alle nach; ſogar der junge Wechsler bekam ſein Rad. Im Nu war unter Hurrah das Wägelchen wieder heraus. Hierauf tappten wir uns, kothbedeckt, nach Pottenſtein hinunter, wo wir erſt zur Geſpenſterzeit ankamen und nur mit Mühe mehr in dem ſchon grabſtillen Gaſthauſe Aufnahme erlangten.

Am nächſten Vormittag beſuchten wir den Muckendorfer Waſſerfall. Einige Felſen ſtehen zerriſſen umher in ſtarrem Schrecken, während die ſchäumend toſende Mira über andere zertrümmert am Bogen liegende ſiegjauchzend hinabſtürzt. Hier ſieht man es recht klar, wie viel der auch noch ſo ſchwache ruhelos Bewegliche ſelbſt über den ſtärkſten in träger Ruhe Verharrenden vermag.

Nachdem wir uns den ernſten Anblick ſattſam betrachtet, verfolgten wir das nun kindlich tänzelnde Schlängelbächlein abwärts. Hiebei prägten ſich unſere inneren Geſinnungen wieder deutlich in äußeren Handlungen aus. Niembſch und Klemm, die zwei Ungarn ſprangen über die Windungen des Bächleins immer Eines Satzes hinweg, während ich Oeſterreicher, geſetzt und ſchwer, ſtets harmlos gerade durchwatete, der junge Wiener Zögling jedoch, der weiſeſte von allen, ſo lange ſuchte, bis er richtig

auf großen Steinen einen ganz trockenen und unbeschwerlichen Uebergang fand. Eine Bäurin sah den alten Kindern lange, lächelnd und voll Verwunderung den Kopf schüttelnd, zu.

Von der Heimfahrt nur so viel, daß es anfangs ungemein zu lachen gab, und zwar dadurch, daß Niembsch das schnarrende Ratschen des Jünglings beim Aussprechen des Buchstabens R meisterlich nachmachte. Es ist nichts ergötzlicher, als wenn ernste Männer wieder einmal kindische Kinder werden. Das aber konnte Niembsch manchmal recht von Herzen seyn.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen; Niembsch lernte, daß ihm der Kopf dampfte. Ich schrieb dieß unserem Schleifer, der mit Beginn des Jahres nach Schloß Ort am Traunsee in Oberösterreich als Pfleger gekommen war. „Deine Nachricht von unseres Niembsch dämonischem Studiren" — lautete die Antwort — „ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon Mancher zu Schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leidlich befinden mag, erdulden; doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge, wie mein Niembsch, den Geist einspannt, einjocht und hetzt, wie ein Fiakerroß, so ist das vom Uebel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtniß und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten." — Und richtig den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Eckel vorm Lernen an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. Er gab einigemal Galle von sich und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und sobald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde Schleifer in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm, in weiterer Gesellschaft eines seiner Bekannten, eines Jägeroberlieutenants, am 4. August mittelst Landkutsche, da eine

Eilwagenfahrt zu angreifend für den Geſchwächten hätte ſeyn können, der übrigens, wie er nur Wien im Rücken hatte, ſchon ſichtbar wieder aufzuleben begann.

Am dritten Tage der Reiſe übernachteten wir zu Kremsmünſter in Oberöſterreich. Im Gaſthofe dort, auf dem Gange des erſten Stockwerks, ſah Niembſch ein großes Oelgemälde mit Chriſt am Kreuze hängen; den Kreuzſtamm unten umſchlingt eine kniende, todtbleiche, wie vom Schmerz ohnmächtige Magdalena; gegenüber aber aufrecht ſteht die Mutter Gottes zwar thränenden, doch himmelangekehrten, ſchmerzverklärten Auges, und die zuckende Lippe hauchet voll Ergebung. „Du gabſt ihn — nahmſt ihn; dein Wille, o Herr, geſchehe! — Hinter ihr weint ihr neuer Sohn, Johannes, ſeinen Gram in das verhüllende Kleid. Das Bild zeigte noch einige Löcher, die demſelben im Jahre 1809 von rohen Franzoſen geſtochen worden waren. Niembſch gefiel das Bild ſehr, und er wurde darüber mit dem Wirth bald des Handels eins, ſo daß er es ſogleich zu Schleifer nach Ort mitnahm. Dort kam es einmal zur Frage, welche Geſtalt die ſchönſte am Bilde wäre? Niembſch entſchied ſich raſch für die leidenſchaftlichſte darunter: Magdalena.

„Zu meiner Seele Trauer
Die Buche beſſer ſtimmt,
Daß ſie den Winterſchauer
Sich ſo zu Herzen nimmt,“

wogegen ich mich ſehr eifrig für die auch im ärgſten Winter grüne Tanne: Maria — ausſprach. Schleifers freundliche Gattin, zur Schiedsrichterin erkieſen, äußerte ſich ganz nach Schiedsrichterweiſe: „Sie — wählten die Magdalena; Sie — die Maria; nun, ſo wähle ich nur — den Johannes!“ Der Streit ſchloß ſich ſo ſehr heiter, aber der Ausſpruch Lenau's kennzeichnete ihn ſelbſt ſehr ſcharf. Nur Leidenſchaftlichkeit, ſogar bis zur Bewußtloſigkeit; nur nicht Beherrſchung, da ſie Kaltſinn ſcheint! — — Das Bild iſt längſt ſchon in meinem Beſitze; es ſoll ein Nachbild nach Rembrandt ſeyn.

Am vierten Vormittag lagen wir ſchon in unſeres Freundes Armen. Schloß Ort am weſtlichen Ufer des Traunſees, gerade gegenüber dem ehrwürdigen Traunſtein, beſteht eigentlich aus zwei Schlöſſern, wovon

das ältere auf Bürſten im See ſelber liegt, und durch eine Brücke mit dem neueren am Geſtade verbunden iſt. Wenn ich aus unſern Fenſtern in dieſem jenes altergraue ſo ſchweigſam ernſt in den Fluthen ruhen ſchaute, gedachte ich immer Chillons im Genferſee mit ſeinem ſo rührenden Gefangenen. Ich hatte um ſo mehr Grund hiezu, als Schleifer auch gern unſern Lenau mit dem gewaltigen Byron, des Gefangenen Dichter, zu vergleichen pflegte. Unſer Hauptgeſpräch war natürlich immer die Dichtkunſt; wir fanden deſſelben faſt kein Ende.

Gedichtet ward damals von Lenau die vortreffliche „Wanderung im Gebirge“, worin die freilich auch unvergleichliche Stelle:

„Süß träumt es ſich in einer Scheuer,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft;
So mag ſich's ruhn im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft,“

den alten Freund Schleifer bis zu Thränen ergriff.

Aber auch die Welthändel beſchäftigten uns oft, denn damals war eben wegen der unterdrückten Preßfreiheit der große Lärm in Paris losgegangen, und Karl der Zehnte verjagt worden. Allein neben Gemüth und Verſtand fand auch der Gaumen köſtliche Labung. Frau Nani, unſeres Freundes noch eben ſo hübſche, als gutmüthige Gemahlin war aus allen Kräften bemüht, uns — wie ſie ſich gut öſterreichiſch ausdrückte — „ein bißl was hinauf zu füttern.“ Bei mir gelang es ihr auch ſichtbar; minder bei Niembſch, was ihn in den Verdacht bei ihr brachte: er müſſe doch wohl minder gut ſeyn denn ich. Gleichwohl ließ auch er es ſich gut ſchmecken, vor allem gebackene Teigrollen, mit ſüßer Salſe gefüllt; dieſe waren und blieben ſein Leibgericht.

Aber auch das Ohr genoß köſtliche Schmäuſe. Nach Tiſche machten wir gerne von Ort die heilſamen tauſend Verdauungsſchritte ins nahe Gmunden zum damaligen Schullehrer, deſſen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenſo viel Gefühl als Kunſt ſang, wobei ſie ſich ſelbſt auf den Taſten begleitete. Sie durfte uns faſt nichts als „Schubert“ ſingen, welcher leider damals ſchon todt war. Nach einer Mittheilung des Dichters Frankl S. 34 ſagte Niembſch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, ſo

ſchmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erſcheinen meiner Gedichte geſtorben iſt.“ Es läßt ſich daher leicht erklären, wie er nur immer ihn ſich vorſingen ließ.

Der damaligen ſüßen Schwelgerei Lenau's in Schubert iſt es wohl auch vorzüglich zu verdanken, daß er dieſen im nächſten Jahre (1831) nach Schwaben heiß mit hinaustrug, „woſelbſt — wie Frankl meldet — Schubert bis dahin noch völlig unbekannt geweſen, welchen Geſchenkes an die Schwaben ſich auch Lenau öfters ganz beſonders rühmte.“ Gleichwohl ſoll er ſich in ſpäteren Jahren (nach Emma Niendorf, S. 11) immer mehr von Schubert entfremdet haben. Nicht daß dieſer keinen Eindruck mache; er errege ſehr; aber Diſſonanzen, die er nicht harmoniſch auflöſe; er ſey zu warmblütig; er wühle ſo viel auf; es ſey eine ſentimentale Verliebtheit. In Beethoven dagegen Alles idealiſirt — Liebe und Schmerz. — Dieſes Urtheil dürfte von Niembſch in ſo ferne einigermaßen Wunder nehmen, als er ſelbſt in ſeinen Gedichten manche Diſſonanz unaufgelöſet ließ.

Wir unternahmen drei größere Ausflüge von Ort. Unſer erſter war der weiteſte; er erſtreckte ſich bis Hallſtatt. Wir beſtiegen mit Schleifer am 10. Auguſt des Morgens ein Schiff in Ort und ließen uns den grünen See entlang wiegen. In Traunkirchen, das wie eine Seeburg prangt, ſtiegen wir aus und beſahen die ernſte Kirche, und dann das ſtille Klöſterlein, worin einſt Nonnen und dann Jeſuiten gehaust. Lenau hatte nicht wenig Luſt, ſich auch dort einſam anzuſiedeln. Darauf ruderten wir bis an das obere Ende des See's, nach Ebenſee, und fuhren dann mit Poſt nach Iſchl, das damals noch minder reich beſucht war. Die Lage von Iſchl gefiel Niembſch ſehr; doch ließ er ſich nicht träumen, daß er es ſpäterhin faſt Herbſt für Herbſt wiederſehen würde. Es war gewöhnlich ſeine Raſtbank auf den ewigen Wanderungen zwiſchen Wien und Stuttgart.

Abends waren wir in Hallſtatt, deſſen ſchauerlich wilde Lage bekannt iſt. Wir ſtiegen ſogleich zum Gottesacker empor, der um die alte Kirche herumruht. Viele Gräber haben Kreuze mit vortrefflichen Aufſchriften, die an dieſem feierlichen Platze tief ergreifen. Unter einem grauen Nebenkirchlein befindet ſich ein Beinhaus, durch deſſen Gitter klafterhoch aufgeſchichtete

Todtenſchädel trübſelig herausgucken, deren jeder den Namen ſeines vorigen Beſitzers an die Stirne geſchrieben trägt. In der Außenmauer aber iſt eine kleine Niſche, woraus ein ſchneeweißer Todtenkopf unverwandt in die düſtere Gegend hineingrinst. Als wir das erſtemal dort waren, dämmerte es bereits, und der Eindruck war auf uns alle, Niembſch, Schleifer und mich, ſo ſtark, daß wir ganz traurig und ſtille wurden. Niembſch und ich gingen ſpäter abermal hinauf, als die Sterne ſchienen und ein laues Lüftchen über die Gräber hauchte. Lange ſaß Niembſch, der Vergänglichkeit Sänger, unter den Vergangenen, mit in die hohle Hand geſenktem Haupte, indeſſen ich von dem Grabtuche des dunklen See's mild freundliche Sterne im Widerſcheine tröſtlich heraufblinken ſah. Unſere Trauer ward ein ſanfter Ernſt.

Dieß war ein würdiges Seitenſtück zu unſerem Mondſcheinfriedhofe bei Starhemberg und zur hehren Mitternacht in der Steinapinſtingklauſe.

Den nächſten Morgen wandelten wir durch ein einſam Schluchtenthal voll rieſiger Felsblöcke und übermooster Geröllhügel — wir werden ſpäter eine holdere Geſtalt über letztere klimmen ſehen — zum herrlichen Strubbach, dem Dachſteingletſcherjungen, der mit unbezähmbarer Wildheit jauchzend über die Mauern herab ins Thal ſpringt, daß ihm die naſſen Locken im Winde weithin ſich zerſtäuben.

Bis Abends gelangten wir glücklich in unſer geliebtes Ort zurück, eine neue Welt im Buſen.

Lenau's Geburtstag, den 13. Auguſt, wollten wir auf dem Traunſtein feiern. In zwei Drittel Höhe von dieſem ruht ein ſtiller, kleiner See, der Laudachſee, zur Hälfte von ſenkrechten ſpitzen Felſen, Orgelpfeifen gleichend, umſtanden; das dieſſeitige Ufer dagegen iſt flach, dicht umwaldet, und nicht ohne einiges Schilf, das ſchwermuthsvoll mit einem einſamen Hüttlein koſet. Hieher lagerte ſich, nach ein paar Stunden ſteilem Klimmen, unſere Geſellſchaft, von einer Sennin vermehrt, welche die eigene Kunſt verſtand, ſo eigenthümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerriſſenen Felſen jenſeits des See's nicht ſowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr ſolche zu einem mehrſtimmigen, faſt abenteuerlichen, aber zugleich höchſt ſchönen Liede zu verflechten und zu ergänzen ſchien. Die Felſen belebten ſich ordentlich an der Maid

(ſ. Lenau's Gedicht: „die Sennin."). Hier ſey unter einem eines anderen abſonderlichen Echo's nebenbei erwähnt, das Niembſch in ſpäteren Jahren bekannt wurde, und zwar beim hinteren Langbathſee nächſt Ebenſee, wenn kein Irrthum obwaltet. Niembſch nahm einen Burſchen dahin mit, „denn man muß im Gebirge immer wiſſen, was man braucht," ſetzte er lächelnd hinzu. Dieſer Burſche mußte ihm pfeifen. „Das war aber merkwürdig, es war, als wenn lauter Vögel in den Felſen ſäßen." (Niendorf 151.)

Das war ein fröhlicher Lenau-Geburtstag, ſein neun und zwanzigſter. Lenau zeichnete an Ort und Stelle ſich ſelbſt und einen gemüthlichen Gmundner Kaufherrn, wie er ſelbſt — die Führerin und dieſer — die Sennin traut umſchlang, während wir übrigen drei: der Jägeroberlieutenant, ich, und der ſchmucken Führerin Bruder, ein heiterer, friſcher Burſche, die vollen Gläſer hoch anſtießen. Dieß Blatt, von ihm der Großmutter nach Wien geſandt, entlockte ihr lautes Gelächter.

Einen nicht minder ergötzlichen Abſprung machten Lenau und ich ganz allein in die Viechtau nach Neukirchen. Aus der Viechtau kommen die Sturmwinde, die den See brüllen machen und mit Schaum bedecken, und dieſe Viechtau brauet die Hagelgewitter, welche häufig dort die Saaten bis auf den letzten Halm zerſtören. Nur durch eine mäßige Höhe vom Traunſeekeſſel getrennt, iſt ſie bedeutend doch ſchon rauher als wie dieſer. Wir gingen hinüber, uns das Ungethüm zu beſehen, da aber eben ein ſehr ſchönes Wetter war, ſo lächelte uns jenes gar lieblich an, und wir wurden an ihm ganz irre. Auch die Menſchen ſogar ſchienen uns faſt noch freundlicher als irgendwo, wenigſtens die Frau Wirthin in Neukirchen, ſehr hübſch, von etwa gegen die dreißig, und ihr holdes Jungfer Schweſterlein, von etwa gegen die zwanzig. Die letztere hieß Zilerl, d. i. Cäcilia. Lenau, der, wenn er aufgelegt war, äußerſt liebenswürdig ſeyn konnte, neckte ſich baß mit Zilerl, und ſo blieb mir die Wirthin zu unterhalten, während ſie beide ein treffliches ländliches Mahl uns bereiteten. Da geſchah's, daß Zilerl einen vorübergehenden Burſchen, dem ſie etwas aufzutragen hatte, bei ſeinem Namen „Ruderl" (Rudolph) anrief. Darob war bei Lenau der Teufel plötzlich völlig los, und er konnte ſich vor Lachen kaum mehr halten, denn nicht bald ſchienen ihm zwei Namen beſſer

ſich zuſammenzuſchicken, als Ruderl (Ruderlein) und Zilerl (Kähnchen, von „Zille“, Kahn); und er erbot ſich ſogleich ſelbſt mit maßlos ſteigendem Gelächter für ewig dem „Zilerl“ zum „Ruderl.“ So vermochte denn auch einmal ein einziges kleines Wort den Dichter, den oft nur ein Wörtlein ſchon zum Tode betrübt machen konnte (ſ. „Leichte Trübung“), zum freilich geringen Entgelt auf den Gipfel harmloſeſter Luſtigkeit zu erheben.

Das Schäckern dauerte bis Nachmittag. Da ſchlichs plötzlich an den Fenſtern vorüber, und zwei Augen blitzten ins Zimmer herein. Der Herr Wirth war heim. Es grollte wie Viechtaudonner dumpf, und wir empfahlen uns dem Herrn, bei deſſen unfreundlichem Anblick uns eine Ahnung anwandelte, daß es denn doch in der Viechtau böſe Stürme und Hagelſchläge geben könnte.

Gleich darauf, Anfangs September 1830, mußte der völlig wiedergeſtärkte Niemſch unmittelbar nach Wien zurück, um ſich für die rückſtändige Prüfung vorzubereiten; ich aber, da ich noch vierzehn Tage Urlaub hatte, ging noch zum Gollinger Waſſerfalle und zu dem ihm nahen Salzaöfen in Salzburg und zum Königsſee in Berchtesgaden. Beide riefen wir, indem wir von Gmunden Abſchied nahmen, die Schlußworte meines Gedichtes „Gmunden“:

„Ach, Gmunden, immer, immer ſchön,
Dir laſſ' ich meine Seele!“

Niembſch wohnte in Wien jetzt bei uns, am Alſerglacis, im Schwarzſpanierhaus, Z. 200, das ehemals ein Kloſter für aus Spanien gekommene ſchwarzbekuttete Mönche war, und dadurch ſehr merkwürdig iſt, daß der große Beethoven im Jahre 1827 darin ſtarb. Das Zimmer, worin nun Lenau dichtete, und worin vielleicht noch fünfzig Jahre früher ein finſterer Mönch ſich blutig geißelte, lag rückwärts im zweiten Stock, und ſein Fenſter, das äußerſte, ſah gegen den damaligen ſehr ſchönen und großen Garten. Niembſch lernte eifrig. Aber noch in dem nämlichen Monate erkrankte die ſonſt noch ſehr rüſtige Großmutter heftig und ſtarb den 26. September 1830 am Brande der Alten. Es war kein gültiger letzter Wille vorhanden, und ſo wurde das hinterbliebene Vermögen von beiläufig 30,000 fl. in Silber nach dem Geſetze zu gleichen Theilen den

drei Enkeln, Thereſe, Nikolaus und Magdalena, zugeſprochen. Kaum ſah ſo Niembſch für längere Zeit ſeine Zukunft geſichert, ſo beſchloß er, die ihm ſchon ſo bitter verhaßte Schullernerei, die er nun ſchon durch mehr als zwanzig Jahre wie in der Frohne betrieb, wenigſtens vor der Hand, auszuſetzen. Vergebens beſchworen ihn ſeine Freunde, er ſollte mindeſtens die ſchon ſo nahe Meiſterweihe in der Heilkunde noch erſtreben, damit wenn die mäßige Erbſchaft, deren Zinſen ihm kein genügendes Auskommen gewährten, allmählig zerſchmölze, er ihr unbekümmert nachblicken könnte. Insbeſondere ſchrieb ihm in dieſer Angelegenheit Freund Schleifer am 13. November 1830.

Mein theurer Freund!

Empfange aus vollem Jubel meines Herzens den Glückwunſch zu dem ſchönen Looſe der Freiheit, des herrlichſten Geſchenkes, das Gott nur ſeinen Geliebteſten aufbewahrt; ich fühle den hohen Werth ſolch eines königlichen Lebens ſo gut als Du, und theile das erhebende Gefühl Deines Buſens. Auch die Begeiſterung, mit der Du Deiner Braut, der Muſe, gedenkſt, findet ihren treuen Wiederhall in meiner Seele; ja, dieſe Braut iſt Deiner und der Liebe aller Edlen werth, und ſie wird nicht ermangeln, mit reichem Segen ihrem hochherzigen Paladin zu lohnen; aber ... ein aber noch? — Ja, dieſer Paladin muß noch mehr thun, als ſeiner Braut anhangen, und nur mit den Preiſen geſchmückt, die er für die Sache der Menſchheit gewonnen, darf er um die ihrigen in die Schranken treten. Alſo nicht ſollſt du Arzneikunde üben, nur damit Du von ihren Spenden den Bäcker- und Fleiſcher-, den Schuſter- und Schneider-Conto befriedigſt, ſondern damit Du hier einen Vater ſeiner jammernden Gattin, ſeinen vor Angſt ſinnloſen Kindern wiedergibſt; dort einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, und dort einem trefflichen Mädchen ihr Eins und Alles auf Erden, ihren Bräutigam, retteſt; und dafür forderſt Du nicht den gemeinen Taglohn der Viſitenmacher, den verſchmäheſt Du! ſelbſt die Thränen des Dankes und Entzückens der Geretteten genügen Dir nicht, aber mit dem Göttergefühle des Bewußtſeyns Deiner That ſollſt Du heimkommen in die ſtille Kammer Deiner ſüßen Braut, und ihre Umarmung voll Inbrunſt wird Dich emportragen durch alle Himmel, und Geſichte wirſt Du ſchauen, zu denen hinan noch keines Sterblichen

Auge ſich gewagt hat. Ein reiches Talent war Dir verliehen, und Rechenſchaft wirſt Du geben, wie Du damit gewuchert haſt; es gibt, ja es gibt ein zweites ſchöneres Daſeyn, und eben des Dichters glühender Durſt ſpricht dafür als ſeines vorausgeſandten Herolds, und es ſteht nur bei Dir, ob jene Ringer auf dem Sterbelager Dir jenſeits mit dem freundlichen Lächeln des Dankes, oder — verſäumt und verlaſſen von Dir — mit trotzig abgewandtem Geſichte, wie Dido dem Aeneas, begegnen ſollen.

Du ſiehſt wohl, ich könnte Bögen voll ſchreiben, wollte ich meine Anſicht ſchulgerecht vertheidigen und durchführen; doch wozu? Ich habe meine Pflicht gethan und geſprochen; erfülle nun Du die Deine, und denke darüber nach. Schwerer und mühvoller iſt allerdings das Ziel, das ich Dir ſtecke, zu erringen; aber das darf dich nur anſpornen, nicht zurückſchrecken.

O mein edler Freund, welch ein Gedanke, wenn ich, mein Weib, meiner Kinder eines krank würde, und Du unſer Arzt, unſer Retter! — Und doch, um ganz ehrlich zu ſeyn, muß ich Dir ſagen, nachdenken magſt Du wohl über meine Worte, aber entſcheiden dürfen ſie nicht; denn von Dir in der ſtrengſten Perſönlichkeit iſt die Rede. Greif' in Deinen Buſen und handle! Nach dem Sinne eines Andern kann niemand leben und gedeihen.

Lenau blieb bei ſeinem Entſchluſſe. Er verſprach, wohl mehr nur zur Beſchwichtigung ſeiner Freunde, ſich's angelegen ſeyn zu laſſen, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es ſchneller ginge, das Doktorat zu erlangen. Vor allem wollte er jetzt ſeine Gedichte ſichten und ſammeln, und da er ſie in Oeſterreich unmöglich herausgeben konnte, ſie zum Drucke nach Stuttgart tragen, wenn ſich dazu nicht etwa anderwärts Gelegenheit böte. Zu dieſem Ende ſchrieb er dann auch an Braun von Braunthal nach Berlin, mit dem er in Wien viel Umgang gehabt, und der ſich damals als Dramaturg des königsſtädtiſchen Theaters zu Berlin befand. (S. „der Wanderer." Wien 14. März 1851. Z. 123.)

Wien, den 17. Juli 1831.

Lieber Braunthal!

Ich hatte eine große Freude darüber, daß Sie meiner gedachten, und ſo warm, ſo freundlich gedachten. „Ein Gedicht iſt kein Glaubens-

bekenntniß," ſagt Eulogius Schneider in ſeiner Vorrede, dieſer alte Eſel; er hat aber Recht. Was mein Braunthal in einem Gedichte über Freundſchaft ſagt, kam auch nicht vom Herzen; gerade der iſt einer von den wenigen, denen es nicht genug iſt, die Freundſchaft zu nennen. — Alſo Sie ſind ſtarken und guten Muthes. Das iſt recht, und iſt, was mich an Ihnen immer erfreut hat. Hätte ich nur auch dieſe herrliche Zuverſicht, dieſes Selbſtvertrauen! Sie treten kühn unter den wühlenden, polternden, ſchweißtriefenden Menſchenhaufen, und rufen mit ſtarker Stimme: „Haltet ein! Wiſcht euch die Stirne ab; ich werd' euch ein Lied ſingen, das euch erquicken ſoll und laben; horchet!" Der Schwarm ſteht ſtill, laufcht, und iſt beglückt durch die Gabe des Sängers. Dieſer Stolz, der zuverſichtliche, mit dem Sie ſagen: „meine Lieder müſſen gefallen!" iſt eben ein Bürge dafür, daß Ihre Lieder von oben ſind, daß Sie, von Weihe durchdrungen, ſich als den Geſchäftsführer der allerhöchſten Majeſtät, des Liedergottes, fühlen; daß Sie es als einen zufälligen Umſtand betrachten, warum er gerade Sie zu ſeinem Geſandten erkoren und Ihnen das Creditiv geſchrieben hat auf Herz und Stirn. Sie reden im Namen Ihres Herrn; darum ſo keck, darum aber auch ſo ſchön. — Ich lebe auch, bin auch geſund, und ſeit ich Ihren Brief erhalten, geſunder als zuvor. Geſundheit iſt auch anſteckend. Die Poſt iſt das einzige Fenſter, durch welches manchmal friſche Luft hereinſtreicht in unſer großes Noſocomium, wo Kranke aller Art herum liegen, von denen einige unter ihrer Decke ſchreiben, denen aber die wohlmeinende, aufſichtige Wärterin Cenſur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau doch einmal abgedankt. Doch nihil de odeosis! „So höre doch einmal auf mit deinem doch, du ſchlechter Proſaiſt!" werden Sie ausrufen. Ich habe ſeit Ihrer Abweſenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünſchte ich herauszugeben unter einem Pſeudonym. Wiſſen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuſcript ſchicken. Sie ſind der einzige Menſch, in deſſen Hände ich meine Gedichte, mein um und auf dieſes Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin ſind, ſehen wir uns vielleicht, da ich nach Schleſien reiſen werde, von wo aus ein Abſtecher zu Ihnen nicht viel

Umstände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dermaligen Thätigkeit gar so gerne belauschen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geschäfte mit ruhiger Faust hindurch steuern; Sie freuen und sehnen sich nach unserem Oesterreich zurück. Ja das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Lande vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz.

Das Gedicht, so Sie mir geschickt, hat mir recht gefallen. Es herrscht darin eine besonnene Begeisterung, wie solche vielleicht nur Ihnen eigenthümlich ist. Auch den Wogen Ihres Busens, wie den Wogen des Lebens, rufen Sie ein gebieterisches: quos ego! — Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß ein Lustspiel von H., genannt: „Das Lustspiel," auf dem Burgtheater gespielt worden, und daß der Verfasser dabei seinen Ruf als dramatischer Dichter verspielt hat. Das ist nun freilich kein Morgenstrahl für Oesterreichs goldene Zeit, die Sie mir in Ihrem Briefe verheißen; aber ich glaube doch an eine solche.

Schreiben Sie mir ja recht bald und schicken Sie was Neues von Ihren Gedichten.

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund Niembsch.

Niembsch an Braunthal.

Wien, den 11. Mai 1831.

Mein theurer Braunthal!

Vergib, daß ich Dir erst heute schreibe. Ich war krank, und zwar an einer Gallsucht! Gelb die Haut bis unter die Haare, gelb das Auge und alles, was ich damit ansah. Nun verschwindet das Uebel wieder langsam; es hat mir gerade keinen Schmerz verursacht, aber eine große

Niedergeſchlagenheit, Mattigkeit, Unbehagen, und du weißt, das iſt ärger als Schmerz. Nun bin ich ein Geneſender, und zwar ein Geneſender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne; wir haben herrliches Wetter, die Bäume ſchlagen aus, die Vögel ſind wieder da mit ihren Geſängen, und mein Herz iſt voll ſüßer Freude, ſeit mir der Lenz hinein geweht! Siehſt Du, Freund, das wollt' ich abwarten, bis ich Dir ſchriebe; ich hätte es als einen Verrath an mir ſelbſt betrachten müſſen, hätt' ich dir früher geſchrieben und deinen in jeder Hinſicht und durchaus herrlichen Brief nicht heiterer Seele beantwortet.

Es frohlocket in mir die Ueberzeugung, zwei Künſtler können Freunde ſeyn, ja ein Künſtler kann nur einen ſolchen zum Freunde haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu ſehen, wie der Freund ſich Bahn macht, wo noch keiner gegangen; wie Felſen, die einen andern in die Tiefe ſchleuderten, ihm dienſtbar ſind und ſeiner Sohle liebkoſen; wie Abgründe ſo zahm um ſeine Pfade herum liegen, und ſich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der ſie hinweg lächelt in ſeiner männlichen Sicherheit; zu ſehen, wie er ſo weiter ſchreitet immer dem Ziele zu, iſt das nicht gerade die höchſte Freude der Freundſchaft? Kann ein Dichter einen Menſchen zum Freunde haben, den er gerade in den ſchönſten Stunden ſeines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die ſelige Heimath hinauf, ſondern zurücklaſſen muß auf der Erde, und als Ballaſt über Bord werfen? Deinem Innerſten kann ein ſolcher Menſch nie nahe kommen; als ein Fremder muß er dir erſcheinen, der eine ganz andere Sprache ſpricht, und die deinige nicht verſteht.

Colliſionen können unter Künſtlerfreunden auch nicht entſtehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menſchen werden ſich nie auf den Fuß treten; die Sterne ſtoßen nicht zuſammen, die Vögel der Luft fliegen ſich nicht in den Weg; in den Weg kann man ſich nur treten, nur die Heerde, die das Leben durch ſeine engen Straßen treibt, ſtoßt und reibt ſich. Wenn Seneca ſagt: „non arietant, nisi in eodem ambulantes,“ ſo hat man das ambulantes nicht ſo ſtreng zu nehmen; das iſt mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menſchen, als das freie Luſtwandeln des künſtleriſchen Lebens. Freilich müſſen die wie zwei Böcke

aneinander fahren, wenn ſie ſich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzuſetzen begierig ſind.

Mein theurer Braunthal, o wärſt Du hier! Mir iſt immer, als ob wir uns nie mehr ſehen würden. Ich bin ein unſtäter Menſch auf Erden. Wäreſt Du hier, daß ich den Frühling mit Dir genießen könnte! Mich hat in meinem Leben kein Frühling ſo gefreut, wie dieſer. Mich hat eine unwiderſtehliche Sehnſucht überkommen, fort zu gehen ins Gebirge; in einigen Tagen geſchieht es, könnte es mit Dir geſchehen!

Ich danke Dir für Deine Sorgfalt in Betreff der Herausgabe meiner Gedichte, daß Du mir den Copiſten genannt und die Wege angezeigt, wie ich meine Kindlein hinausbringen ſoll. Copirt werden ſie bald ſeyn; ob es aber räthlich, ſie mit dem Poſtwagen abzuſchicken, bezweifle ich.

Hier überſende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigſt drucken zu laſſen; das Wo bleibt Dir zu beſtimmen.

Ich ſchreibe Dir bald wieder. Lebe wohl, ich umarme Dich. Dein Freund Niembſch.

Das überſendete Gedicht war: „Die Zweifler.“ v. Braunthal ließ es in dem Berliner Tagesblatte „Der Freimüthige“ abdrucken.

Lenau hatte im Hornung geſchrieben, daß er nach Schleſien reiſen würde. Seine Abſicht war geweſen, ſeinen Freund Fritz Kleyle zu Friedeck in kaiſerlich Schleſien, woſelbſt derſelbe Oberleiter der Erzherzog Karlſchen Güter geworden war, wieder einmal zu beſuchen. Die Gelbſucht, die ihn befiel, hielt ihn davon ab. Um dieſe zu vertreiben, band ihm ſeine Schweſter, meine Frau, einen Aalfiſch zwiſchen die Schultern. Es half ihm aber nicht, weil er ſich darüber nicht entſetzte.

Im Mai ſchrieb er, demnächſt ins Gebirge fortgehen zu wollen. Er hatte ſich durch ſeinen Freund Berke, welcher zu Güns in Ungarn, unferne der öſterreichiſchen und ſteiriſchen Grenzen, in herrlicher Gebirgsgegend wohnte, ein Stündchen davon zu Rattersdorf ſchon ein Stübchen in einem Bauernhauſe für einige Wochen miethen laſſen. Er ging aber auch hieher nicht, weil dazumal die Gallbrechruhr dort drohte, von welcher

er leicht in den dortigen bekannten „verdammten“ Gottesacker hätte geliefert werden können. Das sehr liebliche Gottesäckerchen dort wird nämlich weder von Planke noch Mauer, sondern nur von einem kleinen Damm umschützt, der wohl zwar das größere Vieh davon abhält, die Hühner der nahen Hütten aber nicht, welche ganz harmlos ihre Eier in das Gras der Gräber legen. Wie traulich gesellen sich so Leben und Tod!

Zweiter Abschnitt.

Die zwei „prägnantesten" Jahre.

Lenau wollte also von Wien nach Stuttgart, um dort seine Gedichte herauszugeben. Hiezu trieb ihn nicht nur wohlanstehender Ehrgeiz, nicht bloß die kühne, erhabene Lust, den Flügelgaul vor den Augen einer bewundernden Welt zum Himmel empor zu spornen, auch irdische Vorsorge nöthigte dazu. Lenau war nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben. Zu seinem Bedarfe reichte aber der Ertrag des nur sehr mäßigen Vermögens, das aus Bankantheilen und Staatsschuldbriefen bestand, bei weitem nicht hin.

Ueberdieß war aber zu jener Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen in Aufstand sich befanden, und es sogar in Deutschland mächtig gohr, der Geldmarkt äußerst schwankend. Lenau befürchtete eine große Entwerthung seiner Papiere, wenn er sie nicht bald verkaufte. Auch hatten ein paar Börsenmänner unter seinen Bekannten ihn aufgemuntert, unter solchen Schwankungen, wo ein günstiger Wurf über Nacht einen bedeutenden Gewinn bringen könnte, auch sein Glück zu versuchen: „Wer wagt, gewinnt!" Er thats, aber nicht mit gehofftem Erfolge. Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen! Mit vielleicht schon gehälftetem Vermögen begab sich Lenau Ende Juni 1831 nach Stuttgart auf den Weg; aber bereits damals trat aus dem Hintergrunde sein Plan zuweilen hervor, den Rest seiner Baarschaft nach Nordamerika zu flüchten, und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder sich verwandeln sollten.

Der Abschied fiel ihm denn doch sehr schwer, aber unendlich schwerer

noch ſeiner treuen Schweſter Thereſe. Sie war Anfangs Juni mit den Kindern nach Mödling gezogen, nachdem er ſich ſchon früher ein Zimmer in der Stadt, in der Kärnthnerſtraße, im Eckhauſe der Himmelpfortgaſſe, 967, neben dem Gaſthofe zum Erzherzog Karl, genommen. Beim Abſchiede in Mödling ſchnitt er ihr eine Haarlocke ab, die er mitnahm. Als er dreizehn Jahre darnach dieſe zufällig wieder einmal zu Geſichte bekam, benetzte er ſie noch mit Thränen der Rührung. Sie iſt noch vorhanden. Kaum war er von Mödling fort, ſo ſchrieb ihm ſeine Schweſter nach Wien nach:

Liebſter Franz! Deine Reiſe macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute ſchon vergoſſen. Wann werde ich Dich wiederſehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröſtendes! Ein Jahr iſt eine ſehr lange Zeit; mir iſt ſo bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und ſchone Deine Geſundheit, wenn Du das Spital beſuchſt; ich beſchwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schweſter Theres.

Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches Theres noch immer wie ein Heiligthum bewahrt, lautet alſo:

Liebe Schweſter! Mir iſt ſehr leid, daß Dir meine Abreiſe ſo viel Kummer macht; ich hoffe, daß Du mir eine Schweſter biſt, wie wenige ſind, ſo wie Du überhaupt ein Weib biſt, wie es wenige gibt auf Erden. Mit ſchwerem Herzen verlaſſe ich Dich, Du meine liebe gute Reſi! Ich komme gewiß bald zurück. Ich verſpreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlaſſe, ſo lange Du darin biſt, und daß ich die Erde nicht verlaſſen möchte, ginge mir es auch noch ſo ſchlecht, ſo lange Du ſie mir durch Deine Liebe verſchönſt. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienſt. Gott ſegne Dich und die Deinigen. Dein Bruder.

Am 9. Juli 1831 ſchrieb mir Niembſch aus Gmunden:

Mein lieber Bruder!

Du haſt Dich nicht verrechnet, ich bin ſeit dem 3. in Gmunden. Es hat doch einen eigenen Zauber, dieſes Gmunden, und wie vor einem

Jahre, fühl' ich das Bittere des Scheidens auch jetzt. Uebermorgen, d. i. den 11., reiſe ich ab nach Salzburg.

Bruder! ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unſerem geliebten! Wie ſchön iſt es hier, wie ſchnell ſind mir die Tage wieder vergangen! Wenn nur Du hier wäreſt! jeder Buſch, jeder Stein, jede Welle ſcheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: haſt du den nicht mitgebracht, der uns ſo ſchön beſungen? Auch die Menſchen haben ſo gefragt, beſonders unſere trauten Wirthe zu Ort. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht, und frohe Geſichter, wenn ich weidlich einhieb in dieſe wahrhaft klaſſiſchen Rollen, bullao anreao.

Vorgeſtern hab' ich den Traunſtein beſtiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Waſſer ungefähr ¾ Stunden nach der Lanauerſtiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und ſeine Schweſter Nani; er ein rüſtiger Gemſenjäger, ſie eine hübſche blauäugige Dirne. Wir ſtiegen aus und die ſteilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrauſch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit ſolcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben ſagte: „das iſt recht! ſo halt! weil Sie da herauf ſo gut kommen ſind, ſo werden Sie auf den Traunſtein wie ein Hund hinauflaufen.“ Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Ausſicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Rieſenkette von Bergen in der Ferne und endloſe Flächen. Das war einer der ſchönſten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeiſtert. Wenn mir mein Führer ſagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!“ ſo lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zuſammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtiſch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuverſicht ſtieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußerſten Rand eines ſenkrechten Abgrundes, daß die Nani aufſchrie, mein Jäger aber frohlockte: „das iſt Kuraſchi, da iſt noch keiner von den Stadtherren außitreten.“ Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemſenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande ſtand, war die allerſchönſte meines Lebens, eine ſolche mußt auch Du genießen. Das iſt eine Freude! Trotzig

hinabzuſchauen in die Schrecken eines bodenloſen Abgrundes und den Tod heraufgreifen ſehen bis an meine Zehen, und ſtehen bleiben, und ſo lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz ſehen, bis es ſich erheitert, gleichſam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menſchengeiſtes, bis es mir ſchön wird, das ſchreckliche: Bruder, das iſt das Höchſte, was ich bis jetzt genoſſen, das iſt ein ſüßer Vorgeſchmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommſt, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunſtein: ſein Sohn Hansgirgl ſoll Dich auf den Traunſtein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus, und denke dann in der ſeligſten Minute Deines Lebens an mich. Du wirſt mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Theil des Tages auf der Spitze des Berges zu. Ha, wie ſchmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie ſchmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins! Vivat Traunſtein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüſtig und ſchnell, in ¾ Stunden waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Greisbeils bald; ſtellenweiſe fuhren wir auch ab über das Geröll, thaten manchen luſtigen Sprung, und trieben allerlei Kurzweil, beſonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunſteins gepflückt, und Nimmernix genannt. Du erhältſt es in dieſem Briefe. Die Sennimen geben ihren Burſchen, wenn ſie von ihnen beſucht werden, immer einen Blumenſtrauß; findet ſich darin dieſes Nimmernix, ſo iſt es nix. Mit unſerem lieben Schleifer habe ich einige Götterſtunden verlebt; ich finde ihn heiterer als voriges Jahr. Und nun ſehen die letzten Zeilen meiner lieben Schweſter geſchrieben. Sie erſcheint auf dem Boden dieſes Briefes, wie ſie auf dem Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schweſter! wie oft hab' ich an Dich gedacht, und Dein weinendes Antlitz geſehen in der Ferne! Bruder, Du haſt ein edles Weib, bewahre ſie wie Dein Auge.

Nun lebt wohl, meine Lieben, ich küſſe euch herzlich, euer treuer Bruder Franz. Meine Adreſſe erhältſt du von München aus. Lebt wohl! — Grüße meine Freunde; bald ſchreib ich einem und dem andern.

Man ſieht aus dieſem begeiſterten Briefe, welchen ungeheuren Eindruck die ſo ſchönen öſterreichiſchen Alpen auf den empfänglichen Sohn

der unermeßlichen ungariſchen Flächen zu machen pflegten. Ferner zeigt uns ſeine Erzählung, wie reich auch Lenau mit Körperkräften ausgeſtattet, wie muthig, ja, wie tollkühn faſt er war und wie heiß das kriegeriſche Blut ſeiner Ahnen durch die Adern ihm wallte, da er „die Freuden des Schlachtfelds“ über alle anderen ſtellte. Eher klein als groß, aber ſtämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Bruſt, mit ſehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Verwegenheit und ſtets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Huſarenoberſt geweſen. Sein ſehr großer Schädel zeigt die Hülfsmittel des Dichters in höchſter Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne beſonders breit, über der kräftigen, ſanftgeſchwungenen Naſe gern ſich ſtark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft ſich zuſammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenau's Geſicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyroliſchen größten Volkshelden Speckbacher ſehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen ſchmalen Lippen entſchloſſen geſchloſſen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geiſt, Tiefſinn und Schwermuth ... welch ein herrliches Geſicht! Hand und Fuß ariſtokratiſch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlaſſen; meiſt gebeugt ſitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen ſich ſchwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich faſt, ſtets rein behandſchuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; ſo, ſo war Lenau zu jener Zeit, als ſein Name zuerſt durch die Welt flog.

Als theilweiſer Beleg und zur Ergänzung des Vorſtehenden möge hier angeführt werden:

Unter den drei Dingen, die er gern vollbracht hätte, ſtellt Lenau ſelbſt das Stehen in einer Schlacht oben an:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Geſtanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geſchwungen.“

(„Der Pechvogel.“)

Lenau wollte als Jüngling in der That Huſar werden, wie einige ſeiner mütterlichen Verwandten, aber ein ſtreitender, nicht bloß ein reitender; und ſo hielt ihn der damalige ausſichtsloſe Frieden davon ab. — Lenau's kriegeriſcher Geiſt glüht uns aus vielen ſeiner Lieder an, z. B.: „Die Werbung," „Huſarenlieder," „Miſchka an der Theiß," „Johannes Ziska," „die Albigenſer" u. v. a.

Seine obenerwähnte ſtarke Stirnfalte, draus die Zornsader aufſprang, zeichnete Lenau ſelbſt ſehr kräftig in mehreren Stellen. Siehe: „Fauſt: „Die Warnung" und „der Mord"; dann auch „das Gewitter," in „Wanderung im Gebirge."

Als dießmal Niembſch bei Schleifer war, führte ihn dieſer ans Fenſter und gab ihm ein Fernrohr in die Hände: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magſt die blitzenden Fenſter zählen des hervorragenden ſtattlichen Pflegerhauſes, das ſich im See wiederſpiegelt und rings der herrlichſten Ausſichten genießt Deinem Traunſtein gegenüber. Es iſt jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter ſammt etwaiger Braut aufzunehmen, die ſich wohl auch bald ganz in der Nähe finden laſſen würde." — Schleifer ſprach alſo, weil ihn Niembſch noch im Anfang November 1830 ſchriftlich erſucht hatte, ihm irgend ein ſchöngelegenes Häuschen am Traunſee anzukaufen. Niembſchens Anſichten hatten ſich aber binnen weniger Monate weſentlich verändert; anſtatt ſich anzuſiedeln, gedachte er jetzt zu reiſen. Die Schmälerung ſeines Vermögens rückte Hauskauf und Verehelichung in unbeſtimmte Fernen.

Am 11. Juli 1831 alſo ſetzte Niembſch ſeine Reiſe über Salzburg fort. Am 16. meldete er aus München ſeine baldige Abreiſe nach Heidelberg an Schleifer. Am 22. aber ſchrieb er mir aus Karlsruhe folgenden Brief:

Mein lieber, guter Bruder!

Da bin ich ſeit zwei Tagen in Karlsruhe und denke ſehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; geſtern gab man den göttlichen „Fidelio" von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturme der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichſte auf Erden. Wenn ich an ſolche Genüſſe zurückdenke, ſo vergeht mir der

Muth, mit dem Schickſal zu rechten, denn es könnte das Schickſal auftreten mit dieſen Götterſtunden und ſie mir vorhalten, und ich müßte mich ſchämen, daß ich ſie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen. Noch klingt mein ganzes Weſen von der herrlichen Muſik. Bruder, du kennſt ſie ja. Beethovens Geiſt trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Geſanges, vorbei an wilden, erhabenen Felſenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grauſen Kerkergewölben, immer ſchneller, ſtürmiſcher fort, bis ſich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, iſt das ein Geiſt! Ich war ganz erſtaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav iſt das Orcheſter, und von den Sängern ſind drei, vier ganz ausgezeichnet.

Allerlei Bemerkungen hab' ich auf meiner Reiſe gemacht über die Menſchen. Baden, Württemberg, Bayern hab' ich kennen gelernt. Gleich nach meinem Eintritt in Bayern fiel mir Manches auf. Unter Anderem ein öffentlicher Anſchlagzettel des Landgerichtes N. N.: „Es ſind durch das voreilige Einbringen des noch feuchten Heues mehrere Scheunen in Brand gerathen; man findet ſich verpflichtet, ſolches zur warnenden Kenntniß zu bringen." Alſo nicht: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten," wie's vielleicht anderswo geheißen haben würde, ganz im Einklange mit dem Grundſatze: Der Herr einer Heerde mag dafür ſorgen, daß ſie ſich die Wolle nicht verſenge.

Ferner eine gewiſſe Reinlichkeit und Ordnungsliebe ſind mir aufgefallen. Das beweiſet, daß die Menſchen ihres Daſeyns froh ſind. Die Fenſter, alle ſo blank meiſt mit Blumen geſchmücket, ein Gärtchen vor dem Hauſe mit ſorgfältig gehegten Roſen. Gute Zeichen. Das Land wurde auf meiner Reiſe je weiter gegen Baden, je ſchöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein ſchöneres Blau, die Menſchen ſind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht geſehen. Freundlich iſt der Anblick eines ſo gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt ſich auch gleich die Menſchen hinzu, die das alles genießen werden, und froh ſeyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewiſſen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht verwehren,

und armſelig kam mir der Menſch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, ſeine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch ſteckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da ſpricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachläſſigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens ſein Korn in die ſeichte Furche wirft, und ſeinen Weinſtock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hauſe geht und Tabak raucht. Die ſchönen Tokaierweinberge (jetzt ſeh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abſtehenden Weinſtöcken, mit ihren dazwiſchen gepflanzten Obſtbäumen ſehen viel beſſer aus, als die badiſchen mit ihren terraſſenförmigen Abſtufungen und enge zuſammengedrängten Reben. In Ungarn iſt der ganze Landbau eine beſcheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß ſie kommen möge mit ihren köſtlichen Gaben; die Fauſt des Deutſchen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt ſie ſo gewaltig, daß ihr das Blut aus Naſ' und Ohr hervorquillt.

Eine ſchöne Achtung vor den Menſchenrechten ſpricht hier aus allen Zügen des Privatlebens. Hier werden z. B. die Kellner nicht mehr geduzt, ſondern lächerlich tropiſch Herr Keller genannt. Hier iſt viel öffentliches Leben, die Politik dringt bis in jene Keller hinunter, und es tönt gar nicht dumm heraus aus jenen Kellern.

Hier hört man ſchwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren. Da ſieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meiſt ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man ſie, denn ſie ſind ungemein geſchwätzig. Da ſeh' ich Abends aus meinem Fenſter, der Mond ſcheint hell herab auf die luſtwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe offene A herauf zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es iſt, aber ich könnte mich ſchwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrſcheinlich iſt es ihre Geſchwätzigkeit. Der ſchwäbiſche Dialekt klingt mir übrigens ſehr angenehm.

Geſtern hab' ich von hier aus an Guſtav Schwab nach Stuttgart geſchrieben, und ihm zwei Gedichte überſchickt mit der Bitte, ſolche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene;" das andere von Schleifer: „An den Schmerz" (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?)

Ob Schwab dieſe Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der erſten Probe vielleicht Luſt habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald ſchreiben; und iſt nur erſt ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, ſo will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. Was macht Speckbacher?

Karlsruhe iſt eine ſchöne Stadt, wenn eine Stadt ſchön ſeyn kann. Aber fürchterlich regelmäßig, auf keinen Fall ein poetiſcher Aufenthalt. Mathematik ließ ſich da gut treiben. Hier liegt ziemlich viel Militär. Die badiſchen Officiere ſind hübſche, artige Herren. Auch einige von den Deputirten lernt' ich kennen, Alles geſcheidte, freiſinnige Männer von hoher Rechtlichkeit. Heute will ich einer Sitzung beiwohnen. Das iſt nun alles recht ſchön, Bruder; aber Oeſterreich, beſonders Oberöſterreich!

Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will ſchon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. Du liebe, gute Schweſter, was machſt Du denn? Was machen Deine lieben Kinder? Wenn ich jetzt aus dem Hauſe geh', ſo ruft mir Niemand nach: „Herr Onkel!" und kein Toni begleitet mich bis zur Barriere; und komm' ich Abends nach Hauſe, ſo find' ich kein trauliches Geſpräch mit meiner guten Reſi. Wie gerne möcht' ich nun alle Deine tauſend kleinen neugierigen Fragen beantworten, liebe Schweſter, wenn Du da wäreſt, oder ich dort! Ich habe einen Heidelberger Doctor medicinae, Namens B., zu Dir geſchickt mit einem Briefe; war er bei Dir? Nächſtens ſchreib' ich Dir, mein Bruder, von Heidelberg, und ſchicke Dir meine Adreſſe. Und ſomit lebt wohl, Geſchwiſter; denket an Euern Bruder Franz. Du kannſt mir ſchreiben an die Carl Groß'ſche Buchhandlung in Heidelberg.

Der Heidelberger Arzt fand ſich zu meinem Bedauern nicht ein mit dem Briefe, der uns alſo verloren ging. Aus Heidelberg aber glauben wir einen erhalten zu haben, der ſich aber leider nirgends mehr auffinden läßt. Irren wir nicht, ſo enthielt er die Mittheilung, daß in Baden-Baden die auf den Spieltiſchen aufgehäuften Goldberge Niembſch gewaltig angelockt hatten, doch einmal auch ein Glück zu verſuchen. Er that es auch wirklich, aber mit Zurückhaltung, wobei ſich Gewinn und Verluſt ſo ziemlich ausglichen. Als er aber den argen Spielteufel in ihm immer

größer werden fühlte, gedachte er all des unsäglichen Elends, worein jener seinen armen verblendeten Vater voreinst gestürzt, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse damals um so eher vom Spiele los, als er gleichzeitig einen jungen Wiener Ritter alles, was der Aben mit sich hatte, verlieren sah, so daß er diesem ein Darlehen geben mußte, um ihn in der Fremde nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser leichtsinnige, aber immer heitere und darum Niembsch nicht unangenehme junge Ritter machte auch späterhin noch einige Anläufe, ihn zum Spiele zu drängen, glücklicherweise aber immer vergeblich. Ich selbst sah niemals eine Karte in Niembschens Händen.

Lenau's erstes Erscheinen in Stuttgart erzählt die „Schwäbische Kronik" vom 16. Oktober 1850, Z. 248, dergestalt:

Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Theils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen: Nik. Lenau und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat (9. August 1831), als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer, und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab,

daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat."

Der Vertrag mit der Cotta'schen Buchhandlung über den Verlag der Gedichtsammlung wurde am 29. August 1831 abgeschlossen; die Herausgabe aber verzog sich wegen verspäteter Lieferung der Handschrift bis in den Sommer 1832.

Nach einer vorhandenen brieflichen Angabe hatte Niembsch, welcher nach obigem wohl noch vor August aus München wieder zu Schwab zurückgekehrt seyn wird, die Absicht, am 7. September 1831 abermals von Stuttgart abzureisen, um noch einige Zeit bei Schleifer in Ort zuzubringen, bevor er an die Vollendung seiner ärztlichen Ausbildung nach Heidelberg ginge, und er dürfte auch — nachdem er noch früher Uhland in Tübingen, Mayer in Waiblingen und Kerner in Weinsberg kennen gelernt — in der That die Reise nach Ort angetreten haben, und bis München gelangt seyn, wie ein späterer Brief seines Freundes Klemm annehmen läßt. Da jedoch, wie Lenau's nachfolgendes Schreiben zeigt, die arge Cholera ihrem Ausbruche in Wien schon sehr nahe und die Grenze Bayerns gegen Oesterreich deßhalb bereits abgesperrt war, zog er es vor, zum zweitenmal von München zu seinen neuen Freunden nach Stuttgart zurückzukommen, in deren Mitte er denn auch bis Ende Oktober verblieb und selige Tage genoß, wie seine nachfolgenden Briefe an mich beweisen.

Stuttgart den 5. Oktober 1831.

Theurer Bruder!

Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professors Schwab, und meiner einigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder! ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen,

die ich hier genannt habe. Aber enthuſiaſtiſch war ſchon bei unſerer erſten Begegnung Schwab von meiner Poeſie ergriffen. Ich muß Dir geſtehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu ſehen, wie jeder Gedanke ſogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieſes Mannes; eine ſolche Wirkſamkeit hätte ich meinen Leiſtungen nicht zugetraut, iſt auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu ſetzen. Am erſten Tage meines Hierſeyns führte mich Schwab Abends in einen Leſeverein und trug hier mehrere meiner Gedichte ſelbſt vor mit großem Feuer. Als ſich die Geſellſchaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Guſtav Pfizer, zurück. Da wurde noch geleſen, getrunken, Bruderſchaft getrunken, geſtraſet auf mancherlei Art bis ſpät nach Mitternacht. Es war der 9. Auguſt. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge ſind dagegen die Entwürfe der Freundſchaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unſerem Glücke, mein Bruder! Was ſoll ich Euch noch ſchreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. ſ. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieſes Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beſte Anſtalt iſt. Cotta hat die Gedichte von Lenau angenommen für ein Honorar von 50 Dukaten. Iſt doch gut! Mit Ende Oktobers werden ſie erſcheinen. In drei Monaten iſt man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. Was macht Speckbacher? Der ſoll auch zu Cotta. Nur heraus aus dem Pult in die friſche Luft der Welt! Nun aber, lieber Bruder, wie geht es Dir, meiner innigſt geliebten Reſi, euern Kindern, Verwandten? Ich habe das feſte Vertrauen, daß Ihr geſund ſeyn, weil man doch mit guter Diät ziemlich ſicher vor der Anſteckung und ſelbſt im Falle einer ſolchen durch ſchleunige Hülfe leicht gerettet iſt. Gott gebe, daß ich mich nicht täuſche! Ich erwarte mit Ungeduld Briefe von Dir und Schleiſer, dem ich ſchon öfter geſchrieben, wie Dir, ohne Antwort. Ich habe die Briefe, die mir allenfalls nach Heidelberg geſchickt werden ſollten, durch eine dortige Buchhandlung nach Gmunden adreſſiren laſſen, weil ich einen Ausflug zu Schleiſer zu machen glaubte, was aber wegen der Contumazgeſchichten unterbleiben mußte. Nun liegen dieſe Briefe, wenn Ihr mir anders geſchrieben, noch in Heidelberg oder in Gmunden. Schreibe mir doch auf der Stelle, lieber Anton.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, habe Kopfſchmerz, drum ſchreib' ich Dir auch ſo wenig ausführlich und ſo viel ſchlecht.

Lebt wohl, liebe Geſchwiſter, zu tauſendmal! Gott ſey mit Euch! Auch meine liebe, gute Reſi ſoll mir ſchreiben.

Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Poſthorn."

Lebt wohl, lieber Bruder, liebe Schweſter, liebe Kinder, lebt wohl! Die letzte Strophe bitte ich der Thereſe nicht zu leſen.

Deinen Brief adreſſire nach Stuttgart poste restante.

Heidelberg den 8. November 1831.

Lieber Bruder!

Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren konnte, was hier bis zum Frühling möglich iſt. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das ſtrengere Leben der Wiſſenſchaft. Ich beſuche die Kliniken nebſt einigen Vorleſungen und erwarte große Ausbeute für mein Wiſſen. Das freie ſelbſtſtändige Studiren ſagt mir beſſer zu als das zwangsmäßige. Ueberdieß fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißkrames, z. B. Mineralogie, Zoologie u. ſ. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Curſes thun werde, wiſſen die Götter. Vielleicht findet ſich dann eine Ausſicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reiſen. Ich würde ſo etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menſchenlebens in ſeinen mannigfachen Erſcheinungen iſt mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebſte Freundin, und das Menſchenleben iſt ohnehin nur das Bild der Natur, wie es ſich macht in den bewegten Wellen unſerer Triebe. Die Poeſie bleibt nicht deine liebſte Freundin? fragſt Du vielleicht. Nein, ich kann ſie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poeſie bin ich ſelber; mein ſelbſteſtes Selbſt iſt die Poeſie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch ſo iſt. Wann wirſt Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichteſt? Woher ſonſt die beſeligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber iſt es, wenn uns die Poeſie Herzen gewinnt. Mancher Freund iſt mir geworden durch

ſie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenſchaftlicher Anhänglichkeit. Das iſt der Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtiſchen Muſenalmanach geleſen haſt. Er iſt ein Mann von vierzig Jahren[1] mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moraliſchen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz iſt mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. Auguſt, alſo bei meinem erſten Hierſeyn,[2] machte ich mit Schwab, ſeiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und geſellte ſich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir ſelber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg ſich auch ſo ängſtlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer ſo voraus, daß ich wenig Muße hatte, ſie zu beobachten. Wir kommen nach Hauſe, ſprechen vom Klavierſpiele, und mein ſchüchternes Lottchen muß ſich gedrungen zum Klavier ſetzen. Sie ſpielte ein ſehr ſchönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das ſah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn ſie ſpielte bei aller Beklommenheit mit bezaubernem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor ſich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Geſellſchaft an einem ſehr ſchönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübſcher Garten die lieben Stuttgarter oft zu verſammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den erſten Eindruck auf ſie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle vor. Das gefiel Allen, beſonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war muſikaliſche Unterhaltung, und hier ſang ſie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegnng zu verbergen, ſtellt' ich mich hinter einen eiſernen Ofen, und drückte und biß das harte Eiſen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir ſetzen uns im Kreiſe zum Thee, und ich ſehe

[1] Mayer, am 22. März 1786 geboren, war damals 45 Jahre alt.

[2] Am 9. Auguſt befand ſich Niembſch bloß auf der Durchreiſe. — An einem 22. Auguſt, 19 Jahre darauf, ſtarb auch Niembſch.

Lottchen mit Schwab flüſtern, nähere mich und höre, daß ſie ſich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erſcheinen werde (die „Waldkapelle" ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte ſich dieſes Gedicht abgeſchrieben habe. Bruder, ſage ſelbſt, ob das Alles nicht zum Teufel holen iſt? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einſames Luſtſchloß des Württemberger-Königs, in ziemlich großer Geſellſchaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofräthin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landſchaftsmalerin. Dieſe verwickelte mich ſo ſehr in ein intereſſantes Geſpräch über Kunſtgegenſtände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig ſeyn. Im Schloſſe wurde gegeſſen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich ſehr, auch blickt' ich einigemal ſcharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufſchrie. Nach Tiſche lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer ſangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hauſe, ich aber ſagte der Lotte nichts. In einigen Tagen ſagt mir die Schwab, welche meine vertrauteſte Freundin iſt, und mir einigermaßen meine liebe Neſi erſetzt, ſagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tiſche (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembſch ſchnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das iſt zu arg. Das fuhr mir ſo ſchmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht ſchlafen konnte. Die ganze Nacht ſchwebte mir ihr Bild vor. Hier haſt du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geiſt beherrſcht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; beſonders ſchön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutſches, frommes Geſicht, tiefe blaue Augen mit unbeſchreiblichem Liebreiz der Brauen; beſonders aber iſt die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch ſo geiſtig. Marſch mit der dummen Beſchreibung! Sie iſt ein ſehr liebes Mädchen. Aber ich werde dieſem Mädchen entſagen, denn ich fühle ſo wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage iſt auch zu beſchränkt und ungewiß. Werd' ihr entſagen. Aber ich fühle mich jetzt geſchlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, dieſe Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfeſt, das iſt

mir verdächtig. Ich möchte mir faſt einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abſchieds und mir vom Schickſal gegeben, daß ich mit einem beſſeren Begriffe von ſeiner Gaſtfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das iſt mir verdächtig.

Was macht meine liebe, liebe Schweſter? Schwabs Frau läßt ſie grüßen, ja, der Vetter des Königs von Würtemberg (der Erlauchtige Graf Alexander von Würtemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schweſter erzählt) läßt ſie herzlich grüßen. Der Alexander iſt ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf ſeinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderſchaft. Schleifer hat mir geſchrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe ſeines edlen Herzens. Meine Gedichte ſind noch nicht da. Ich ſoll nur das Manuſcript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin ſo indolent in der Sache.

Meiner Reſi will ich nächſtens ſchreiben. Oft leſ' ich ihren lieben Brief, ſowie jenen Zettel, den ſie mir noch vor meiner Abreiſe aus Mödling ſchickte. Den Chriſttag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küſſe Euch und eure lieben Kinder zu tauſendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas.

Paßweſen: Scheiner ſoll um Verlängerung einkommen; was hab' ich ihm denn noch zu ſchicken?

Einmal ſpeiste Niembſch bei Mayer in Geſellſchaft Uhlands, Eberts und Schwabs, wobei ihnen Ebert ſein „Kloſter" vorlas, und die liebenswürdigen Neckereien des einander zum erſtenmal begegnenden ungariſchen und böhmiſchen Dichters, in Betreff ihrer verſchiedenen Landsmannſchaften den Schwaben viel zu lachen gaben. Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembſch mit Mayer, und dort machten alle drei Dichter einen Luſtgang zu der ſchönliegenden weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle," welche ſie ſo entzückte, daß alle drei Dichter ſie ſodann beſangen.

Frankl läßt in ſeinem Buche: „Zu Lenau's Biographie" S. 35 dieſen Folgendes erzählen: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach

Weinsberg, um Juſtinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, ſie war leer; ich wartete eine Weile; da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch dieſe war leer; in die dritte endlich eingetreten, ſah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgeſtreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß ſie lebten. Ich blieb betroffen ſtehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembſch. Wir probiren da eben, wie es ſeyn wird, wenn wir ſo nebeneinander im Grabe liegen werden."

Kerner an Niembſch in Heidelberg.

Weinsberg, den 7. November 1831.

Beſter Waldbruder mein!

Das iſt aber arg, daß wir Sie nicht ſehen!! Und wo iſt der Pater Suſo? Ich glaube, daß der Pater Suſo Sie ſo bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geiſtliche Lieder dichten, die Sie mir aber beſtimmt für meine Blätter aus Prevorſt ſenden müſſen. Freilich ſo ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reiſe von Stuttgart nach Heidelberg, wenigſtens fand Sie da ein lutheriſcher Suſo (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch ſehr hartgläubig; vielleicht aber geſchahen inzwiſchen durch Suſo Wunder, und Sie leben ſo ascetiſch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, ſonſt hätten Sie mir gewiß ſchon geſchrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen iſt abgefallen und ſteht auf meinem Schreibtiſche. Er ſoll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel ſeyn, um Sie noch an Kaſteiung des Fleiſches zu übertreffen. Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wiſſen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer beſuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie ſchimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald ſchreiben und

mich nicht verſichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tauſend Grüße! Ihr Kerner.

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Heidelberg, was weiß ich, den wievielten November (Dienſtag).[1]

Mein lieber Freund!

Wie überhaupt viel Närriſches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete, und an Ihnen vorüberfuhr, reine Narrheit. Doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung. Um ſo mehr werden Sie ſich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu ſehen kriegten; wie gerne würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben: ihm einige patres Susones um den Kopf zu ſchlagen, oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent! Erſtens: glaub' ich, daß Kälber, Haſen und Rebhühner nicht umſonſt in der Welt herumblöcken, laufen und fliegen, und daß man ſchon in forſtpolizeilicher Hinſicht kein Ascet ſeyn, ſondern von dieſen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen ſoll, weil ſich ſonſt das Wald- und Feldvieh ſo vermehren würde, daß ꝛc. ꝛc. Doch wäre es vielleicht die ſchönſte Höhe der Ascetik, von Schweinen gefreſſen zu werden? — !

Zweitens: iſt der der beſſere Reiter, der einen friſchen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, beinſchlotternde Mähre kann jeder Elende reiten. Und ſo bin ich der Meinung, daß es auch männlicher iſt, ſein aufrühreriſches ſchlimmes Fleiſch zu bändigen, als ſein ſieches zahmes Ascetenfleiſch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in dieſem Abzapfen der Menſchlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: ja, aber die Abtödtung ſelbſt koſtet die keine männliche Feſtigkeit? — und ich antworte: das iſt die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, ſeinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erſchlagen. Aus dieſen Vorderſätzen werden Sie mit einiger Wahrſcheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen ſitze und geiſtliche Lieder ſinge. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte, und

[1] Ohne Zweifel am 15. November 1831, der ein Dienſtag war.

meinem leeren Magen zum Reſonanzboden meines begeiſterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im König von Portugal und eſſe mich ſatt, wie andere ehrliche Leute, die was zu eſſen haben und keine Asceten ſind.

Ich bin alſo auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu ſchreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, dieſe ſäuſelnden Elegien des Herbſts, fallen ſehen, ſo denken Sie mein: was Ihnen die Blätter ſagen, iſt die Sprache meines Herzens, wenn ich ſie auch nicht darauf hinſchreibe. Und ſo kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir, dieſen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieſer Schwermuth, die ſich nicht wegſcherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft ſo ſchwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerſchnitten, nie wieder ganz werden. Mir iſt, als wäre etwas in mir zerriſſen, zerſchnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbſtblatt, das meinem Herzen entfallen iſt:

Herbſtgefühl.

Ja, Sterben iſt das End' vom Lied. Und was das heuer für ein Regen iſt! Und keinen Menſchen hab' ich, dem ich ſagen kann, wie mir iſt. Die Spatzen aber ſchreien ganz luſtig auf meinem Dache; vielleicht iſt mein Fruchtſack aufgeplatzt. Sie wiſſen den Teufel davon, daß unterm Dache Einer ſitzt und Trübſal bläst. O gleichgültiges Geſindel der Natur! Jedes Geſchöpf lebt ſein Privatleben. Das muß anders werden. Der Tod wird euch ſchon zuſammenſchaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns Alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Subſtanz nach Spinoza), in den großen Oſterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel. So z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerner verfaulen wird, ſondern mit und in ſeinem redlichen Herzen. Aber getroſt, mein Freund, wenn wir in eine Gottheit uns zurückverlieren, darin verſinken, ſind wir uns um ſo näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg?

Gott ſegne Ihre lieben Angehörigen! Gott ſegne Sie, der Sie mir einer der Liebſten ſind auf Erden!

Ich grüße und küſſe Sie Alle inniglich. Ihr Niembſch.

Schreiben Sie mir bald wieder!

Kerner an Niembſch.

Weinsberg, 18. November 1831.

Geliebteſter!

Ihr lieber Brief erfreute uns Alle herzlich, nur ſchmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet.

Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein ſchlechter Tröſter.

Es iſt doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr verſiegt, daß mein Leben zum trocknen ſtummen Hinſtarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiſeſchatten.“ Sie müſſen ſie leſen, damit Sie ſehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie Sie und der viel ſchwärzer iſt als der ſchwärzeſte Geſpenſterglaube.

Ich habe kein Exemplar der Reiſeſchatten. Laſſen Sie ſich dieſelben von Heidelberg kommen. „Reiſeſchatten vom Schattenſpieler Luchs. Heidelberg bei Braun. 1811.“

Mir fällt Suſo ein. Wo iſt er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn ſo ungern!! Kommen Sie doch über die Chriſtfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigſt! Mein Herz! Ewig Ihr Kerner.

Niembſch an Karl Mayer in Waiblingen.

Heidelberg, den 1. December 1831.

O mein theurer Freund, warum haſt Du mein Herz verletzt durch den Eiſeshauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht?

Ich halte mich für keinen guten Menſchen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von ſo viel Liebe, wie Du mir geſchenkt, Du, den ich lieben mußte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unſere Liebe ſey ſtark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich Anderen eher geſchrieben als Dir, hätteſt Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundſchaft am ſicherſten zu ſeyn glaubte. Was war es denn nun, was dich abhielt zu ſchreiben? wirſt Du fragen. Nichts, als meine äußerſt trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen, denn ich bin nun einmal der feſten, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigſten Antheil nimmſt an mir.

Lege Deinen Scharfſinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle damit nicht erforſchen, ob es Liebe ſey, was ich zu Dir ſpreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du ſchreibſt. Sondern thu' Dein Herz auf und laſſe mein Wort hineinſtrömen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig iſt.

Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches ſagen. Das hieſige Klinikum iſt äußerſt arm an lehrreichen Krankheitsfällen, ſo daß ich meinem Zwecke, praktiſche Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverſtimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte ſchwinden. Möchte es doch damit ſo fortgehen! Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark geſenkt. (S. „Robert und der Invalide.") Das einzige Palliativmittel für mich iſt Vertiefung in ein geiſtreiches Werk. Und ſo hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poeſie oder der Philoſophie, ſo ſtöbert und ſchnuppert mein Scharfſinn vor mir herum, ein unglückſeliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholiſche Sumpfgeflügel der Welt aus ſeinem Verſtecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen odiosis und Du haſt doch deren eigene genug. Biſt nun gar Deputirter worden, biſt eine Volksſtimme worden, für die es, Gott ſey's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es iſt auch das eine Erleichterung. — Wer weiß, ob es nicht auch noch beſſer wird? Auf jeden Fall wünſch' ich den

Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; ſie haben ſich einem eben ſo Verſtändigen als Redlichen anvertraut. Vernachläſſige darüber die Poeſie nur nicht allzuſehr. Deine neuen Gedichte ſind in mein einſames Zimmer hereingeflogen, wie ſüße Blüthenflocken aus einer andern Welt, ſie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankenneſtes balſamirt mit friſchem Waldesduft. O Mayer, wenn Du ſtirbſt, kommt keiner mehr, der ſingt wie Du. Du biſt Volksſtimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich ſchon in Deiner Wiege erkoren zu ſeinem Deputirten Wenn ich ein Gedicht von Dir leſe, mein' ich immer die Natur ſelbſt zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün ſind, wie das Laub der Bäume, ſo daß ſie einem vorkommen, wie ein ſingendes Blatt. So erſcheint mir Deine liebliche Muſe. Du ſollteſt nicht ſterben.

Meine Poeſien tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältſt Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich ſaß mit den hieſigen Burſchen (eine abgeſchloſſene Geſellſchaft, mitunter ſehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die ſchmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und ſchrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burſchen, 29. November.“ [1]

Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erſte Abtheilung fertig iſt.

Auch das erhältſt Du hier, ſo wie ich Dich auch in Zukunft heimſuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entſtehung; wenn ſie noch warm ſind von meinem Herzen, ſollen ſie in Deines hinüber: „Die Marionetten. Erſter Geſang: der Gang zum Eremiten.“

Das Weitere, wenn ich damit nicht läſtig bin, erhältſt Du, wie es fertig iſt.

Das allerliebſte Gedicht [2] von unſerm Uhland hab' ich mit großer Freude geleſen. Dieſer gediegene Schmerz, wie Alles von dem herrlichen Manne gediegen iſt, treibt nur ſtarke, vollſaftige Sproſſen, ohne alle unnütze Schößlinge.

[1] Spätere Ueberſchrift: „In der Scheune.“

[2] Nachruf. 5.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten. Empfiehl mich deiner lieben, trefflichen Frau, und versichere sie meiner innigsten Hochachtung; dein zweifelfertiges Herz aber versichere, daß ich dein Freund bin ewig, ewig, und küsse mir deine lieben Kinder. Niembsch.

Niembsch an Karl Mayer.

Heilbronn, den 6. Jänner 1832.

Lieber, lieber Freund!

Ich schreibe dir diese Zeilen auf dem Zimmer deines lieben Karl in großer Eile. Meine Abreise aus Stuttgart wurde durch einen mir sehr angenehmen Streich Schwabs bis heute, Freitag, verschoben; er hatte nämlich, während ich den letzten Tag in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Anderen abgetreten, damit wir noch einige Tage zusammen seyn und uns wieder auf den schönen Wegen der Freundschaft ergehen konnten. Wir waren noch sehr vergnügt. Und wie gerne hätt' ich dich dabei gehabt! aber ich fürchtete allzu sehr für deine theure Gesundheit, als daß ich dich wieder aus deiner kaum gewonnenen Ruh' in das bewegte Treiben unserer Herzen hätte reißen mögen; dann scheute ich auch das kalte Wetter für Dich. Karl steht nun vor mir, indem ich dieß schreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Gesundheit, voll freudig wachsenden Geistes. Gott erhalte ihn Euch; Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm.

Was macht deine Minele Mayer, deine übrigen lieben Kinder? Küsse mir alle herzlich, wie deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verspreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die du zuerst in Gang gebracht hast.

Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig Euer Niembsch.

Ist deine Schwiegermutter noch bei dir? Herzliche Grüße. Lebt wohl!

Klemm an Niembsch.

Paris, den 6. Jänner 1832.

Kaum in Stuttgart angekommen, war mein erster Gang zu Schwab, um deine Wohnung zu erfahren. Von ihm, der mich so sehr freundlich aufnahm, erfuhr ich zu meinem nicht großen Vergnügen, daß Du in Heidelberg seyest. So sehr leid mir es auch that, meine Hoffnung, dich in Paris bei mir zu haben, vernichtet zu sehen, so konnte ich Dir doch so unrecht nicht geben, und verzeihe Dir daher Deinen Wortbruch. Die Freundlichkeit Schwabs und seiner lieben guten Frau verschafften mir in Stuttgart einige sehr angenehme Stunden. Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennst meine Unbehülflichkeit in nicht ganz bekannter Gesellschaft, und besonders bei Frauen: bin ich aber so glücklich oder unglücklich — wie Du willst, mein Alter — mit einer zusammen zu kommen, die mir recht sehr gefällt, so übersteigt diese Unbehülflichkeit alle Grenzen, denn je mehr sie mir gefällt, desto weniger bringe ich es über mich, sie anzusprechen, so daß, wenn Du einmal hören solltest: ich sey mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Gesellschaft gewesen, und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, Du darauf wetten kannst, meine erste Anrede werde ein Heirathsantrag seyn. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß ich mit Lotten keine Sylbe sprach, und auch wahrscheinlich in den nächsten vierzehn Tagen keine gesprochen hätte, wenn ich nämlich so glücklich gewesen wäre, so oft ihre Gesellschaft zu theilen. Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmuth, diese jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. Ich habe ihr ins Auge gesehen, freilich nur selten und verstohlen, habe sie sprechen gehört, sie hat gesungen — und ich hätte sie anreden sollen! — Narr!!..

Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotten zur Frau; ich bin überzeugt, man schlägt Dir sie

nicht ab. Dieß iſt kein Scherz, ſondern mein allertrockenſter Ernſt. Bei dem, was Du haſt und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du biſt, und wie ſie auch ganz gewiß iſt, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede ſeyn. Was ſoll Dir die neue Welt, dem das Glück in der alten plötzlich ſo freundlich und ſo unerwartet lächelt? Das Glück iſt ein Weib, lieber Alter, von dem am leichteſten angezogen, der es am wenigſten ſucht, aber mit unerſättlichem Haſſe den verfolgend, der ſeine Gunſt einmal verſchmähte. Das wäre eine Freude, wenn ich ſo nach Stuttgart zurück käme, und Du ſie mir als Deine Braut aufführteſt! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich ſchon mit ihr reden!.. Immer Dein alter J. E. Klemm.

Kerner an Niembſch in Heidelberg.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembſch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltſamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das iſt ſchlechte Entſchuldigung.“

Dieſe Narrheit ſcheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie Wochen lang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer ſchrieben, den Sie kaum verlaſſen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie ſchreiben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zuſammenkunft in Heilbronn geweſen, hätten Sie ſich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, beſonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, beſonders ſeit der Zeit, wo ich Geiſter nicht bloß wie Sie und Andere in Novellen und Gedichten aufführe, ſondern Beweiſe für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch ſehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf ſchütteln und mich auch bei Andern zu verdächtigen ſuchen, ſo könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, ſo aber bin ich derlei, wie ich ſage, ſchon ſeit Jahren auch

an älteren Freunden gewohnt, und es iſt nun einmal ſo, und ich kann mich tröſten.

Ich bitte Sie aber nur um die Freundſchaft, mir meinen Suſo zuzuſenden, ein Buch, deſſen Inhalt mich auch noch über Schwereres tröſten kann. Herzlich Ihr Juſtinus Kerner.

Niembſch an Kerner.

Heidelberg, 11. Januar 1832.

Mein aufbrauſender, doch gar ſehr geliebter Freund!

Sie haben mich ſchnell und ſtreng verurtheilt; aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren; aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, ſondern hatte auch den feſten Willen, meine lieben Freunde daſelbſt zu beſuchen. Da bekam ich aber knapp vor meiner Abreiſe von Stuttgart einen ganz deſperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort ſein ganzes Geld verſpielt hatte, und mich um Gottes und aller Heiligen Willen beſchwor, ihm Geld zu ſchicken. Ich hatte Geld in Heidelberg liegen, und eilte alſo über Hals und Kopf dahin, oder vielmehr daher, um meinem unglücklichen Freunde zu helfen. Dießmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und ſollen, ob nicht irgend ein beſonderes Ereigniß mich abgehalten haben dürfte, Sie zu beſuchen. Lieber, guter Kerner! ſeyen Sie mir nicht gram, ich liebe Sie ſo herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böſe ſind auf mich, ich bin ſehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgeleſen haben, und ſagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, ſondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu Theil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Conſilium mit Ihren lieben Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter eben ſo reizend iſt, als im üppigſten Frühling, denn je mehr ſich die Natur vor mir verſchließt, deſto tiefer

und ſeliger werd' ich hineingedrängt in das ſchöne Gemüth eines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir ſchreiben von ſchlechten guten Freunden, und Geiſterſehen und Verdächtigungen, verſteh' ich nicht und mag es nicht verſtehen. Verdächtigen? wer ſoll Sie mir verdächtigen? warum ſolche Worte? was führen Sie ſolche Dolche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel; mit dem hab' ich nichts gemein; iſt mir aber auch noch kein Solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und die herzlichen Worte, womit ſolche begleitet waren. Deſto empfindlicher war mir Ihr harter Brief, der drückt mich ſehr auf der Seele; ſchreiben Sie doch bald einen andern.

Den Sufo wird Ihnen Mayer ſchicken.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, ſtellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verluſt unendlich betrüben würde Ihren armen Freund Niembſch.

Einen herzlichen Gruß an lieb Frau und Kind.

Niembſch an Schurz.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Mein geliebter Bruder!

Ich danke Dir für den Paß, und wünſche Dir und Deiner lieben Tertſchi ein glückliches neues Jahr. Auch Deine Kinder mögen gedeihen in dieſem Jahre, wie ſie im vorigen zu Eurer Freude herangewachſen ſind. Hab' ich Euch nicht immer geſagt: unſer Toni wird ein Mordkerl!? Den lieben blonden Pepi hab' ich neulich in Stuttgart geſehen. Ein wunderliebliches Bild von Dietrich iſt im dortigen Kunſtverein ausgeſtellt. Ein ſchöner blonder Knabe von etwa fünf Jahren — Deinem Pepi ſo ähnlich, daß ich darüber erſchrak — ganz nackt, iſt eben aus dem Bache geſtiegen, worin er gebadet und gefiſcht, und iſt auf einem moosbedeckten Felſen ſitzend eingeſchlafen. Rings herum treten die Büſche zuſammen, und ſchließen ihn ein, gleichſam vergnügt über den holden Beſitz. Selig ſchlummernd lehnt der Knabe da, die linke Hand ſchlaff herabhängend,

die rechte ein Glas haltend, worin ſeine gefangenen Fiſchlein herumſchwimmen. Könnteſt Du doch das Bild ſehen; iſt durchaus Deinem Pepi ähnlich, bis ſogar auf den Wurf der Locken und jedes Schättchen im Geſichte. Lange bin ich davor geſtanden, und habe mich zu Euch zurückgeträumt und geſehnt. Gebt nur Acht; auf einmal wird Euer närriſcher Bruder ins Zimmer ſtürzen, und Euch in ſeinen Umarmungen herumtummeln, bis Ihr ſchwindelig werdet.

Die Feiertage hab' ich in Stuttgart zugebracht und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderſchaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichſten meiner Freunde. Das iſt ein wunderbarer Menſch. Gleich bei unſerem erſten Zuſammentreffen hat er eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerſt Du Dich noch jener Gedichte im Wendtiſchen Muſenalmanach von Karl Mayer, jener lieblichen Waldſcenen, wo Rehe am ſtillen Weiher herumirren ꝛc., jener ſanften Naturhauche. Das iſt der nämliche Mayer. Wenn ich nach Wien komme, ſollt Ihr die Briefe leſen, die er an mich geſchrieben. Einer der liebenswürdigſten herrlichſten Menſchen auf Gottes weiter Erde. Wir wollen ihn einſchließen in unſern heiligen Ring; hörſt Du, Schurz und Schleifer?

Meine Gedichte ſiud endlich unter der Preſſe. Bis zur Oſtermeſſe erſcheinen ſie jedenfalls. Weil mein Freund Schwab ſich ihrer ſo warm angenommen hat, und es eigentlich war, der mich in der literariſchen Welt bekannt gemacht hat, will ich ihm die Sammlung widmen.

Was Deine Gedichte betrifft, ſo glaub' ich, das Beſte wäre, vorher eine ziemliche Anzahl ins Morgenblatt rücken zu laſſen, denn es iſt ſehr ſchwer, den Cotta zur Verlagnahme ſolcher Gedichte zu bewegen, die noch gar nicht bekannt ſind. Ich hätte die meinigen auch noch nicht untergebracht, wenn nicht Schwab, mein Manuſcript in der Hand, gleichſam Sturm gelaufen wäre gegen alle Bedenklichkeiten. Schicke mir alſo recht bald eine Anzahl Deiner Gedichte zur weiteren Beſorgung.

Meine Thätigkeit iſt jetzt ſehr rege. Ich habe mit einem Kapellmeiſter einen Vertrag geſchloſſen, ihm einen Operntext zu ſchreiben, der mir einige Hundert Gulden tragen wird. Auch anderweitige literariſche

Verträge ſind bereits eingeleitet. Hier können einen die Leute doch brauchen.

Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entſagen müßte! Ich habe ſie wieder geſehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du ſo köſtlich fandeſt, iſt etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht ſchreiben; aber erzählen will ich Euch einſt. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie iſt anbetungswürdig. Genug! ich werde ſie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.

Was macht meine liebe Reſi? Wie ſteht es mit dem halben Dutzend? Denkt ſie viel an mich? Hat ſie mich noch ſo lieb?

Schreibe mir doch von Träxler. Iſt er noch in Wien? Geht er nicht nach Peſth, um die projectirte Zeitſchrift herauszugeben? Vielleicht wäre was damit anzufangen. Schreibe mir darüber.

Wie geht es meinem lieben Schleifer? Seine Gedichte werden nächſtens in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" recenſirt werden, und zwar von einem tüchtigen Manne. Ich werde Schleifer nächſtens ſchreiben.

Geh doch einmal zu Neuner und grüße mir meine Freunde, beſonders den lieben wackern Dürfeld, und ſag' ihm, er ſoll mich nicht vergeſſen. Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf dieſen hab' ich erſt geſtern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philiſtern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Unterſuchung anſtellte, welcher von beiden der Langweiligere ſey; doch umſonſt! Da dacht' ich an *, der ſie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über dieſe zwei Gebirge von Langweile.

Gott ſegne Euch, liebe Geſchwiſter, und eure Kinder. Schreibt bald Eurem treuen Bruder Niklas.

Was machen denn meine Schweſtern Marie und Mini? Küſſe ſie mir herzlich und bitte ſie, deinem nächſten Briefe ein paar Zeilen beizuſchließen.

Ich umarme Euch abermal. Gott ſegne meine geſegnete Reſi! Du gute liebe Schweſter, lebe wohl!

Niembſch an Guſtav Schwab.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menſchen zu machen, nur ſchade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner ſauertöpfiſchen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldſamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch ein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein ſüßer Troſt in ſolcher Demüthigung; ich habe die Größe Eurer Freundſchaft erfahren, ich bin Euch ernſt verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längſt mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Theil ſeiner Gedichte überſendet. Es quillt ein ſo milder Balſam aus dieſem Gemüthe, ſo heilkräftig fließen mir ſeine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich geſtärkt fühle durch dieſe Lectüre. Ich leſe mir dieſe Gedichte laut vor.

Sage Deiner verehrten Frau, daß ſich über ihrer Geduld ein Gewitter zuſammenziehe, denn nächſtens ſoll ſie mit einem langen Briefe von mir heimgeſucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und ſchreibe mir bald, wie es Euch geht.

Kerner an Niembſch zu Heidelberg.

Weinsberg, 13. Jänner 1832.

Niembſch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, ſonſt wäre Ihnen mein Klaggeſchrei nicht aufgefallen. Ich liebe **innigſt** und komme ſogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verſtoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweiſen, denn von dieſen glaubte ich mich auch ſchon oft verlaſſen. Seit dieſe Weiber genommen, ſind ſie ſo ganz erkaltet; ſo wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht ſo gehen! Bleiben Sie ledig wie — Suſo!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich

warm und getreu; um deſto mehr ſchmerzte es mich an den Andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch ſeine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantaſie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir: denn ich ſah ihn nie, ſchrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor ſechs Jahren nun reiste dieſer hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er ſchon zu Straßburg war; da befiel mich eine ſo ſchreckliche Liebesſehnſucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreiſen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefſte Trauer. Jetzt ſchreiben wir uns ſchon längſt und ſind innige Freunde, ſehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in dieſem Winter ein Brief von Schubert aus, und ſchon war ich Wochen lang ſehr verzweifelnd und wollte mich gerade niederſetzen und an ihn ſchreiben, ſo wie ich an Sie ſchrieb — da kamen im Monate, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! —

O Niembſch, ich bin innen nicht ſo dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie ſind ein glühendes edles Metall, an dem die Andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer geſtählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichſten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment ſchrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn geweſen, hätte ich ihn gerne wieder zurückgenommen: denn es ſagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergeſſen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir iſt, ſeit ich von Menſchen, die ſich Jahre lang meine Freunde nannten, und denen ich mit unſäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verrathen und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menſchen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie tröſten mich ja auf's Beſte dadurch, daß Sie mir verſprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichſte Freude machen wird.

Mein Rickele grüßt Sie auch tauſendmal, und iſt nun auch wieder verſöhnt; denn Sie ſind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude! — Ewig Ihr J. Kerner. Sind Sie denn immer dazu beſtimmt, Spielern Geld zu geben? Dieſe Menſchen ſollen nicht ſpielen; ſie ſollen den Pater Suſo (!!!) leſen! —

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, 15. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir wieder lange nicht geſchrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich ſehr nach Dir geſehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du ſtandeſt als ich ins Zimmer trat, hinter der Thüre, und ſprangſt mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief iſt von Dir gekommen. Wie ſorgſt Du ſo freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für mein Herz, ſogar auf meinen kranken Daumen erſtreckt ſich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner ſeligen Mutter würde ſich Niemand ſo weit um mich bekümmert haben. Deine Freundſchaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen ſpür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

Du verlangſt etwas zu vernehmen vom Zuſtande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung iſt mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen geſucht, das gelang mir ſchlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerſtreuen meine Tages über mit Leſen, Guitarreſpielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich dieſe Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und naſſen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erſchüttert iſt. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine ſaß und ſang: „Ich hab' meine Sache auf nichts geſtellt, juchhe!" — ſie trat zu mir, um Abſchied zu nehmen. Ich meinte,

ich müßte ſterben vor Schmerz, und ließ ſie doch gehen. Doch das alles ſey nur Dir geſagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerſtes Weſen iſt Trauer, und meine Liebe ſchmerzliches Entſagen.

Nun von was anderem: Deine Gedichte leſe ich mit großer Freude durch. Viele davon ſind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müſſen. Und ich gehe mit meinem kritiſchen Meſſer ſo ſchonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du biſt dimidium animo meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären ſie meine eigenen. Ich habe mit Cotta geſprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat ſich geneigt finden laſſen, dieſelben zu drucken, wofern Du anders beſcheidene Bedingungen ſtellen werdeſt, was ich ihm in Deinem Namen zuſicherte. Geh' alſo zu ihm und ſchließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Troſt finden darin und die Natur verſtehen lernen. Das freut mich, daß wir zuſammen auftreten!

Kerner hat mir geſchrieben. Er iſt ſehr gekränkt, daß ich ihn nicht beſucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

Hier erhältſt Du, was ich ſeit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht (Schilflieder. Winternacht).

Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Euer Niembſch.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

Niembſch iſt freilich ein großer neuer Genius. Er verſprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann.

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, am 21. Jänner 1832.

Mein innigſt geliebter Freund!

Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich geſtern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmliſche Melodie Deiner Freundſchaft. Ich ſetzte mich ſogleich nieder, Dir zu antworten, ſchrieb einen langen Brief, aber im Rauſche, worein mich Dein Schreiben verſetzt hatte, fiel er ſo närriſch aus, daß ich einen andern ſchreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten Brief auch ſo gemacht, den Du von mir bekommen haſt; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendſten angenehmſten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Brief; nach einem trüben Traume, gleichſam noch in der Atmoſphäre dieſes Traumes geſchrieben, mag er Dir zu nichts weiterem dienen, als zur Beſtätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten laſſen ſich nicht plötzlich abſchneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Rückfälle vor, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer ſchwächer werden, ſetzt ſich die empörte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht ſo bettelarm an moraliſcher Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wäre es auch nur Dir zu Liebe.

Wenn Seneca ſagt: „ingentis animi est, aliena causa ad vitam reverti," ſo iſt das Großſprecherei. Er hätte höchſtens ſagen ſollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren ins Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe.

Sey getroſt, Dein Werk ſteht gut, ſehr gut! Ich bin heiter, wie ich es ſeit Jahren nicht geweſen. In meinem finſteren Hofzimmer [1] kann man recht fröhlich ſeyn. Du ſollſt mir nicht ſchimpfen über dieſes Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin geleſen. Freilich, ein Menſch wie ich war, mag das ſchönſte Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit ſeiner ſchwarzen Tapezerei behängen.

[1] Im Gaſthof zum König von Portugal.

Ich ſpiele nun fleißig Guitarre in meiner Speluncа, pfeife mir meine ſteiriſchen Ländler, und ſchlage oder vielmehr ſchnalze mit meinem wieder geſunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine freundliche Sorgfalt für ihn) die Caſtagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den ſchönen Bergen herum, die mir täglich beſſer gefallen. Ueber meine Abreiſe nach Wien hab' ich noch nichts beſchloſſen. Aber den lieben Kerner will ich nächſtens beſuchen auf einige Tage. Sollt' es dir möglich ſeyn, auch zu kommen, ſo will ich warten, bis das geſchehen kann; ſchreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch beſuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklaſſen, als ſie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Phantaſie hinein corrigiren. Das iſt ein gar herrlicher Knabe; Gott gebe, daß ich ihm einſt nützen kann. Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entſcheide, für wen und wozu. Du haſt mich ſo ganz wieder geſtellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leiſten in der Kunſt; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entſchloſſen bin, nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens ſchon durch eine ſtille Liebe geſtört. Nein, ich will dieſe Liebe bewahren, ſie ſoll mir mein Leben verſchönen für alle Zeit.

Du erinnerſt mich, daß Uhland ſeinen Gruß von mir noch nicht habe. Iſt Uhland nicht verſtimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich geſtehe Dir, ſehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Dieſen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.

Hier ſende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politiſche Zeitſchrift „Mikrokosmus" habe drucken laſſen. [1]

[1] „Am Grabe eines Miniſters" und „In der Schenke."

Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tauſend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald ſollſt Du Deine ſchönen Gedichte nebſt meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die Deines Bruders[1] hab' ich noch nicht geleſen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theurer Freund!

Ich danke Dir für die gütige Ueberſendung des Pariſer Briefes und bitte das dafür ausgelegte zum Suſo zu rechnen. Dein Niembſch.

Niembſch an Sophie Schwab.

Heidelberg, den 24. Januar 1832.

Theure Freundin!

Ich bin nicht mehr ſo traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unſerer Trennung geweſen. Ich müßte ja ſchon todt ſeyn, wenn dieſe Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — geſtoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht geweſen. Als wir den letzten Abend zuſammen ſaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mirs ſo herzlich zu auf meine Wiederherſtellung und Sie ſtießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundſchaft grüßte mich ſegnend aus Ihrem ſchönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, den 28. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Morgen reiſe ich zu unſrem Kerner. Weil Du auf meine kritiſchen Bemerkungen ſo begierig biſt, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zuſammengeſchrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts ſage, gefallen mir durchgängig, die kritiſirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszuſetzen habe. Viele ſind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thäteſt ſehr Unrecht, wollteſt Du ſie der Welt entziehen. Dieſe müſſen

[1] Auguſt Mayer, jünger als Karl. Gedichte von ihm in Körners poetiſchem Almanach von 1812, und Deutſchem Dichterwalde von 1813. Er iſt ein Opfer des ruſſiſchen Feldzuges von 1812 geworden.

allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du ſie dem, wenn auch ſeltenen Freunde und Kenner der Poeſie entzögeſt.

Laß Dich alſo nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenſtand. Die übrigen Gedichte nebſt Kritik wirſt Du auch bald erhalten. Ich nehme ſie mit nach Weinsberg, um wenigſtens Deinen Geiſt dort zu haben, wenn mich ſchon die leidige Juſtiz um Deine Perſon bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meiner Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum und auch die Zeit! Dieſes Ehepaar führt die Wirthſchaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnſucht bezahlen und Thränen.

Du haſt mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzu vollſtändigen Briefbeantworter geſcholten. Darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigſtens dießmal beantworten. Alſo meine ſteiriſchen Ländler möchteſt Du hören? Ja, die ſind wahrhaftig ſchön! Hörſt Du einen wahren Steirerländler, ſo hörſt Du mitten aus dem Getümmel der irdiſchen Freude die allmächtige Stimme der Sehnſucht heraus tönen, der Sehnſucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewiſſes göttliches Heimweh in dieſen Gebirgsmelodien. Wie geht es mit Deinem Huſten, lieber Freund? ſchreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worin ich Dich mit hinein geriſſen. Wenn es doch bald beſſer würde oder ſchon wäre!

Du fragſt mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen. In der Feder eine Grille, in dem Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und ſeine gaſtfreundliche gute Emma lieben, wenn ſie mich auch gar nicht mehr mögen ſollten. Aber das iſt ja nicht der Fall. An Schwab und ſeine liebe Frau hab' ich ſchon einigemal geſchrieben. Es iſt Gottlob Alles im Alten.

Die Geſchichte mit Hochwächter iſt mir etwas fatal. Sehr unangenehme

Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die öſterreichiſche Regierung kenne.[1]

Aber wir wollen ſchon ſehen, was zu machen. So was kümmert mich weniger, als die Herzensſachen. Die ſtehen jetzt gut, alſo Alles gut. Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am beſten überſchrieben.

Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närriſchen, nicht expedirten Briefe ſtand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht luſtig über Dich, wie Du glaubſt. Sondern es herrſchte eine ausgelaſſene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe und darüber, daß Du dem verabſchiedeten Griesgram, dem in die Flucht geſchlagenen Hypochonder noch ſo tüchtige Wurfſpieße nachſandteſt, um ihm ja jede Luſt zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu ſend' ich Dir hier noch ein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle."

Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher feſter Umarmung. Ewig Dein Niembſch.

Deinen Karl ſeh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb' wohl, mein Mayer! Leb' wohl! Schone Deine Geſundheit und ſchreibe bald. Vale! fave! scribe!

Niembſch an Mayer.

Weinsberg, den 5. Februar 1832.

Geliebter Freund!

Geſtern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um ſo mehr, es zu beantworten, als es ſich um Beſeitigung eines Irrthums handelt, der unſerm guten Kerner ſehr weh thut. Veranlaſſung des Irrthums, als ſey Kerner ſchuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umſtand, daß auch Kerners Polengedichte im Hochwächter erſchienen ſind. Das war aber ebenſo ein Gewaltſtreich der Redaction, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden N. qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hauſe,

[1] Sie blieben aus.

bei deſſen Abweſenheit, auf einem Tiſch liegend gefunden, abgeſchrieben und mittel- oder unmittelbar an R. befördert. Daß nun R. ſo ganz mit Leib und Seele Hochwächter iſt, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redacteur nimmer unterſcheiden kann, das allein iſt zu beſchuldigen. Ich bitte Dich alſo recht dringend, auch unſerm lieben Schwab die Sache aufzuklären und ſo viel möglich allen Andern, die in gleichem Irrthum ſind.

Hier ſend' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vorgreiflich, indem ſie zugleich ſagen, wie manches zu ändern wäre, ſo verzeih' mir das; ich zweifle nicht, daß Du ſelbſt darauf gekommen ſeyn würdeſt; aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen vorſchwebt, ſo kann ich es nicht verſchweigen. Du kannſt ja ſolche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch ſind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe, wie beim Tadel.

Ich habe nun ſchon eine ganze Woche bei unſerm Freunde ſehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hauſe des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei. Dein Karl hat ſich beſonders hervorgethan durch ſein lebendiges, humoriſtiſches, möcht' ich beinahe ſagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er heraus applaudirt, und bedankte ſich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunter reißen und küſſen mögen, ſo excellent hat er ſeine Sache gemacht.

Von unſeres lieben Schwabs hab' ich ſchon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen ſie freilich nicht zum Briefſchreiben. Melde mir doch ſogleich, lieber Freund, wie es mit der Geſundheit der vortrefflichen Frau ſteht, die ich herzlich bedaure, daß ſie von der fatalen Roſe ſchon wieder befallen iſt. Auch über Deine Geſundheit hätte ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du biſt in dieſem Punkte etwas leichtſinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, debes amico, debes medico. Deiner lieben Frau

wünsch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und gesunde Tage, damit sie gestärkt werde für die bange Stunde, die ihr bevorsteht. Gott segne sie! Nicht mehr lange wird es währen, so bin ich auch in Deinem Hause, Du mein geliebter Freund, und genieße einige selige Tage. Sag es nur dem kleinen holdseligen Minele, daß Bart kommen wird.

Was macht unser Uhland? seine gute Frau? Richtig! Eins hätte ich bald vergessen. Du sprichst von Deinem Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich ist der scherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß du dich in Nachtheil setzest. Das ist aber nun ein gar prosaisches, ungeschlachtes Wort für ein Gedicht dieser Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern soll. Und so ist das Ganze etwas steif gehalten. Versuch' es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß besser. Auf jeden Fall ist es aber ein Gleichniß, das erst durch die Darstellung zu poetischen Ehren und Würden gelangen kann, dann aber vielleicht recht viel Glück macht; man kanns nicht wissen vorhinein. Versuch es.

Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müssen, daß Du Dich etwas seltenerer Reime befleißen solltest, daß Deine Construction nicht immer poetisch ist, sondern manchmal eine prosaische Disposition über die Gedanken, ein gewisser numerus oratorius darin erscheint. Ich meine das besonnene Anordnen der Vorder- und Nachsätze, das logische Gerippe, das hier und dort zwischen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

So eben hat Kerner seinen alten Gaul anspannen lassen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergessen in unserem Glücke. Ja, ich bin wirklich sehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Sein Rickele ist auch so lieb und gut. Wir leben so traulich zusammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärst Du da!

Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, geliebter, treuer Freund! Ewig Dein Niembsch.

Nächstens schicke ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag

den 10. Februar 1832. Vale! dimidium animae meae! Das iſt das ſchönſte Wort Horazens.

Niembſch an Klemm in Paris.

Heidelberg, den 17. Februar 1832.

Mein guter, treuer Bruder!

Ich habe einige Wochen bei meinem Freund Juſtinus Kerner in Weinsberg zugebracht, darum antworte ich Dir auf Deinen lieben Brief ſo ſpät. Ich hoffe, Du werdeſt über mein langes Stillſchweigen wohl nicht ungehalten geweſen ſeyn. Es gibt eine Liebe, die gar lange ohne Nahrung fortleben kann, und ich glaube, die unſrige iſt von ſolcher Art.

Als ich zu Weihnachten nach Stuttgart gekommen war, und ſogleich zu Schwab eilte, um den Chriſtabend bei ihm zu feiern, fand auch ich meinen Platz ſammt Chriſtbeſcheerung auf dem großen Tiſche, um welchen die liebe Jugend frohlockte; und auf dem Opferteller lag ein Papier und ich erkannte ſogleich die lieben, wenn auch etwas ſteifen Züge Deiner Hand. Ich danke Dir herzlich für das ſchöne Chriſtgeſchenk. Du warſt mir immer ein treuer lieber Bruder; bleibe es, bis uns die letzte Stunde ſchlägt. Beim Scheine der Feuerblüthen, die den heiligen Chriſtbaum ſchmückten, las ich Deine Schrift, und das Zeichen Deiner Freundſchaft nahm ſich gar ſchön aus in ſo lieblicher Beleuchtung.

Du ſchreibſt mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß ſie auch Dir gefallen müſſe. Ein Leben an der Seite eines ſolchen Weibes iſt freilich das Beſte, was Du mir wünſchen kannſt; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewiſſe Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Menſch hat Luſt und Liebe, das Leben, wo und wie es ſich ihm bieten möge, raſch und glücklich zu erfaſſen, um ſich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu ſchlagen. Mein Innerſtes iſt durch eine Geſchichte, die Du wohl kennſt,[1] tief verletzt, und ſcheinet mir darin eine Sehne geriſſen zu ſeyn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll[2] ſagt: „Zweimal iſt kein

[1] Bertha.

[2] J. L. Stoll, geboren zu Wien 1778 und dort geſtorben 1815, ein Freund Kerners. Näheres über denſelben bei Emma Niendorf S. 134—137.

Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Ich habe nicht den Muth, dieſe himmliſche Roſe an mein nächtliches Herz zu heften; dieß ſchrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich ſchreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat ſeine Zeit. Bei uns, Bruder, iſt die Zeit der Liebe, täuſchen wir uns nicht! vorüber. Vorüber iſt die ſchöne Zeit, wo die ganze Sehnſucht unſerer Seele von einem lieben Weibe gefeſſelt wird, und wir uns mit ihr einſchließen in eine Hütte in ſeliger Genügſamkeit. Der Ernſt des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnſucht nach einem andern Daſeyn. Verſuchen wir es aber, uns einzuſchließen in die Hütte der Liebe, ſo wird jener Ernſt an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das ſeinen ſüßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und ſie wird weinen und unglücklich ſeyn. „Zweimal iſt kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Wir wollen uns abwenden von dem ſchönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, gehen wir zu was Anderem!

Von Deinen Aphorismen ſind zwölf gedruckt worden im „Mikrokosmos," einer polemiſchen Zeitſchrift für Staatskunſt und Staatsrechtswiſſenſchaft. Ich werde Dir Dein Exemplar wahrſcheinlich in München übergeben, wo ich Dich zu ſehen hoffe. Erfragen wirſt Du mich dort bei Profeſſor Schubert können, dem zu Liebe ich vermuthlich den ganzen Sommer über in München bleiben werde. Doch wir ſchreiben uns ja bis dahin noch öfter. Ich wollte einen Operntext ſchreiben, wozu ich von einem geſchickten Kapellmeiſter aufgefordert war; aber die Geſtalten fielen zu derb und heftig aus, ſo daß ich davon abgegangen bin und jetzt an einem Trauerſpiele arbeite. Dieſen Sommer wird es wohl fertig. Eine ziemliche Anzahl neuer lyriſcher Gedichte iſt meiner Sammlung zugewachſen, ſeit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5;[1] Die Wurmlinger Kapelle."

Deinen nächſten Brief, lieber Bruder, adreſſire nach Weinsberg in

[1] Die fünf Schilflieder zählte Niembſch (nach Mayer S. 26) zu den ihm liebſten ſeiner Gedichte; nach Emma Niendorf (S. 14) hatte er ſie für Lotte in Stuttgart gedichtet, daher dieſe ſelbſt auch ſpäterhin „Schilflottchen" in einem dortigen Kreiſe genannt wurde. (S. 80.)

Württemberg, an den Dr. med. Juſtinus Kerner. Ich werde noch einige Zeit dort verweilen, bevor ich nach München gehe. Hier bleib' ich nur noch ganz kurze Zeit. Die Leute hier ſind ſo ganz trockene geiſtloſe Wiſſenſchaftler, daß mir angſt und bange wird unter ihnen. Leb' wohl, zu tauſendmal gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder Niembſch.

Auch in Tübingen bin ich ſeitdem geweſen und habe mit dem herrlichen Uhland, gleichwie auch mit Paul Pfizer (dem Verfaſſer des Briefwechſels zweier Deutſchen) Bruderſchaft getrunken und zwei glückliche Tage gelebt. Einen aber mußt Du auf jeden Fall kennen lernen, wenn Du Dich in Stuttgart etwas aufhältſt auf Deiner Rückreiſe nach Wien, das iſt der Oberjuſtizrath Karl Mayer in Waiblingen, zwei Stunden von Stuttgart. Einer meiner allerinnigſten Freunde und der beſten Menſchen auf Erden; auch ein ſehr braver Dichter. Ferner wünſcht' ich, daß Du den Hofrath Reinbeck in Stuttgart beſuchſt, einen ſehr guten, lieben Mann, deſſen Frau, eine ausgezeichnete Landſchaftsmalerin, Dir zwei Gemälde zeigen wird, welche ſie über meine „Waldkapelle" gemalt hat.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 11. März 1832.

Herzliebſter!

Dein Brief an Niembſch kam von Heidelberg hieher, denn Niembſch iſt ſchon ſeit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Bönnigheim fuhr, aber Nachts wiederkehrt, will ich Dir ſchreiben, weil er Dir wahrſcheinlich erſt in zwei bis drei Tagen ſchreiben wird. Niembſch iſt von Amerika ganz beſeſſen, ſchrieb ſich in die Actiengeſellſchaft ein und ſchifft am 1. Mai dahin. Er läßt ſich nichts einreden: denn ſeine ganz dämoniſche Phantaſie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach ſeinen Wünſchen ſind.

Er iſt wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beſchwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entſchluß faßte, nach München zu gehen und ſich an Schubert anzuſchließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm ſo ſehr fehlen), allein in Heidelberg

wieder vierzehn Tage ſich ſelber überlaſſen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere ſchießen und Urbäume niederreißen will. Es iſt völlige Wahrheit, daß in Niembſch ein Dämon iſt, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelſtunde ſein Geſicht zwanzigmal verändert. Derſelbe zeigt ſich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die ſich durch ein augenblickliches Erſtarren namentlich ſeines Geſichtes, ausſprechen. So lange dieſer Dämon nicht aus ihm getrieben iſt, iſt er furchtbar unglücklich und macht auch andere düſter. Ich will noch Alles anwenden, denſelben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt ſehr! Denn die amerikaniſche fixe Idee, die ihm dieſer eingeflüſtert, hat furchtbar feſte Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikaniſchen Commiſſär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen. Gedichtet hat er inzwiſchen gar nichts, ließ auch ſeine Tragödie liegen.

Alles dieß Dir in Liebe zu Niembſch geſchrieben und ſage ihm nichts davon, bei unſrer ältern Liebe!

Nachts.

Niembſch kehrte von Bönnigheim zurück und unterſchrieb ſich mit 5000 fl. in die amerikaniſche Geſellſchaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es iſt nun nichts mehr zu machen, als zu dieſer Sache das Beſte zu ſagen. Es iſt vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne ſeine weiſen Abſichten zulaſſen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, ſo läßt ſich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, beſter Mayer! mit dieſen leb' ich ſeit acht Tagen perſönlich und da fällt einem erſt ihr Jammer auf's Herz. Auch dem Niembſch machten dieſe Bekanntſchaften große Freude und die Polen ſchloſſen ſich ſogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembſch nach Oehringen. Niembſch ſagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müſſe, um ſeine Geldgeſchichten zu ordnen. Alexander ſchrieb auch, er komme. Niembſch wird Dir das Weitere ſchreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könnteſt, beſtimmen. Niembſch

hat alle Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir alſo leider gar nichts Beſtimmtes ſchreiben, als das, daß er von gar nichts mehr ſpricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reiſe und an das Weſen in Amerika.

Gott ſey mit Euch und uns Allen! Dein immer ſehr trauriger J. Kerner.

Niembſch an Mayer.

Weinsberg, den 13. März 1832.

Mein lieber Mayer!

Ich reiſe dieſen Frühling nach Amerika. Längſtens bis 1. Mai, vielleicht aber auch ſchon in drei Wochen werd' ich mich einſchiffen. Das war es, warum ich ſo lang nicht geſchrieben; ich hatte theils viel herumzureiſen und auszukundſchaften, theils wollt' ich Dir einen letzten feſten Entſchluß mittheilen; nun iſt er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Geſellſchaft, bereits aus 200 Köpfen beſtehend, wird ſich am Miſſouriſluß niederlaſſen, vorläufig aber eine Commiſſion dahin abſenden, um Land anzukaufen und die Coloniſation vorzubereiten. Wahrſcheinlich werd' ich mich an dieſen Vortrab anſchließen, denn ſehr intereſſant wär' es mir, die erſten Rudimente einer Anſiedelung zu beobachten, vielmehr ſelbſt theilzunehmen daran.

Gefällt es mir in Amerika, ſo bin ich geſonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlaſſe mein Eigenthum der Geſellſchaft zur Adminiſtration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath ſchöner Naturſcenen iſt in fünf Jahren kaum erſchöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Dort will ich meine Phantaſie in die Schule der Urwälder ſchicken, mein Herz aber durch und durch maceriren in Sehnſucht nach den Geliebten. Künſtleriſche Ausbildung iſt mein höchſter Lebenszweck; alle Kräfte meines Geiſtes, meines Gemüthes, betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerſt Du Dich des Gedichtes an Chamiſſo, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesſchmerze zu haben? Ich will mich

ſelber ans Kreuz ſchlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze ſchlägt, der Kunſt zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab ſagt in einem ſehr ſchönen Gedichte: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;" ich möchte ſagen: „die Kunſt iſt Sorge und viel Arbeit." Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegenſätzelnd ſagt: „Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt;" ich ſehe mehr Ernſt in der Kunſt, als im Leben, wo Alles vergeht, Luſt und Schmerz, während in jener allein Beſtand iſt und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirſt Du meinen; aber ich glaube, Religion iſt nichts, als tranſiente Religion, der reinſte Kultus. Der ſterbende Menſch ſchneidet zum Zeichen ihrer Freundſchaft ſeinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verſchlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den friſchen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche ſeine Brüder lachend und weinend und eben auch ſterbend dahin wandern. Ewigkeit iſt freilich zu viel geſagt von der Kunſt und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundſchaft. Doch genug des Geplauders über unausſprechliche Dinge.

Ich ſitze wieder bei meinem Kerner und genieße ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu ſtärken für die Reiſe nach Amerika.

Deine Gedichte ſind alle bereits durchkritiſirt. Ich bringe ſie Dir ſelbſt mit.

Leb' wohl auf baldiges Wiederſehen! und grüße mir die Deinigen herzlichſt von Deinem Niembſch.

Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverſtanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du ſendeſt ſie mir nach über's Meer und ich werde ſie den ſchönſten ſinnenden Blumenbäumen Amerika's vorleſen. Deine lieben Worte werden wie ſchöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält ſeinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieſer Bezirke wird eingeweiht mit dem ſchönſten Gedichte ſeines Patrons, und der ganze Urwald

wird von Sehnſucht ergriffen werden nach Euch, und er wird lange ſeufzen und ſeinen Vögeln ſagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein ſeltſamer ſchöner Vogel ſich zeigen, und an Eure Fenſter klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen ſollt dahin, wo die Freiheit blüht.

Kerner ſetzte bei:

Beſter Mayer!

Das iſt Alles, ſo dichteriſch es klingt, rein dämoniſch. Ich ſah kürzlich ſeinen Dämon; es iſt ein haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanz; der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembſch aus dem Wickelſchwanze dieſes amerikaniſchen Geſpenſtes! — Dein Kerner.

Dienſtag, den 14.

Heute früh reiste Niembſch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembſch ſchifft ſich jetzt ſchon am 24. dieſes Monats ein, wird alſo wahrſcheinlich ſehr bald zu Euch kommen. Dieſe Geſchichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembſchs Entſchluß nichts ſagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantaſie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu ſehr, daß es mir dadurch nicht angſt und bange werden ſollte, und ſo wird es Dir auch gehen.

Niembſch an Kerner.

Heidelberg, (15.) März 1832.

Mein Herzens-Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Gefühle allhier halten mich noch ein Paar Tage auf. Sey ſo gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Poſt hieher zu ſchicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüſſelchen hab' ich bei Dir liegen laſſen; das ſchicke mir auch. Die Seherin von Prevorſt ſchicke mir auch, ich bin hier ſehr darum erſucht worden. Bis Sonntag ſehen wir uns wieder. Ich werde doch kaum mit

der Commission nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Klecks auf dem Papier da? so eben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischer Weihe, bis meine Augen dabei so kurios herumschweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.

Leb' wohl, liebes Nikele, Mariele, Emmale, Madam Hochstätterle, liebwerthe Fräulein Kiederle-le und Du mein Kerner, ich küsse Dich und ich erdroßle Dich in meiner Umarmung. Euer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 16. März 1832.

Liebster Bruder!

Gleichwie Du stundenlang bei einem Freunde sitzen, wohl auch an ihn denken kannst, ohne die leiseste Sylbe mit ihm zu sprechen, so kann ich monatelang an meine lieben, liebsten Leute denken, ohne ein Wort an sie zu schreiben. Beides ist eine Unart, die meinige die größere, das weiß ich; aber Ihr verzeiht mir ja doch. Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig; gestern hört' ich die erste Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnsucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reisegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich also nach Oesterreich heimkehre, will ich noch ein Tüchtiges herumreisen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantasie in die Schule — in die nordamerikanischen Urwälder schicken; den

Niagara will ich rauſchen hören und Niagaralieder ſingen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poeſie lebt und webt in der Natur, und in Amerika iſt die Natur ſchöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichſten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verſpreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reiſe auf einem Dampfſchiffe geht ſehr ſchnell und ohne Gefahr; in Amerika ſelbſt reist man auch völlig ſicher, denn Bettler und Diebe ſind dort nicht zu finden, weil ſich die Menſchen ihr Brod auf bequemeren Wegen verſchaffen können. Von wilden Thieren iſt gar nichts zu fürchten, mindeſtens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reiſe ich in großer Geſellſchaft von etwa 80 Perſonen, die ſich in Amerika koloniſiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oeſterreich. Glaube mir, Bruder, die Oeſterreicher ſind die beſten Menſchen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die erſten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Gmundnern und Wienern zuſammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich ſchon noch eine Weile herumtreiben. Das iſt wirklich höchſt nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Reſi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poeſie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir ſchlummern, ganz verſchieden von dem, was ich bis jetzt geweſen; vielleicht wird dieſes Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie ſchön iſt ſchon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb ſeyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik iſt wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politiſiren hört, wie hier zu Lande. — Deinen Speckbacher, wenn er bald fertig iſt, oder einen beträchtlichen Theil Deiner Gedichte möcht' ich gerne mitnehmen auf die Reiſe. Manches Deiner ſchönen Gedichte würde ich dann den ſtillen, ſinnenden, wunderbaren Blumenbäumen vorleſen, mit lauter Stimme, ſo daß der Urwald plötzlich von Sehnſucht ergriffen würde nach dem lieblichen Dichter, und er ſeinen ſchönſten Vogel nach Dir ausſchicken würde, der dann, weit über's Meer herbeigeflogen, auf

einmal an Deinem Fenſter ſäße im Schwarzſpanierhaus, und anklopfte und rief: „Komm, komm nach Amerika!“ Schleifers Gedichte werden zu gleichem Zwecke auch mitgenommen. Eine Geige auch, damit das alte Rakozilied in den heiligen Schatten des Urwalds ertöne. Das wird ein Leben werden, lieber Alter.

Von meiner Reiſe bitt' ich Dich und die Thereſe gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! Wenn Ihr mich aber in Gedanken begleiten wollt, ſo leſet die Beſchreibung von Nordamerika, die kürzlich ein gewiſſer Duden herausgegeben hat. Der Miſſouriſtaat und (früher) der Niagaraſtrom, ſind die zwei Hauptgegenſtände meiner Wanderſchaft.

Meine Gedichte hat Cotta bis Oſtern verſprochen.

Grüße mir doch meinen Berke recht herzlich und ſage ihm, daß ich ihm nächſtens ſchreiben werde. Vom Schleifer erwarte ich eine Antwort; ich glaube ihm aber meine Adreſſe nicht geſchrieben zu haben. Darum ſey Du ſo gut, es in Deinem nächſten Briefe an ihn zu thun; Du ſchreibſt ihm ja doch gewiß bald. — Meine Schweſtern Marie und Mina tauſend ſchöne Grüße.

Unter Anderem! iſt nicht wer von meinen Bekannten geſtorben? Geſtern, den 15. März, um 6 Uhr Morgens? — Ich lag in leichtem Schlummer und träumte ruhig unbedeutende Dinge; da weckt mich auf einmal ein lauter Schrei: „Niembſch!“ hart an meinem Bette, ſo daß ich auffuhr und mich umſah, aber nichts erblickte. Neben meinem Zimmer ſchläft ein Studioſus, der hört zur ſelben Zeit einen ſtarken Schlag an ſeiner Thüre, daß er auch aufwacht und vergebens nachſucht, wer da geklopft habe. Auch war ihm im Schlafe, als habe er auch „Niembſch!“ rufen hören. Das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Schreibe mir bald, lieber Bruder. Anfangs Mai werd' ich abreiſen, im Spätherbſt wieder kommen.

Leb' wohl, lieber Alter. Adieu, liebe gute Schweſter! Ich umarme Euch herzlich vieltauſendmal. Dem lieben Tonerl danke ich für ſein Brieflein; der muß auch einmal nach Amerika reiſen. Das wird ein Urkerl werden. Die liebe Kati muß ja ſchon recht groß und hübſch ſeyn. Hat ſich ihr ſpecifiſches Gewicht noch nicht verändert? All' ihre Eingeweide

müſſen gediegen Blei ſeyn. Joſeph, Lori, Reſi, Alle küſſe ich. Euer Bruder N.

Thereſe Schurz an Niembſch.

Wien, den 26. März 1832.

Geliebteſter Bruder!

Meinen Schmerz über Deine Reiſe kann ich Dir nicht ſchildern. Der Gedanke, daß Du in einem anderen Welttheile und weit, weit überm Meere, von uns Allen getrennt ſeyn wirſt, macht mich ganz troſtlos. Ich habe wenig Hoffnung, Dich, mein einziger, geliebter Bruder, je wieder zu ſehen; denn gewiß, Jahre werden vergehen, ehe Du heimkehrſt, und ich vielleicht dann nicht mehr ſeyn! — Wenn Du wüßteſt, wie viele Thränen mir dieſe Reiſe nach Amerika koſtet, Du würdeſt gewiß den Niagara nicht rauſchen hören. Auch dort wirſt Du nicht Alles finden, wie es Deine Phantaſie und unruhiger Geiſt hofft. Die Natur muß wohl großparadieſiſch in jenem Lande ſeyn; wenn aber die Menſchen ſo wären, wie mein Anton glaubt?! [1] — Wirſt Du Dich da auf der fremden Erde nicht entſetzlich verlaſſen fühlen, und nach einem theilnehmenden Herzen ſehnen? — Wenn Du mich liebſt, mein Bruder, ſo gehe dorthin nicht! mache mir nicht immer gar ſo vielen Kummer mit Deinen Reiſen! Wenn ich mir im Geiſte vorſtelle, daß Du Dich dem großen, unermeßlichen Meere anvertraueſt, ſo wird es mir ganz dunkel vor den Augen. — Wenn Du es denn für unumgänglich nothwendig hältſt, Deinen Geiſt zu bereichern mit Naturſcenen, ſo bleibe doch wenigſtens in Europa. Wie himmliſch ſchön muß es nicht in der Schweiz und am Rhein hinab ſeyn, und wie viel beſſere Menſchen wirſt Du da finden!

Mein Bruder, denke an Deine Schweſter, die Dich ſo unausſprechlich liebt, und mache ihr nicht ſo großen Schmerz! — Lebe wohl, Deine Reſi.

---

[1] Ich hielt die Nordamerikaner für die eingefleiſchteſten Krämerſeelen auf Gottes weiter Erde.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 1. April 1832.

Herzliebſter Kerner!

Wie lange ich nun ſchon wieder in Stuttgart ſitze! Geſchäfte! Geſchäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich ſelbſt, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuſcript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Actiengeſellſchaft ſtinkt es, iſt allerlei Geſindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, und dergleichen ſchlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch ſo heillos erſchüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen und mein guter Kaiſer Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Mattuſſinsky, wir werden nach Florida gehen auf eigene Fauſt. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit beſagtem beliebten Bildniſſe, mein Landesvater ſieht noch immer ſehr erſchüttert aus, deutlich ſeh' ich ihm Thränen in den Augen ſtehen.

Gar lange bleib' ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht ſo in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubſt. Nein, nein, ganz ſtill. Ich fürchte den Guas-Upas-See, i. e. die große Theekanne. Ganz ſtill! ſtill!

Alſo bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen Matuſſinsky aus meiner tiefſten Seele; er ſoll nur fleißig engliſch lernen.

Tauſend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Rickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb' wohl! Ewig Dein treuer Niembſch.

Niembſchs Tabakspfeife im Munde ermangle ich nicht, Dir mit den aufſteigenden Wolken Grüße zuzuſenden. Dein Mayer.

Niembſch an Anton und Thereſe Schurz.

Stuttgart, den 21. April 1832.

(Im Gaſthofe zum König von England Nro. 41.)

Mein lieber Bruder!

Wo bleibt denn Dein Speckbacher? Schicke mir ihn doch recht bald, denn meine Abreiſe iſt nahe. Ja, dieſe Reiſe! ſie iſt ganz herrlich, und nie hat mich etwas ſo freudig beſchäftigt als dieſe Reiſe. Das einzige, was mir davon mißfällt, iſt, daß ſie meiner lieben Schweſter Thränen gekoſtet hat. Weine nicht, liebe Theres, wir werden uns gewiß bald wieder ſehen. Ich kann Euch ja nicht entlaufen. Das fühl' ich nur zu gut. Amerika wäre kein Land für mich, um dort zu bleiben, weil es dort keine Antons und Thereſens gibt, keine Schleifers und Traunſteins. Bei Gott, ich komme wieder zu Euch! - Ich müßte ja gar ein verlorner Kerl ſeyn, wenn ich Euch und alle lieben Erinnerungen meines Lebens fahren ließe auf immer. In den Urwäldern wird mir kein Bär was vorleſen und die Affen werden für die Dauer ein ſchlechtes Publikum ſeyn für meine poetiſchen Produktionen; auch werden ſie mir das Frühſtück nicht ins Bett bringen, wie mirs meine liebe Schweſter gethan. Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt, manet alta mente repostum. Ich komme wieder, ſo wahr ich kein Dieb bin. Mich freuet es, lieber Bruder, daß Du meinen Entſchluß nicht mißbilligſt; das iſt ſo männlich von Dir, wie ich es erwartet habe. Da gibts doch einmal was zu erzählen. Ich ſehe ſchon Deinen Toni, wie er ſeine Augen aufreißt und mir geſpannt zuhört,

Dem Wanderer, der von fernem Land,
Von ſchönen Wundern viel erzählt
Auf ſeiner Irrfahrt durch die Welt.

(Die Zweifler.)

Unter Anderem! meine Gedichte ſind beinahe fertig. Zehn Bogen liegen gedruckt auf meinem Tiſche, könnt' ich ſie doch auf den Deinigen hinzaubern! Es iſt manches Neue entſtanden. Mit meiner Klara Hebert (zehn Romanzen) bin ich zufrieden; außerdem ſind noch verſchiedene Gedichte, als fünf Schilflieder, Winternacht, der Raubſchütz, eine Bergkapelle, Reiſeempfindung, der Maskenball ꝛc. hinzugekommen. Die Auflage wird

ſehr ſchön; 450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf ſchönem Druckpapier; Cotta ſcheint eine Freude daran zu haben, daß er ſie ſo gut ausgeſtattet hat. Das Ganze wird ungefähr ſiebzehn Bogen betragen. Du warte mit Herausgabe Deiner Gedichte, bis ich zurückkomme. Ich will dann den Cotta ſchon bewegen, daß er ſie verlegt; ich gelte viel bei dem Alten. Ich habe einen ſehr lieben Freund zum Reiſegefährten, einen polniſchen Stabsarzt, durchaus gebildet und ſehr liebenswürdig; außer ihm noch hundert Menſchen, die ſich drüben anſiedeln werden. Matuſhinsky heißt mein Pole; er iſt Virtuos auf der Flöte und ſehr empfänglich für Poeſie, hat auch einen richtigen Geſchmack. Die Paßgeſchichte wollen wir ſchon ſo wenden, daß Scheiner nicht in Verlegenheit kommt. Vor meiner Abreiſe ſende ich dir auf jeden Fall meinen alten Paß; Scheiner ſoll mir dann einen neuen löſen auf eine Reiſe nach Frankreich und England auf ein Jahr, und ſo wirds gehen. Haſt Du nichts von Antoniewitſch gehört?

Ich bin jetzo ſehr geſund. Das Reiſen hat mir gut angeſchlagen, und die Betriebſamkeit thut mir wohl. Schleifer hat mir noch nicht geſchrieben; er ſoll es doch thun. Adreſſirt Eure Briefe nur an den Profeſſor Schwab in Stuttgart.

Bald ſchreib' ich Dir wieder. Leb' wohl, Herzensbruder! Ewig Dein N.

Liebſte Schweſter!

Du ſchreibſt, ich ſoll nicht nach Amerika reiſen, wenn ich Dich liebe. Warum bindeſt Du an meine Liebe ſolche Bedingung? Das iſt ja eigenmächtig, liebe Reſi. Ich laſſe mir das nicht gefallen. Ich liebe Dich, wie nur ein dankbarer Bruder eine ſo gute, ſeltene Schweſter lieben kann; aber warum ſollt' ich deßwegen nicht reiſen? Ich nehme Dich ja mit in meinem Herzen; wir ſind ja nicht getrennt. Faſſe Dich nur, treue Seele, ſtärke Dich an Deinem wackeren Anton; Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du haſt Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menſchen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtſchaft iſt ein heiliges Myſterium in der Natur. Was ich für Dich fühle, kann mir ſelbſt die begeiſtertſte Freundſchaft nicht einhauchen. Sey getroſt, Du liebe Schweſter, wir laſſen einander nicht;

bald ſchreib' ich Dir wieder. Küſſe mir Deine Kinder und meine Schweſtern. Leb' wohl! Dein treuer Bruder.

Kerner an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Beſter Niembſch!

Dich ſegne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun ſo feſt, daß Du mit Deinem Leibe thun kannſt, was Du willſt.

Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menſchen. Ich würde ſie noch ſprechen, ihr ſagen, daß ich ſie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, ſie würde mich — wie es dem Novalis ſeine Geliebte that — zur höchſten Poeſie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber ſie im Herzen, und traulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, ſey's, wo es ſey. Die Lotte iſt äußerſt lieb und ich ließe ſie keinem Herrn aus Stuttgart. Faſſ' ſie, aber behalt' ſie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas verſprichſt, und ihr dann nicht ſtrenge Wort hältſt, ſo hole dich der Teufel; das ſag' ich Dir auch! —

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Stuttgart den 4. Mai 1832.

Liebſter Kerner!

Wie gehts Dir? Was macht die mediciniſche Praxis? Was macht dein liebes, gutes Rickele? Deine Maria, Emma? Theobald? Matuſhinski? Bald bin ich wieder bei Euch und will dann auch meinen ehren- und fleiſchhaften Herrn Onkel noch einmal ſehen. Du haſt mir viel Schönes von Lotte geſchrieben; mich freut es, daß ſie Dir ſo wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man ſie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blüthenreiſe fortgenommen. Ja, ſie iſt wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeſchoſſener Bär, und kratze mich ſehr oft nach Art der wilden Thiere. Bei

Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das ſind herrliche Leute, mir iſt unendlich wohl unter ihnen. Könnt' ich ſie nur alle mitnehmen nach Amerika, und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die mediciniſche Praxis ausgenommen, und den ſchwappacher und rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch ſäuberlich abſchaben müßteſt, bevor Du das Schiff beſtiegeſt. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargeleſſen. Spargel wie Kirchthürme werden da gefreſſen. Ich allein verſchlinge 50 bis 60 ſolche Kirchthürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unſerer politiſch-proſaiſchen, durchaus unheiligen Zeit, die auch ſchon das Maul weit aufſperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchthürme wie Spargelſtangen zu verſchlingen.

Möchteſt Du nicht mit Matuſhinski nach Lauffen laufen, um die Apotheke unſerer Colonie zu beſichtigen? Sey ſo gut, Brüderl! Sie liegt beim Zimmermeiſter H. Aber gib Acht, daß Dein Gauls H... ſeinen nicht frißt und krepirt. Noch immer ſind keine Nachrichten da, wann wir abreiſen müſſen.

Sey auch ſo gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findeſt, meine und Matuſhinski's ſämmtliche Gewehre hieher zu ſenden; es iſt manches daran zu korrigiren. Aber das müßte ſehr bald geſchehen, weil ich in der nächſten Woche, Freitag oder Samſtag, nach Weinsberg abgehe. Adreſſire ſolche an mich im König von England Nr. 38; ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich hier noch aufhält, ſind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme ſobald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen. Dein Niembſch.

Johann Matuſſinski an Niembſch in Stuttgart.

Weinsberg, den 6. Mai 1832.

Liebſter Bruder!

Keine Flinten werde ich Dir ſchicken; was nöthig iſt an ihnen zu repariren, wird der Onkel in Oehringen beſtellen. Ich war da zwei Tage, bekam eine ſchöne Doppelflinte zum Präſent und zwei Piſtolen.

Jetzt haben wir zwei Doppelflinten, eine einfache und drei Paar Piſtolen; mit denen kann man ſich ſchon in ein Urwäldchen wagen. Doktor Feierabend gab mir eine prächtige Doppelflinte von dem berühmten Kuchenreuter; ſie iſt Büchſe, ſchießt nur Kugeln und grobes Schrot; dieſe will er Dir für 40 fl. verkaufen; dieß Geld iſt ſie immer werth. O lieber Bruder, komm geſchwind in meine Arme! Daß wir doch ſchon einmal beiſammen bleiben könnten! Bei Dir, mit Dir iſt mir ſo wohl; ohne Dich kann ich nicht lachen; weinen wohl. Komm! Dein ewig! Jan Matuſzynski.

Kerner an einen Ungenannten.

Weinsberg, den 11. Mai 1832.

Geehrteſter Herr!

Ich bin ſo frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Oeſterle bei Ihnen war und ſich Niembſch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanſtalt ohne mein Wiſſen ſich heute entfernte. Schon ſeit Jahren hat er die fixe Idee, er müſſe in den Urwäldern Amerika's zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs Stärkſte mit ſeiner Affenluſt befallen, ſchnitt die furchtbarſten Fratzen und entwiſchte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der ſich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das ſey ſein Kind, gehöre in ſeinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er ſey ein amerikaniſches Opoſſum oder Beutelthier.

Ich bitte Sie nun ſehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er ſich verpflichtete, zu annulliren, und ſollte er wieder bei Ihnen erſcheinen, ihn in meine Anſtalt unter ſicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu laſſen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs Herzlichſte und wünſche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen. Ihr ergebenſter Oberamtsarzt Dr. Kerner.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Geliebter Freund!

Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieſer Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reiſe in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen ſo feſten Glauben an die Fortdauer unſerer Perſönlichkeit, ſieh, ich würde ſagen: Bruder! wir ſehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe dieſen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebniſſe meiner Philoſophie gerade jetzt am bitterſten, denn ich muß mir ſagen: Du gehſt in die See, Du vertrauſt Dich den trügeriſchen Wellen, Du überantworteſt Dein Herz ſammt aller Liebe, die Du für deine Freunde darin haſt, den unſichern Winden! Die Erinnerung ſogar an deine Freunde kann ein Windſtoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das ſag' ich mir alles, und denke recht ſchmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reiſe doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnſinnigen ſehr geiſtreich geſprochen. Man habe nämlich einen Wahnſinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab ſelbſt wollte dieß, und ging alſo ganz leiſe und behutſam der fixen Idee des Mannes auf den Leib. Der Verſtand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämiſſen nach, und als er endlich am Concluſum ſtand und einſehen ſollte das Unſinnige ſeiner Einbildung, da ſtutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und ſprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren.“ Das ſind die trefflichen Worte unſers Freundes. Ein Analogon von ſolchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. So zu ſagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieſer Kerl ja, daß mir ein ſchöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir ſeine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirſt mich verſtehen.

Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab geſagt, daß ich ein Narr bin, ſie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigſtens Du es,

mein lieber Mayer! Du wirſt mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr iſt doch beſſer als ein Verbrecher; und haſt Du nicht einmal zu mir geſagt, Du würdeſt mich ſelbſt dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erſchiene? — Ich ſchreibe Dir das Alles in einem ſtark bewegten Zuſtande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelſtunde vorübergegangen am Fenſter der geliebten Lotte. Ich ſchlafe nämlich im Gaſthof, indem Schwab, Gäſte erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, ſo gerne er es auch gethan hätte. Das iſt mir nun in einer Hinſicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenſtern meiner Lotte ſtehen und hinaufblicken, wo ſie ſchläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenſter hineinſchütten. Freund, ich liebe das Mädchen unausſprechlich; Dir aber ſag' ich ganz leiſe: mir ſcheint, es hat ſich ein anderer Geiſt, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine beſſere Exiſtenz ſchaffen.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Mein herzliebſter Mayer!

Ich muß meine Druckbogen corrigiren. Leidiges Geſchäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt; es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Anderes hier aufhält; die Lotte nicht.

Ich muß abbrechen, ſonſt müßt' ich in abſcheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein ſo bald Du kannſt; ſey übrigens verſichert, daß ich bin wie immer durch und durch Dein Niembſch.

Herzlich grüß ich Dir Frau und Kinder.

Mayer fügt in ſeinem Buche S. 73 hieher bei:

„Niembſch klagt in dieſem Brief, ohne Benennung einer Perſon: Man iſt — hineingefahren unter die ſtillen Keime unſerer Liebe, ehe wir uns gegen einander ſelbſt geäußert hätten" u. ſ. w. und zeigt in

mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen seyn mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinüber gehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ergreifendste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Samstag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort „Liebelei" ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niemdsch mehr als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde.

Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hinderniſſe nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (der feste Bund) entstanden, welche in der zweiten Ausgabe meiner Gedichte S. 268, Nr. 53, zu lesen und in einem spätern Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind."

Von damals berichtet Mayer auf S. 70: „Niembſch hatte in ſeinem Zimmer (zu Stuttgart im Gaſthofe zum König von England) Gedichte, Handſchriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen, und ein Stubenmädchen des Gaſthofes machte ſich dieſe ihr offenſtehende mannigfaltige Leſerei auf das Emſigſte zu Nutz. Gerade als ich bei dem Freunde übernachtete, war durch dieſe ſich ſelbſtverſchaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm ſo hoch geſtiegen, daß ſie eine Sammlung eigener handſchriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembſch mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindſamen Schwung, wie die Perſon ſelbſt, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komiſch anzuſehen, wie Niembſch, der Dichter, das Mädchen gleich einer Schweſter in Apollo behandelte und dieſe eine ſolche Anerkennung als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes aufnahm.“

Ein weiteres Beiſpiel, wie Lenau's Nähe auf Menſchen geringeren Standes belebend wirkte, erzählt Emma Niendorf S. 105. „Als er einmal bei Kerner war, Alles vom lyriſchen Fieber angeſteckt ſchien und man bei Tiſche ſaß, ſich die friſch entſproßten Gedichte vorleſend, kam auch ganz zuletzt der ehrliche Hausknecht, welcher aufgewartet, ein grobes Papier in der Hand, ſchüchtern und kleinlaut. Auch er hatte ſeinen Vers gemacht: „Auf den neuen Doktorsgaul vor dem alten Chaislein.“

Im Mai 1832 machte auch Mayer (ſ. d. B. S. 77) mit Niembſch einen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen über's Gebirg. Mayer ließ den Freund darauf Acht geben, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Buſch ſich niederlaſſe; ſie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieſes zurück. Daraus hatte Niembſch ſpäter das Gleichniß: „Theismus und Offenbarung,“ gebildet. In einem Band Lenau'ſcher Gedichte, welchen Mayers Sohn beſitzt, der auch von der Partie war, ſteht von Niembſch ein Gedicht eingeſchrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unſern ſchönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geſchrieben in Waiblingen am Tage meines Abſchiedes.“

Oben im Wald, ehe man ins Heimbach herunter ſteigt, freute ſich Niembſch an dem Ausblick auf die blaue Teck. Der Fußweg weiter unten durch die Wieſen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen

ſehr beſchränkt. Niembſch ſchimpfte ſehr über den Geiz der ſchwäbiſchen Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich ſolche kleine Sparerei nie geſehen. Abſichtlich trat er die Dornen nieder und lief im ariſtokratiſchen Muthwillen durch das gehegte Gras. Es war ein ſchöner, warmer, blauer Tag.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 19. Mai 1832.

Mein lieber Bruder!

Dieß iſt der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreiſe ſchreibe. In drei Tagen reiſe ich ab. Bald aber ſehen wir uns wieder. Ich habe vorgeſtern im „Schwäbiſchen Merkur" einen Artikel über Oeſterreich geleſen. Ein neues Geſetz gegen Auswanderer und unbefugte Abſenten. Das hat mir in die Naſe geraucht. Mein öſterreichiſches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächſten Herbſt zurück. Bis dahin geht es noch; ſo lange gilt mein Paß. Den nächſten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübſch fein zuſammenhocken am Ofen und Gugelhupf eſſen von unſerer Reſt-Hand, und erzählen, was wir geſehen und gehört. Meinen Schleifer ſeh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geſchrieben, wie ihn kein Menſch auf Erden ſchöner ſchreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der beſten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erſtenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzuſuchen. Es geht doch nichts über Oeſterreich und über Euch, liebe Leute!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Speckbacher. Das wird ein ganzer Kerl. Der Ton des Gedichts iſt gar gut getroffen, wie ich meine. Die Erzählung meiſterhaft. Ich freue mich ſehr auf's Weitere. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Ich glaube, es würde doch der Simplicität des Gedichts, welche Du allerdings mit vollem Rechte verfolgſt, nichts abbrechen, wenn die Darſtellung etwas reicher wäre in Bildern. Ich will Dir einen Vorſchlag machen. Mir iſt nämlich dieſe Idee beigefallen: Wie wäre es, wenn Du Gleichniſſe aus der Natur nähmeſt,

liebliche und erhabene, wie Du es eben brauchſt, dieſe Gleichniſſe aber wieder in Deiner Tirolerſprache, der treuherzigen, einfachen, ausſprächeſt? Idealiſirt müſſen die Naturerſcheinungen ſeyn einerſeits, populariſirt aber andrerſeits. Ich glaube, das hat noch kein Menſch verſucht. Ich bin nicht recht im Stande, Dir meine Gedanken ganz deutlich zu machen. Ich meine ſo: die Auffaſſung der Naturerſcheinung und die Geſtaltung derſelben zum Symbole müßten ganz ideal ſeyn; die Darſtellung dieſes Symbols aber müßte tiroliſch ſeyn. Alſo — genug, Du verſtehſt mich ſchon. Es müßte eine große Wirkung thun. Die ganze Natur zur Landsmännin machen, zur ſchönen Tirolerin, wäre gar nicht übel. Probir' es nur, Tonerl, es wird ſich machen!

Meine Gedichte ſind fix und fertig. Sauber gedruckt. Wenn ich nur wüßte, wie ich ſie Euch ſchicken kann. Ich weiß nicht, was die Cenſur ſagen wird. Auf jeden Fall aber wirſt Du ſie durch einen Buchhändler in Wien bekommen können. Ich will Alles verſuchen, Dir und Schleifern ein Exemplar zu ſchicken. An Klemm, Berke, Skulimovski, Antoniewitſch möchte ich auch ſehr gerne ein Andenken ſenden; aber ich weiß noch nicht, wie ich's anfange. Die Gedichte ſind bereits zur Oſtermeſſe abgeſendet. Glücklicherweiſe! Es ſind auch einige Beſtellungen von Auswärtigen eingelaufen. Vielleicht dringen die Dinger doch durch. In Württemberg hab' ich ſchon einigen Namen. Beſonders intereſſiren ſich Uhland, Kerner und Schwab dafür. Jetzt iſt's geſchehen; ich kann ſie nicht mehr zurücknehmen. Aber ich bin ziemlich gleichgültig bei der Sache. Die Leute haben mich hier ſehr gelobt und dadurch abgeſtumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir beſſer ſeyn, aber auch nicht viel mehr wirken. Dieſe Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, ſuchen, ganz gleichgültig gegen dieſelbe zu werden. Ich bin wirklich ſtumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recenſenten nicht achte; die wiſſen den Teufel von Poeſie. Ich werde froh ſeyn, wenn ich es zur abſoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urtheil der Welt werde gebracht haben. Lob ſchläfert ein; Tadel erbittert. Der beſte Freund iſt das poetiſche Gewiſſen. Wir wiſſen recht gut, wo uns der Schuh drückt, beſſer, als es uns irgend ein Recenſent ſagen kann.

Ich ſchicke meiner lieben Reſi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hieſigen Geheimraths Hartmann, ein ſehr liebes Mädchen. In dieſem Hauſe habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beſchreiben. Der alte Herr, ein großer, ſtattlicher, ſehr ernſter und eben ſo gutmüthiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, ſehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebſt. Die dritte iſt Lotte; gutes, liebes Mädchen; ſingt angenehm, beſonders ein ſpaniſches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeſchrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erſte, als die älteſte, iſt an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das iſt eine köſtliche Frau. Du findeſt in meinen Gedichten eines mit der Ueberſchrift: „In das Stammbuch einer Künſtlerin"; das iſt die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landſchaften (Oelgemälden) behängt, alles iſt ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat ſie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine ſtellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den ſchönen Sommerabend mit dem noch geſcheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Waſſerfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch ſehen. Reinbeck iſt Schriftſteller; Novellen, Dramen ſind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hauſe beiſammen, das ſie ſich, nur für ſich, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zuſammenleben dieſer Menſchen. Alle Schöngeiſter, die nach Stuttgart gekommen, haben ſich in dieſem Hauſe eingefunden. Matthiſſon, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder ſind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geiſtreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat ſeine Paſſion mit dem Ausſchneiden und Eſſen dieſer Gewächſe. In letzterem Geſchäft bin ich oft ſein treuer Gehilfe. Alſo Leib und Seele verſorgt!

Von meiner andern Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache ſehr ernſt genommen; und da ich keine Ausſichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, iſt die Mutter um die Geſundheit des ſehr gefühlvollen Mädchens bekümmert, und hält uns auseinander.

Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon geſprochen. Das iſt ein ganz eigenes Verhältniß. Mündlich mehr.

Ich arbeite jetzt an einem Trauerſpiel: Barbara Radziwill. Ich glaube, es wird gehen. Die Arbeit beſchäftigt mich ſehr. Einige Charaktere werden auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe. An ſtarken Situationen wird's auch nicht fehlen.

Leb' wohl, Bruder und Schweſter! Ich küſſe Euch und Eure lieben Kinder. Dieß iſt doch nicht mein letzter Brief vor meiner Abreiſe. Ich ſchreibe noch einen in Heidelberg. Morgen verlaß ich Stuttgart.

Noch Eins! Deine Briefe an mich adreſſire nach Stuttgart an den Herrn Hauptbuchhalter der k. Staatskaſſe M., der ſendet ſie mir nach.

NB. mit doppeltem Couvert.

Grüße mir meine Schweſtern Mini und Marie herzlich, wie auch meine Freunde. Antoniewitſch ſoll mich in Wien erwarten. Wir wollen nächſten Winter miteinander toll ſeyn.

Liebe Reſi! hier ſchreib' ich Dir noch ein Gedicht auf, das nicht in meiner Sammlung ſteht, aber im Muſenalmanach für's nächſte Jahr erſcheinen wird: „Der Gang zum Eremiten."

Anmerkung: Die Stelle darin:

„Der Sturm iſt laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verſchlafen, ſchnell vom Lager bricht;"

hat den Uhland wie ein elektriſcher Schlag getroffen, daß er zuckte, als ich ſie ihm vorlas.

Dieſes Gedicht hab' ich bereits eine Strecke weiter geführt; es werden drei Geſänge.

Liebe Reſi! Laß Dir's von Deinem Anton vorleſen. Abend muß es ſeyn. Der Toni ſoll auch zuhören. Trinket eine Flaſche Wein dazu und meine Geſundheit und glückliche Reiſe und Wiederkehr in Eure Arme. Gott ſey mit Euch! Euer treuer Bruder N.

Niembſch an Mayer.

Heidelberg, 9. Juni 1832.

Liebſter Freund!

Geh' öfter auf die Solitude, wenn Du immer ſo ſchöne Gedichte von dort mitbringſt. Dieſe Gedichte ſind wieder ganz grün, ſo recht tief ſaftgrün; haben mir viele Freude gemacht. Ich muß überall eine kleine Freundſchafts-Quarantäne halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus: dann ſoll's, glaub' ich, viel ſchneller gehen; hier ſind meine äußerſten Vorpoſten der Liebe, drüber hinaus ſchon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir ſchnell durchmachen. Meine Reiſe wird, nun ſie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünſcheſt, daß nur Rückſicht auf Matuſhinsky's Wohl mich vermocht haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunſch iſt ſo übel nicht, ich wünſch' es beinahe ſelbſt; Du befürchteſt zugleich, daß dieß mißverſtanden werden könnte; ich befürcht' es nicht, mir iſt es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen darüber ſagen; ſie können mir höchſtens auf der Sohle meiner Ferſe herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf; ich geb' Dir mein Wort. Ich hab' großen Vorrath von Verachtung bei mir, will ſchon ſehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die beſten waren meine letzten in Stuttgart. Das iſt Alles vorüber, und es iſt möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menſchenleben iſt leicht zerriſſen. Unſer Körper iſt ein falſcher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinaus gerathen. Ich bin nun einmal verſtimmt. Nicht, daß die Leute an meinen Handlungen kritiſiren und herum deuteln, ärgert mich, nein, ſondern daß Du Dir was daraus machſt! Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin beſorgt macht, aber indem Du beſorgt biſt, präſumirſt Du, daß mich das Geſindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkſt Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen,

die mir eine Welt von ſolchen Lappen aufwiegen; und hätt' ich ſie nicht, und ſtünd' ich allein, ich würde mich ebenſowenig kümmern um das Urtheil der ſogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief ſpäter fortſetzen, ſonſt komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

Nächſten Dienſtag, d. i. den 12. Juni, reiſ' ich nach Amſterdam. Ich freue mich ſchon auf das Leben in der großen Handelsſtadt, beſonders auf die Matroſen. Ich will dort in den Matroſenkneipen herumſchleichen und einige Studien machen in der Menſchenkenntniß. Mein Trauerſpiel iſt vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichſam sponte sua in meinem Innern, ſo daß ich mit der Ausführung wenig zu ſchaffen habe; die Verſe gehorchen dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'ſchen Hauſe vorleſen werde! Das Urtheil dieſes Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, ſoll mich beſtimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

Sonntags früh. Ich ſchreibe Dir die Fortſetzung meines geſtrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholiſchen Kirche iſt Gottesdienſt; Orgel und Geſang hör' ich deutlich herüber. Einſt hab' ich auch zur Orgel geſungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo ſind ſie?! —

Heute regnet es. Der trübe Tag, die Orgel, Du — in der Ferne — Das iſt Alles ſo wehmüthig!

O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebſter Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tiſche, Dein liebes treues Auge blickt mich ſo freundlich an. Bringe unſerer Mariette einen Kuß von mir für meine heutige Morgenfreude. Du ſollteſt jetzt zweimal ſo oft zu Hartmanns gehen, als ſonſt, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber ſollſt Du recht viel ſprechen, beſonders über ihre Malerei; ſeyd doch nicht ſo gleichgültig gegen das herrliche Talent! Es iſt eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man ſie ſelten antrifft. Wenn Du zu Schwabs kommſt, grüße ſie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgeſendet nach Weinsberg. Von Amſterdam aus will ich an ſie ſchreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienſtag noch nicht reiſen kann, ich muß hier noch

etwas erwarten, das vielleicht erſt Mittwoch eintrifft, dann aber geht es ſogleich fort.

Geh' doch recht oft zu Hartmanns und Reinbecks. Erheitere auch die gute Julie in ihrer ſtillen tiefen Klage, das herrliche Mädchen. Dem armen Lottchen[1] wird's zeitlebens nachgehen, daß ſie die Mutter nicht mehr lebend angetroffen hat; tröſte auch ſie. Doch da gibt's eigentlich keinen Troſt; es iſt nur eine kurze Beſchwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? der liebe Vater ſo herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menſchen, welche ich mir am beſten vergegenwärtigen kann. Ich ſeh' ihn vor mir ſtehen mit ſeinem ſchönen Ernſt und ſeinen wirthlichen Augenbrauen. Wenn Du Zöppritz ſiehſt, grüße ihn freundlich, oder ſollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen ſehr wackeren Brief nach Weinsberg geſchrieben. Der Mann hat meine vollſte Achtung. Da hat das Schickſal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zuſammengebracht.[2] Ich freue mich ſchon, in Heidenheim einmal einzuſprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen ſeyn. Auch Deine liebe Frau wird den ſauern Tag überſtanden haben. Gott ſtärke ſie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder iſt vielmehr ſchon einer.

Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, beſonders mein Minele von Deinem Niembſch.

Schreibe mir Deinen nächſten Brief nach Amſterdam poste restante.

Leb' wohl!

Wenn Du an Uhland ſchreibſt, tauſend Grüße!

Niembſch an Kerner in Weinsberg.

Mannheim, 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich ſchon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnſucht nach Deinem lieben Hauſe,

[1] Hartmann.

[2] Georg Zöppritz und Mariette Hartmann.

Vielleicht ſitzen wir die nächſten Winterabende beiſammen, und ich erzähle Euch von meinen Irrſalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Rikele noch einmal den herzlichſten Dank für Eure Liebe und Gaſtfreundſchaft; ich werde ſie in meinem Leben nicht vergeſſen. Unter Anderem! Vergeſſet doch den rothen Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller iſt. Denket dabei an mich. Was macht Niewiarowicy? Er ſoll auch ein gutes Glas davon trinken und ein recht herzheiteres Geſicht dazu machen; es werden ihm wohl auch noch beſſere Tage kommen. Grüße mir ihn und alle Deine Lieben herzlich von Deinem Niembſch.

Hier erhältſt Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möcht' es ihm doch gefallen! [1]

Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, ſegl' ich nach Amſterſtam; den 11. Juli von dort nach Amerika.

Leb' wohl, mein Kerner, hab' mich lieb!

An meinen Matuſhinsky will ich von Amſterdam ſchreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß Alles gut ihm geht. Der Eſchenmayer iſt halt eine prächtige Perſon! Gelt, Kerner? [2]

Ich küſſe Dich, mein lieber Alter; ewig und total Dein Niembſch.

Niembſch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Auf dem Rheine, 2. Juli 1832.

Die ſchönen Geſtade des Rheins ſchwinden an meinem Kajütenfenſter vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch ſo vorüber ſchwanden; auch grüne, ewig grüne Geſtade ſind meiner Erinnerung, die ſich ſo gerne darauf zurück flüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden ſind wirklich allerliebſt. Stille, beſcheidene Schönheit iſt ihr Charakter, wie der einer ſchönen deutſchen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich ſo ſchöne Dörfer geſehen, ſo viel Ruinen und

[1] „Auf ein Faß zu Oehringen."

[2] Matuſhinsky, welcher nunmehr in Tübingen ſtudirte, um das Doktorat in der Medicin zu erlangen, war dort ſelbſt bei Profeſſor Eſchenmayer ſehr wohl gelitten.

Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Flecklein Erde bändigen.

Hatten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle?[1] Mich freuet es recht sehr, daß Sie gerade dieß gewählet haben zu Ihrer Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild, mancher meiner Einfälle muß dort noch herum spucken im Thale; sind Sie nicht davon geneckt worden?

Niembsch an Karl Mayer.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Lieber Freund!

Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sey nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand u. s. w. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, machte Miene, mich zurück zu schicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir, wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Seine Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu seyn beliebten,

[1] Badeort bei Waiblingen.

daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen. Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur vier Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitän ist ein sehr braver Kerl, mit dem ich freundschaftlich stehe. Leb' wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern. Ich bleibe ewig Dein Niembsch.

Niembsch an Emilie Reinbeck.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen u. s. w. Die letzteren allein schon könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Thurmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden, und sie uns gleichsam fortschmeicheln, während uns der dumpfe langsame Glockenschlag unserer gothischen Thürme in Deutschland so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunsch: Möchten doch meine Stunden eben so harmonisch zusammenklingen wie die Glocken!

Das hiesige Museum hat herrliche Gemälde. Von unserem Lieblinge Ruisdael sind zwei Stücke da. Ein Wasserfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich so nasses Wasser gesehen; man muß beinahe zurückspringen, um nicht überschüttet zu werden. Die ganze Berglandschaft voll der göttlichen geheimnißvollen Schwermuth dieses Meisters!

O Ruisdael!

Ausgezeichnet fand ich einige italienische Landschaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteristische darin scheint mir eine gewisse phantastische Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Heerde badender Stiere in köstlicher Gruppirung, besonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufspringt und den Kopf muthwillig zwischen die Füße wirft. Auf einem

andern Bilde ist der Wind im Gebüsche meisterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt. Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastirt gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, ditto Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; sein Kindermord von Bethlehem ist sehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen und diese redenden Thränen!

Dieß sind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reis' ich nach Amerika. Mein Kapitän ist ein vortrefflicher Mann, mit dem ich sehr gut stehe. Die Reise wird angenehm werden.

Zu diesem Briefe wird bemerkt: Wie sehr Niembsch die Kunst liebte, erhellt aus seiner Aeußerung: „Das Menschenwerk geht doch über Alles! Ein Titian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! Ein Titian ist mir mehr als das schönste Alpenthal." (Niendorf. 216.)

Niembsch an Schurz.

Amsterdam, 25. Juli 1832.

Lieber Bruder!

Morgen reis' ich nach Amerika. Hier send' ich Dir meine alten Pässe zurück mit der Bitte, mir einen neuen auszuwirken auf ein Jahr zu einer Reise nach Frankreich und England.

Ich hätte Dir früher geschrieben, aber eine sehr langwierige Rheinreise und tausend Geschäfte haben mir jede Correspondenz verleidet.

Ich kann Dir nichts erzählen, denn ich möchte Dir alles erzählen.

Bald komm' ich zurück, und zwar mit demselben Schiffe, das nur acht Wochen in Amerika bleibt.

Was macht Dein Speckbacher? Doch Du kannst mir ja nicht mehr antworten; ich will den wackeren Kerl selber fragen, wenn ich zurückkomme.

Entſchuldige meine Kürze, ich habe heute noch Manches zu beſorgen.

Sey ruhig, Bruder, über meine Reiſe, ſie wird angenehm und kurz ausfallen.

Auch Du, meine liebſte, beſte Schweſter, kümmere Dich nicht; wir werden bald unſer Zuſammenſeyn um ſo glücklicher genießen, je länger wir getrennt waren.

An meine Freunde viele herzliche Grüße.

Lebt wohl, Ihr lieben Kinder: Toni, Kati, Lori, Pepi, Reſi! ich bring' Euch was mit aus Amerika.

Meine Gedichte ſind längſt gedruckt; Cotta wird ſie aber wahrſcheinlich erſt zur Michaelismeſſe ausgeben. Im Muſenalmanach für's nächſte Jahr findeſt Du einige neue Sachen von mir.

Lebet wohl, meine Lieben! Euer treuer Bruder Niembſch.

Derſelbe an Denſelben.

Amſterdam, 27. Juli 1832.

Ich habe Dir vorgeſtern einen ſehr flüchtigen Brief geſchrieben, weil ich glaubte, den folgenden Morgen abreiſen zu müſſen. Das hat ſich nun um einen Tag verſpätet. Das Schiff, womit ich reiſe, heißt Baron van der Kapellen, ein Oſtindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abſtecher nach Baltimore macht, wo ich alſo, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüſtet, landen werde. Mein Kapitän Tolen iſt ein ſehr fideler Kauz, mit dem ſichs angenehm machen wird. Er iſt ſo gefällig, mir von ſeinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieſer Philipp nämlich iſt mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tauſend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf ſetzen. Ein gewiſſer Ludwig H., Zimmermeiſter, aus Württemberg, geht auch mit ſammt ſeinen Söhnen und kauft ſich ebenfalls an in Amerika. Dieſer iſt nun der rechtſchaffenſte tüchtigſte Mann, den ich jemals aus derlei Stände kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufſicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren

hat ſich dann der Werth meines Eigenthums wenigſtens auf das Sechsfache geſteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen ſichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tauſend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren iſt alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlaſſen, und eine gute Rente in Oeſterreich genießen. Der ſchlimmſte, aber undenkbare Fall wäre, daß ſie mir ein Jahr lang meine Rente nicht ſchickten; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu ſchreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter ſetzen zu laſſen, oder ſelbſt hinzureiſen. Ich ſehe ſchon Deinen Toni durch die amerikaniſchen Wälder mit der Büchſe herumſtreifen, und ſeine großen Augen ſcharf aufreißen, wie er's jetzt ſchon thut, und den Hahn ſpannen und einen Bären niederknallen.

Die Reiſe wird ungefähr ſechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib' ich dort, ſo daß ich mit Ende Oktober bei Euch ſeyn kann, oder wenigſtens wieder in Europa. Ich habe einige Hoffnung auf eine Anſtellung. Mündlich mehr hierüber. Meine Gedichte ſind bereits ziemlich bekannt und ich habe einen guten Namen. Beſonders Uhland ſtellt ſie hoch, was mich am meiſten freut. Die Stelle eines Doctor legens an der Tübinger Univerſität hätt' ich ſchon bekommen können; ich dürfte nur ein philoſophiſches Doktordiplom nehmen, was eine nackte Formalität iſt und höchſtens 100 fl. koſtet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel hab' ich indeſſen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta Alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hiezu alle ſeine Blätter: Morgenblatt, Heſperus, politiſche Annalen u. a. ſehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika.

An Schleifer hab' ich ein Lebewohl geſchrieben. Unter anderem: Ein gewiſſer Ritter iſt mir 160 fl. ſchuldig.[1] Er iſt wahrſcheinlich im I.... Kaffeehauſe zu erfragen; und wenn er dort nicht zu erfragen iſt, ſo wird man Dir ſeine Adreſſe in H...s Kaffeehaus geben können, wo er gewohnt hat. Er muß aber glauben, ich ſey in Geldnoth, ſonſt gibt er Dir nichts. Von meinem Plane ſage, Du wiſſeſt nichts; ich ſey in

[1] Es iſt derſelbe, welchem Niembſch aus einer Spielverlegenheit half.

Amſterdam, warte auf Gelder ꝛc., er möchte Dir doch die Summe auszahlen. Dann behalte es, bis ich komme oder ſchreibe. Auch den neuen Paß behalte ſo lange. Sage dem —: Du habeſt mit meinen Geldangelegenheiten ſonſt nichts zu ſchaffen; wiſſeſt alſo nur, daß ich in Verlegenheit ſey. Lüge nur recht, lieber Bruder; es ſchadet nichts.[1]

Muß Dir wieder einmal ein Gedicht ſchicken: „Frühlings Tod.“

Dieſes Gedicht ſey mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebſte liebſte Schweſter. Gott ſey mit Euch und allen Euern lieben Kindern, ich küſſe Euch herzinnig. Euer treuer Bruder Nicolas.

Niembſch an Mayer.

Im Schiff Baron van der Kapellen,
Rhede von Texel, 1. Aug. 1832.

Herzensfreund!

In drei Stunden geht es endlich in die See. Wohl iſt das Seeleben ein erhabenes, wie Du ſagſt. Aber das Leben in einer Seeſtadt hat für mich wenig Reizendes. Amſterdam hat mir wenig gefallen: Die Häuſer ſind alle ſehr klein (ſchmal), ſo daß eine Amſterdamer Straße ausſieht wie grobe, geſchmackloſe Moſaik. Und die Windmühlen! Holland hat ſehr ſchöne Mädchen und ſehr ſchöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Witzes). Die Holländer ſind ſtrenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reiſemerkwürdigkeiten zu ſchreiben. Ich muß ſchließen und habe noch was ſehr Dringendes Dir zu ſagen, nämlich: bleibe ſo mein Freund, wie Du es bis jetzt geweſen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, ſo lange noch was von mir da iſt.

Leb' wohl, herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

Leb' wohl, Freund! Dein Niembſch.

[1] Der Herr Ritter zahlte, wenn auch freilich nicht ſogleich; aber er zahlte doch endlich.

Niembſch an Emilie Reinbeck.

Im Auguſt 1832.

Ein kleines Unglück, das unſer Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, ſtießen wir damit zuſammen, und es brach uns eine Segelſtange. Nun iſt aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Weſtermann aus Amſterdam, hat uns bis hieher begleitet, und iſt ſo gefällig, dieſen Brief in die Stadt zurückzunehmen und zu beſtellen. Meine Reiſe wird hoffentlich ſehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar iſolirt bin von dem grauſigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu leſen und zu ſchreiben, meine brave alte Geige zu ſtreichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenſchaftliche Liebe zum Meere faſſen. Ich ſpüre ſchon den Reichthum von poetiſchen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reiſe entgegenſtreuen wird. Aber noch iſt es erſt eine dunkle Ahnung. Oft ſtirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß ſie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch ſo. Aber ich hoffe das Beſte.

Das Schiff, womit ich reiſe, wird vielleicht nur ſechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amſterdam zurückkommen, und ſolchenfalls mich wahrſcheinlich mitbringen. Es iſt aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Oſtindien abgeht, und — vielleicht mich mitnimmt. Ungeheuer reizend wäre die Reiſe nach Java. Ein kleiner Abſtecher auf den Cap, auf die Inſel St. Helena, ſehr reizend.

Zur Vervollſtändigung des Bildes iſt hier Einiges nachzutragen, deſſen in den Briefen von Lenau ſelbſt zufällig keine Erwähnung geſchah, wenigſtens inſoferne dieſe zu meiner Kenntniß gelangten. Kerner ſchrieb mir am 24. October 1850:

„In meinem Gartenhauſe wohnend, bereitete ſich Niembſch zu ſeiner Reiſe nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute ſich gar ſehr auf die Urwälder, um dort Opoſſums, ein Thier,

das ſich todt ſtellt, ſobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matuſhinsky (einem Flüchtling aus Warſchau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer ſehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürſten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es ſteht in ſeiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geſchrieben, und hängt an einem Faß des Einganges zu dieſem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er ſchrieb zu dieſem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es iſt mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in dieſem Brief ſchrieb: „er werde auf dem Meere, ſo oft er einen Vogel vom Lande herfliegen ſehe, „„Herr Onkel! Herr Onkel!"" rufen; dann würden ihn die Matroſen für wahnſinnig halten und über Bord werfen." So ſpielte er auch ſonſt oft mit dem Wahnſinnigwerden. Einmal ſtellte er ſich auf einer Reiſe von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnſinnig (aus Scherz), und brachte damit eine fremde Frau, die mit fuhr, ſehr in Schrecken.

Ich bat ihn, als er zur Reiſe nach Amerika Anſtalten machte, inſtändig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorſtellungen, die er ſich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines ſolchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebſte (was ich nicht recht begreife) das, das überſchrieben iſt: „das braune Bübchen." Dieß liebte er immer ungemein und ſagte: er wünſche nur, es gemacht zu haben.

Wie locker und leichtbeweglich ſein Nervengeiſt war — was bei den Somnambülen z. B. zum zweiten Geſicht, zum Sichſelbſtſehen, zum Heraustreten aus ſich, die Veranlaſſung gibt, und was auch bei Goethe, und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweiſet folgendes Ereigniß. Wir ſaßen einmal nach dem Nachtiſche, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Geſpräche verſtummte, und als wir auf ihn blickten,

ſaß er ſtarr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächſten andern Zimmer aber, in dem ſich kein Menſch befand, fingen Gläſer und Taſſen, die dort auf Tiſchen ſtanden, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an ſie geſchlagen. Wir riefen: „Niembſch, was iſt dieß?“ Da fuhr er plötzlich zuſammen und erwachte wie aus magnetiſchem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während ſeiner Erſtarrung erzählten, ſagte er: „Das iſt mir ſchon öfter begegnet; meine Seele iſt dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal feſt: Niembſch ſey einmal im Gange ſeines Hauſes auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo ſich derſelbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

Dieß von Lenau's Freund, dem Dichter und Arzte Kerner. — Die obenerwähnte Wahnſinnſpielerei berichtet die Wiener allgemeine Zeitung für Theater u. ſ. w. vom 19. März 1851, Z. 66, folgendermaßen ausführlicher:

„Zum Wahnſinn ſchien ſeit je vorherrſchende Neigung in Lenau zu ſeyn. Wir wiſſen, daß er einmal auf einer Reiſe, die er mit einem Freunde in Württemberg machte, als er im Eilwagen mit ihm unangenehmen und langweiligen Menſchen zuſammenkam, dieſelben durch verſtellten Wahnſinn vertrieb. Sein Begleiter mußte ihn, einer heimlich genommenen Verabredung gemäß, für einen Geiſteskranken ausgeben, der ins nächſte Irrenhaus gebracht werden ſolle. Und um die läſtigen Theilnehmer der Geſellſchaft von der Wahrheit dieſer Angabe zu überzeugen, ſoll er — wie der Freund ſpäter, nicht ohne Schauer, erzählt hat — den Verrückten mit einer ſolchen Meiſterſchaft geſpielt haben, daß nicht allein die, von dem frevelhaften Spiel des Dichters nichts ahnenden Reiſegefährten, ſondern auch Lenau's Freund ſelbſt davon bis zum Entſetzen erſchüttert wurde.

Als die unangenehmen Gäſte durch dieß Beginnen wirklich glücklich entfernt worden waren, gab Lenau natürlich ſogleich ſeinen Wahnſinn auf, verſicherte aber auf das befremdliche Erſtaunen ſeines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geiſteszerrüttung dargeſtellt habe, daß er im Ernſt ſchon oft ſich mit der Befürchtung geängſtiget: er könne einmal den Verſtand verlieren. „Du kennſt die Geſchichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenroſſen!“ ſagte er damals, indem er melancholiſch

lächelnd hinzuſetzte: „Wir Dichter ſind alle ſolche phantaſtiſche Wagenlenker, die ſehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geſchleift werden können!“ —

Die Thatſache trifft hier mit Kerners vollgültiger Anführung im weſentlichen überein. Dieſelbe geſchah Ende Mai 1832, als Niembſch und Matuſhinsky von Weinsberg nach Stuttgart reisten, jener, um ſeine Freunde dort noch einmal vor ſeiner Abfahrt nach Amerika zu ſehen, dieſer, — nachdem er von Niembſch wegen deſſen bereits geſunkener Mittel nach Amerika nicht mehr mitgenommen zu werden vermochte, wie früher beabſichtigt worden war, — nun von Stuttgart weiter nach Tübingen zur Anhörung der ärztlichen Vorleſungen zu gehen.

Ein ſehr merkwürdiger Umſtand iſt auch, daß Kerner am 24. Februar 1832 an Niembſch in Heidelberg ſchrieb: „Auch ſagte man ſich dort (in Stuttgart), ein Mädchen von Oehringen, mit dem Du getanzt, ſey bald darauf wahnſinnig geworden, und halte ſich nun immer für eine Königin von Ungarn.“ Dieſer Scherz wird ſich nach einem Dutzend von Jahren gar ſonderbar verkehrt erfüllen. Tanzen hab' ich Lenau nie geſehen, und ſo wird er es auch wohl auf den Bällen zu Oehringen nicht gethan haben. Ein ſolcher Ball mag dagegen die Veranlaſſung zu Lenau's, um jene Zeit entſtandenem ſchönen Gedichte: „Der Maskenball,“ worin er auch ſeinen Entſchluß, nach Amerika gehen zu wollen, ausſpricht, gegeben haben.

Eine ernſte Warnung theilte Kerner ſeinem Freunde in der Hälfte Mai mit. Es hatte nämlich Jenem ſein Oberamtmann ein Schreiben leſen laſſen, das er von der Regierung erhalten, des Inhalts:

„N. N. in Stuttgart habe an die Regierung das Anſinnen geſtellt, eine von ihm zum Behufe der Auswanderung nach Amerika errichtete Actiengeſellſchaft zu ſanctioniren u. ſ. w. Die Regierung habe ſich von N. N. Plan und Actenſtücke geben laſſen, aber gefunden, daß ſeine Vorausſetzungen falſch ſeyen und das Ganze gar keine Garantie habe, ſo daß ſie für Pflicht halte, damit nicht Theilnehmer in Schaden gerathen, vor Herrn N. N. und ſeinen Unternehmungen warnen zu laſſen u. ſ. w.“

Niembſch nahm aber dieſe Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ ſich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieſer Geſellſchaft und reiste mit ihr ab. Allein ſchon die Verzögerung in der

Abreiſe der Auswanderer machte übles Blut und die Erbitterung wuchs, als Beförderung und Verſorgung nur ſchlecht den gerechten Erwartungen entſprachen. Als der Unternehmer mit ſeinem Bruder endlich Anfangs Juli auf das langſam rheinabwärts ſegelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gewaltig gegen ihn los. Bald darauf gelangte durch Kerner die Nachricht nach Stuttgart, einer der Auswanderer habe an ſeine Eltern nach Oehringen geſchrieben: Niembſch hätte ihm die Verwaltung ſeiner Angelegenheiten bei der Schiffsgeſellſchaft übergeben, und wäre ſtatt nach Amerika, nach Oeſterreich abgereiſet. Dieſe Nachricht fand auch Glauben, da man wußte, daß Niembſch bereits Verdruß und Verluſt bei der Geſellſchaft gehabt und ihm die Freude an der Reiſe ſo ziemlich benommen worden ſey; auch mochten ſtaatsbürgerliche Rückſichten auf jenen Entſchluß Einfluß geübt haben. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. „Die armen Leute, unter denen viele ohnedieß nur ſchmerzlich vom Vaterlande ſchieden, da zumal die Kinder beim Verlaſſen der geliebten Heimath oft laut jammerten: „Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika!“ erwählten Niembſch, als den weitaus angeſehenſten und gelehrteſten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beſchworen ihn, ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verſchaffen. Niembſch errichtete einen altdeutſchen offenen Schöppenſtuhl, wozu er die vertrauenswürdigſten Männer erkieſen ließ, und zog den Beſchuldigten zu ſtandhafter Red' und Antwort. Als alles, wie Rechtens, verhandelt und der Angeklagte ſeiner Vertragsverletzungen klar überwieſen worden war, fällte Niembſch das Urtheil über ihn und ließ ihn in Vollziehung deſſen unter das Verdeck des Schiffes in ſtrenge Haft ſetzen. Später aber, es mochte ſchon in Holland geweſen ſeyn, verklagte der Gerichtete den Richter vor Gericht wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeſchränkung, und es fehlte nicht viel, daß nicht der vorige Richter von der befugten Behörde an des Gerichteten Platz geſetzt worden wäre, wenn nicht allzudeutlich vorgelegen hätte, daß er nur auf guten Grund hin und aus eitel Gerechtigkeitsgefühl alſo geamtet. — So ungefähr lautete, was mir Niembſch im Spätjahre 1833 von dem Staatsbegebniſſe mündlich mittheilte, und was auch mit dem von Auerbach im „Deutſchen Muſeum“ 1. Jahrgang, 1. Heft, S. 53 kurz Erwähnten ziemlich übereintrifft. Ich erkannte darin ganz meinen

entſchiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte ſich das ſchmale Schiffsverdeck zu unermeßlichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergedrückten Volk; man erhebe den eigennützigen, gewinnſüchtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungsloſen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm ſodann?

Ich meinerſeits glaube, in Bezug auf die im Jahre 1848 allgemein gehörte Frage: was würde jetzt Niembſch thun, wenn er geſund wäre? Daß er ſich damals, wie jedermann, der allgemeinen Begeiſterung hingegeben, ja ſich vielleicht mit an die Spitze der Entzückten geſtellt, aber von dem traurigen Gang der Entwickelung bald enttäuſcht und zurückgeſcheucht worden ſeyn würde. Für keinen Fall hätte es ihn in ſeinem engeren, bald darauf von Oeſterreich losgeriſſenen Geburtslande Ungarn auch nur kurze Zeit an eines Koſſuth Seite gelitten, ihn, „deſſen Groll in des Volkserretters Ruhmgewand verhüllte Schufte empörten, und der das Königthum, verlaſſener Völker Vaterhaus und Hort, den Himmelsgaben reihte.“ (S. Dichteriſcher Nachlaß. Proteſt.)

Niembſch war in ſeiner Zuneigung inſoferne ſehr treu, daß er, wen er einmal herzlich liebte, kaum je mehr zu lieben aufhörte, aber in dem Maße ſeiner Liebe war er etwas veränderlich. So ſchloß er ſich unter den Freunden, die er zu jener Zeit in Schwaben gewann, anfänglich ſehr warm und innig an Schwab und deſſen Gattin, welche ihm ſeine Schweſter zu erſetzen verſprach, ſodann an Lotte, hierauf an Karl Mayer, darnach an Kerner, und endlich an Emilie Reinbeck. In der düſteren Einſamkeit, welcher er ſich zu Heidelberg überließ, war nebſt dem Umgange mit einem ſehr ehrenwerthen jüdiſchen Wechsler, den er ſehr liebte und nie anders als: „Vater Zimmern“ nannte, dann mit deſſen Sohne Adolph und der freundlichen Gattin deſſelben, ferner auch mit Profeſſor Zöpfel und endlich mit zwei Brüdern Eichhorn, guten Violinſpielern, obwohl noch Knaben, die er ſehr liebte, und oft halbe Tage lang um ſich hatte, der Briefwechſel mit Mayer ſeine vorzüglichſte Erheiterung. Um Weihnachten 1831, wo Niembſch einer Gemüthskrankheit ſchon ſehr nahe ſtand, nahm er auf eine Woche ſeine Zuflucht zu Mayer in Waiblingen.

Als ſich Niembſch auf ſeinen großen Weg begab, erfreute er ſeinen

lieben Freund Mayer damit, daß er ihm von Weinsberg ein noch von seinem Vater herrührendes kleines viereckiges Meerschaumköpfchen zur Erinnerung zusandte. Was Niembsch laut seines Briefes an Mayer aus Heidelberg den 9. Juni 1832 etwas verstimmt hatte, mag auch eine Mittheilung Mayers an ihn gewesen seyn, daß die Leute an seiner Abwesenheit bei der Bestattung der Geheimräthin Hartmann Anfangs Mai 1832 (er machte aber bald darauf eigens eine Reise von Weinsberg nach Stuttgart, um der verehrten Familie sein Beileid zu bezeigen), herumzudeuteln sich herausnahmen.

Zwei sehr nennenswerthe Männer strebten damals nach Lenau's Bekanntschaft: der ihm von Schwab am 12. Jänner 1832 als „geistvoller Dichter und seelenvoller Mensch" nach Heidelberg zugeschickte Baron von Sternberg, und der gottvolle Tondichter Mendelssohn-Bartholdy. Dieser suchte bei einer nächtlichen Durchreise durch Heidelberg Lenau auf. Man weckte diesen um elf Uhr Nachts aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte beleuchtet, das ein Kellner des „Königs von Portugal" in der Hand hielt, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie," sagte er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche interessante Gesicht. Erst im Jahre 1844 trafen sich Niembsch und Mendelssohn in Frankfurt am Main wieder. Am 15. März 1832 um 6 Uhr Morgens, wo es an Lenau's Thüre schlug und laut „Niembsch!" schrie, war Niemand von seinen Bekannten in Wien oder in Oesterreich gestorben.

Auf welche Anstellung Niembsch einige Hoffnung hegte (s. seinen Brief vom 27. Juli 1832), kann ich mich nicht mehr entsinnen; nur ist mir so dunkel, als wäre einmal auf die Möglichkeit einer Anstellung in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gedacht worden.

Lieder Lenau's, die auf die edle Lotte sich beziehen, sind: „Mein Stern" und „Ohne Wunsch;" solche aber, die seine Hinreise nach Amerika uns vergegenwärtigen: „Die Rose;" „Am Rhein;" „An mein Vaterland;" „Auf eine holländische Landschaft;" „Der Abschied;" „Die Seejungfrau;" „Meeresstille;" I. 245 und II. 69; „Wanderer und Wind;"

„Der Schmetterling;“ dann aus „Fauſt“ „Der Abendgang;“ „Die Reiſe;“ „Der Traum;“ „Der Sturm.“

Vom Trauerſpiele: „Barbara Radziwill,“ deſſen Stoff er der Geſchichtsdichtung Bronikowski's: „Hippolyt Boratynski“ entnahm, und das doch bei ſeiner Abreiſe nach Amerika ſchon ziemlich vorgerückt war, iſt leider nichts vorhanden. Und nun nach Amerika!

Niembſch an Schurz.[1]

Baltimore, den 16. Oktober 1832.

Lieber, guter Bruder!

Nach einer ſehr langen Reiſe, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigſte und beſte Wirkung dieſer Seereiſe iſt ein gewiſſer feierlicher Ernſt, der ſich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befeſtigt hat. Das Meer iſt mir zu Herzen gegangen. Das ſind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantiſche Meer und die öſterreichiſchen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweiſe einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen ſchwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel ſich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung ſich von unſerm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieſer tiefen, grenzenloſen Einſamkeit; mit welcher Sehnſucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menſchen in der Ferne. Ich möchte faſt behaupten, das ſtille Meer iſt größer als das bewegte, wie es denn ſchon dem Auge ausgedehnter erſcheint. Es hat ſich mir aber das Meer auch in ſeiner Leidenſchaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und ſchleuderten ſichs verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht ſtehen konnte; doch eben darin mag das Heilſame liegen, das Seereiſen für den Charakter des Menſchen haben. Wenn ich in meiner Kajüte ſtand und plötzlich an die Wand geworfen wurde

[1] In Wien angelangt am 1. December.

wie eine willenloſe Kleinigkeit, ſo empörte das meinen Stolz aufs bitterſte, und je weniger mein äußerer Menſch aufrecht ſtehen konnte, deſto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur iſt ſehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber ſehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit beſorglicher Miene gegen Norden eine tiefe ſchwarze . . nicht Wolke, ſondern Mauer, die ſenkrecht aus den Fluthen aufzuragen ſchien. „Das kann einen ſtarken Sturm geben!“ war ſeine Meinung, und alle Segel einzuziehen, ſein blitzſchneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhoſen hinabhängen ließ, und ſagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen.“ Die ſchwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüſſe ſtürzten herab, und die Wogen brüllten raſend um das arme Schiff. Was übrigens unſere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht ſehr heftig war, wie der Kapitän ſagte, das war die ſchlechte Beſchaffenheit unſeres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend ſchadhaft ſey. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es iſt doch eine fatale Empfindung, wenn man ſich Abends in ſeine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf ſo lange, um die Todesangſt noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In ſolchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schweſter, deren Namenstag heute iſt,[1] und der ich von Herzen Glück wünſche. Ja, liebe, liebe Thereſe, Gott ſegne Dich und geb' uns ein frohes Wiederſehen! Von Kindheit an haben wir immer getreu zuſammengehalten, wir haben die ſchöne Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du biſt mein letztes, liebſtes Erbſtück meiner Jugendtage, darum, und weil Du ſo gut biſt, liebe ich Dich auch wie meine Jugendträume. Wir zwei kennen wechſelſeitig die früheſte Geſchichte unſerer Herzen. Deine Freude ergänzt

[1] Sollte heißen: „geſtern war.“

die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott ſegne Dich, liebe Schweſter! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir ſprechen. Gott ſtrafe mich, wenn ich nicht bald wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier bleiben, als unbedingt nöthig iſt, um ſo weite Reiſe nicht umſonſt gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge ſehen, ich will bald meinen Anton ſehen und ſeinen wackern Speckbacher hören, mit welchem ich, im Vorbeigehen geſagt, in der Geſichtsbildung viel Aehnliches haben ſoll, wie mir ein Tyroler in Bayern von freien Stücken ſagte, ohne daß von Speckbacher die Rede war. Alle die Scenen meiner Seereiſe will ich Euch mündlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika.

Den 8. Oktober betrat ich den amerikaniſchen Boden zum erſtenmale. Unſer Schiff lag noch in der Cheſapeakbay, an welcher Baltimore, unſer Landungsplatz. Der Kapitän, ein Paſſagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder ſetzte ſich auf einen Matroſen, und ich ritt alſo auf einem ſtarken Kerl ans Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerſtreute Eichen auf einer Wieſe, weidendes Vieh und ein klafterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das Erſte, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Menſch war ſo dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm ſah) nach einem Landhauſe, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübſchen Haus von Backſteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren ſehr geputzt. Es wunderte mich ſehr der Luxus in dieſem einſamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geſchmackloſe im Anzuge, beſonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Menſch ſich in der Einſamkeit putzt, ſo thut er es ohne Geſchmack. Geſchmack iſt ein Sohn der Geſellſchaft, vielleicht der jüngſtgeborne. Man kredenzte uns ſofort Cider (ich mag den Namen des matten Geſöffs nicht mit deutſchen Buchſtaben ſchreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (ſprich: Seider) reimt ſich auf: „leider.“ Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem

Glaſe Cider ſeine Spottdroſſel behorchen, mit ſeinen Dollars in der Taſche, ich ſetze mich lieber zum Deutſchen und höre bei ſeinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Taſche ärmer iſt. Bruder, dieſe Amerikaner ſind himmelan ſtinkende Krämerſeelen. Todt für alles geiſtige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß ſie bei dieſen Wichten nicht einkehrt. Das ſcheint mir von ernſter tiefer Bedeutung zu ſeyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetiſcher Fluch. Eine Niagaraſtimme gehört dazu, um dieſen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhauſe geſchlagen werden. Man darf dieſe Kerle nur im Wirthshauſe ſehen, um ſie auf immer zu haſſen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (ſo iſt es da, wo ich wohne); Speiſen, meiſt Fleiſch, bedecken den ganzen Tiſch. Da erſchallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner ſtürzen herein, keiner ſieht den andern an, keiner ſpricht ein Wort, jeder ſtürzt auf eine Schüſſel, frißt haſtig hinein, ſpringt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reiſ' ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich ſehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reiſe reichlich lohnen. Sey ſo gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu ſchicken unter der Adreſſe des Hofraths und Profeſſors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgaſſe, 14. Reinbeck iſt mir ein ſehr guter Freund, ſeine Frau aber nebſt meiner Theres das liebſte Weib. Unter den Mädchen ſteht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte ſind nun gewiß ſchon in Deinen Händen; Cotta iſt, wie mir Reinbeck hieher geſchrieben, mit dem Abſatz ſehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten," deren erſten Geſang ich Dir unter der Aufſchrift: „Der Gang zum Eremiten" mitgetheilt, ſind nun in drei Geſängen, ungefähr 500 Verſen, fertig; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es iſt mir ſchwerlich gelungen, die ſonderbare Sehnſucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich ſie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich

für kein Mährchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. Atlantica I.[1]

Tausend Küsse an alle Eure lieben Kinder! Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu lassen, hab' ich nicht aufgegeben; es ist dieß auf jeden Fall eine sichere Art, sein Geld anzulegen und sehr gut zu verzinsen. Viele Grüße an Klemm, Berke ꝛc. Ewig Euer Bruder.

Sey so gut, dafür zu sorgen, daß das Versorgungsamt erfahre, ich sey noch unter den Lebendigen, damit mein Rentenschein nicht etwa erlösche. Grüße Mina und Marie herzlich. Ich wünsche, daß die eine und die andere bereits verheirathet sey.

Niembsch wurde zu Baltimore, im etwas unfreundlichen und schwarzen Börsen-Gasthofe (Exchange Hotel), worin er wohnte, von einem auch erst unlängst angelangten jungen deutschen Studenten, einem Kurhessen, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur alsbald aus dem Bette sich zu erheben und, die Guitarre um den Hals gehängt, eine große tonkünstlerische Rundreise mit ihm nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch, wiewohl noch im Tecel mit gleichen Weltfahrtsgedanken sich tragend, war aber doch inzwischen durch die harte Täuschung in Nordamerika schon etwas abgekühlt, dann auch durch den garstigen Scharbock, den er sich auf der langen Seereise durch das ewige Pöckelfleischessen zugezogen, merklich herabgestimmt, und endlich däuchte ihn doch seine bescheidene Börse so riesigen Entwürfen nicht ganz gewachsen, denn, sich durch die Welt kümmerlich zu klimpern, hätte ihm sein Stolz als Edelmann und Dichter gar nicht erlaubt; kurz, er blieb dem Versucher, der ihm die ganze weite Welt zu Füßen legte, taub, und kaufte sich lieber einen wackern, zutraulichen Schimmel, um in die heiß ersehnten

[1] „Die Seejungfrauen." Die letzte Strophe, welche späterhin beim Drucke wegblieb, lautete:

„Ruhend auch im stillen Schooße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —"

kühlen Urwälder zu reiten. Auf dem Wege dahin kam er durch Bedford, woselbst er die angenehme Bekanntschaft eines Herrn King machte, der ihn so lieb gewann, daß er ihm „Mitschells Reiseführer durch die vereinigten Staaten“ (Mitschell's Travellers Guide through the united States), aus einer Landkarte und einem Städteverzeichnisse bestehend, in dauerhaft schwarz Leder gebunden, freundlich verehrte und eigenhändig mit Bleistift beischrieb, wie noch unvermischt darin zu lesen ist:

Alexander King
de Bedfordia
dedit ad ejus amicum
Dominum Niembsch.

Niembsch hatte zwar schon im Jahre 1828 mit Zen-Ruffinen, Gesandtschaftssekretär der Schweiz, und mit Joseph Fischhof, dem tüchtigen Tonsetzer und Tastenmeister, zu Wien von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Witthauer, Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Mode, Englisch gelernt, es aber im Sprechen nie weit gebracht — und andererseits verstand sein neuer Freund noch weniger Deutsch; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich auf lateinischem Boden aufzusuchen, worauf der kaufmännische Amerikaner freilich nicht so fest einhertrat als wie der hochgebildete Sohn Ungarns, wo schon die Knaben Latein sprechen. Aber ob sie sich auch nur schwer verstanden — ihre Herzen fanden sich doch. Vielleicht war auch dieser Alexander King derjenige Amerikaner, welcher, als Niembsch — wie er mir erzählte — einmal einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft das alte feurige Rakozilied vorspielte, vorsprang und wie außer sich aufschrie: „Hurrah, Magyar!“ Ja, vielleicht war eben dieß der Augenblick, der ihre Hände ineinanderfügte.

Die Reise ging in der Richtung von Pittsburg am Ohio. Auf diesem Wege geschah es wohl, daß ihm einmal — wie Emma Niendorf auf S. 20 erzählt — förmlich übel und krank geworden in einem Spinnhause, wie er so unter allen diesen Rädern und Spindeln sich befand. Lieber als die Nähe der Industrie war ihm die der rohen Natur. Mancher Urwald wurde durchzogen und in manchem Blockhause übernachtet. (Siehe die Gedichte: „Der Urwald“ und „Das Blockhaus.“) Warum aber war sein Pferd, dessen er in ersterem Gedicht erwähnt, ihm so zugethan? Sah

ja doch in demſelben der gemüthreiche Dichter auch wirklich einen Menſchen, einen theuren Freund, ſeinen geliebten Boloz im fernen Galizien vor ſich! Niembſch ſchrieb es nach ſeiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde ſelbſt: „Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Boloz nannte, weil es ein braves, edles und unternehmendes Thier war. Und wenn ich ſo auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyarenmarſch pfiff, und dem Schimmel ein: „Vorwärts, Boloz!“ rief, wobei ich an Dein edles „Vorwärts!“ in mancher blutigen Schlacht dachte, ſo glotzte mich der amerikaniſche Urwald befremdet an über dieſe fremden Namen und Töne.“ Das im anderen Gedichte erwähnte kalte, gelaſſene und völlig umſtändeloſe Gebaren der Wirthe und Aufwärter mag Niembſch wohl nicht immer ſo ganz behaglich vorgekommen ſeyn. Es iſt ſtets doch etwas läſtig, wenn man auch das geringſte Verlangen auf die Gefahr der Antwort wagen muß: Thu' Dir's nur ſelbſt! Niembſch war auch, weil etwas bequem, fremder Aufmerkſamkeit ſehr bedürftig, überdieß mochte er dieſelbe gern als einen ſeiner geiſtigen Größe gebührenden Zoll betrachten. In dieſer Beziehung berichtet Frankel, S. 93, Niembſch habe erzählt: „es wäre ein prächtiger, wünſchenswerther Moment geweſen, als der Dichter Mickiewic in einer Geſellſchaft die Theetaſſe fallen ließ und die Damen ſich die Scherben ſtreitig machten.“ Auch zu ſeiner Schweſter Thereſe ſagte er einmal: er verdiente in Sammt und Seide zu gehen; das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles im Ueberfluß genieße. Wäre er reich, ſo würde er große Dienerſchaft halten und glänzende Tafel führen, aber dazu öfter auch Arme laden. Als Niembſch das erſtemal nach Stuttgart kam, wo man Bürgerliche nicht wie in Oeſterreich mit „Herr von,“ ſondern nach ſtrenger Gebühr bloß mit „Herr“ anſpricht, dagegen aber den wirklichen einfachen Edelmann gleich gern: „Herrn Baron“ nennt, ließ auch er ſich dort den „Baron,“ wenn auch wohl anfangs nur lächelnd, gefallen; ſpäter würde es ihn ſogar verletzt haben, hätte ihn Einer nicht ſo genannt. Von Wienern, die ihn in Stuttgart oder Schwaben kennen gelernt, z. B. vom Maler Rahl, wurde er dann auch in Wien ſo betitelt. Ich hielt ſtets im Stillen die Hinnahme einer ſolchen Ueberhebung für eine kleine menſchliche Schwachheit dieſes großen Geiſtes, allein entſchuldigte ſie

zugleich wieder damit, daß ihm ſein Adel allein eine Stellung in der Welt ſicherte, nachdem ihm hiezu weder ein Amt noch Reichthum behülflich war, der Ruhm als Dichter aber nur bei Gebildeteren Anſehen verſchafft. Aber auf den Gipfel geſellſchaftlicher Würde wurde Niembſch eben in dem Lande der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, in Nordamerika, erhoben, indem ihn dort ſein Bedienter Philipp Huber in treuherziger Unterwürfigkeit nicht ſelten ſogar „Durchlaucht" hieß.

Zu Pittsburg in Pennſylvanien, wo ſich Niembſch wohl längere Zeit aufhielt, fand er einen ſehr freundlichen Empfang und liebreiche Behandlung im Hauſe eines Herrn Volz, an den er durch Briefe aus Schwaben empfohlen geweſen ſeyn mochte. Schon der Name des Mannes that Niembſch wohl, denn ſo hieß auch der Hauptmann, bei dem er als Philoſoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte. Er fühlte ſich alſo halb heimiſch. In der Gegend von Pittsburg überwinterte wohl auch Niembſch; denn Economy und Lisbon, von wo er die nachſtehenden Briefe nach Europa ſchrieb, ſind unferne von Pittsburg. Zu erwähnen iſt, daß der Hausknecht in dem Wirthshauſe, worin Niembſch überwinterte, wenn er Morgens mit dem Holz kam, um einzuheizen, dieſes durchaus nicht eher that, bis ihm nicht Niembſch ein Stückchen auf der Geige vorgeſpielt hatte, was dieſem zwar Anfangs Spaß machte, aber ſpäterhin manchmal ſehr ungelegen war.

Niembſch an Schurz.

Oeconomie in Pennſylvanien, 28. Februar 1833.

Geliebter Bruder!

Von Woche zu Woche wurde meine Reiſe zurück ins liebe Oeſterreich aufgeſchoben, nicht durch meinen Willen, ſondern durch ein fatales rheumatiſches Leiden, das zwar ganz ungefährlich, aber doch läſtig genug war, mich in Amerika ſo lange zurückzuhalten. Ich hätte Euch längſt geſchrieben, aber ich glaubte immer bald ſelbſt zu kommen, was nun leider erſt ungefähr mit Ende Mai geſchehen kann. Anfangs April ſchiff' ich mich ein in New-York, und ſegle dann glücklich nach Haus. Was mit und in mir vorgegangen iſt dieſe Zeit über, kann ich nur mündlich ſagen; es iſt deſſen zu viel. Ich freue mich raſend auf Dich und meine gar zu

liebe Theres und eure tausend Kinder. Sage doch der lieben Resi, die Seefahrt hat in einem guten Schiffe, zumal nach Europa zurück, wohin sie viel schneller geht, keine Gefahr.

Der alte Gott Apollo lebt noch.

Du wirst auch viel gedichtet haben? Das wird doch eine Freude seyn, wenn wir uns Abends so vorlesen werden! — Lebt wohl! Baldiges Wiedersehen! Euer ewig treuer Bruder N.

Dieser Brief ist im Bett geschrieben, darum so schön.

Tausend Grüße an meine Schwestern und Freunde.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Lisbon, 5. März 1833.

Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen),[1] um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte.

[1] Der Oesterreicher spricht wörtlich statt „reisen" „rasen" mit hellem A. In „rasen" als „toben" klingt das A dunkel.

Sie hat kein Gemüth und keine Phantaſie, und kann darum ihren Geſchöpfen auch nichts dergleichen geben. Es iſt was recht Trauriges, dieſe ausgebrannten Menſchen zu ſehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Beſonders haben die eingewanderten Deutſchen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ſie einige Jahre hier geweſen, hat ſich alles Feuer, das ſie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen ſie ſelbſt. „In Deutſchland war ich ein ganz anderer Kerl — ſagte Einer — da würde ich Jeden hinter die Ohren geſchlagen haben, der mir das geboten hätte“ ꝛc. Die ſchlimmſte Frucht der üblen Verhältniſſe in Deutſchland iſt nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menſchen herüber, und den letzten himmliſchen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen ſie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und ſie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald iſt dieſes Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — ſonſt verlier' ich das meinige auch noch. Hier ſind tückiſche Lüfte, ſchleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika's werden der Liebe leiſe die Adern geöffnet, und ſie verblutet ſich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine ſolche Sehnſucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüſte getauft. Mich zog es auch in die Wüſte, und hier iſt in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon geneſen bin; mein künftiges Leben wird es mir ſagen. In dieſer großen langen Einſamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewieſen, ſtille Einkehr zu halten in mich ſelber, und manchen heilſamen Entſchluß zu faſſen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung iſt Amerika wirklich ſehr zu empfehlen. Wenn ſo ein langer, einſamer Winter obendrein gewürzt iſt mit einem heftigen rheumatiſchen Leiden und ſchlafloſen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch ſehr verſtockten Weſens ſeyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbſte geweſen.

Nächſten Monat werd' ich mich in New-York einſchiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu ſeyn und einige Tage im Kreiſe meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater,

bei dem es mir immer iſt, als wär' er auch der meinige, ſo innig verehre ich ihn, auf Ihre lieben Schweſtern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, ſo lieb' ich ſie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. ſ. w. Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht erſaufe! Geſchrieben hab' ich indeſſen: „Der Gang zum Eremiten“ in drei Geſängen;[1] „Die Heidelberger Ruinen;“ „Die Abſchiedsroſe;“[2] „Der Poſtknecht;“[3] „An die Ultraliberalen in Deutſchland;“[4] „Waldestroſt;“ „Der Unentbehrliche;“ „Primula veris;“ „Ahasverus, der ewige Jude“ und vier Atlantica,[5] welche ich Ihnen, zu einem Maienkränzchen gewunden, hiemit überſende.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meinen Gedichten, daß ſie ſich ſo breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußerſten Rand herabgedrückt.

Amerika iſt das wahre Land des Unterganges, der Weſten der Menſchheit. Das atlantiſche Meer aber iſt der iſolirende Gürtel für den Geiſt und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht alles, was ich hier niedergeſchrieben, äußerſt geiſtlos iſt und langweilig; ich kann es hier nicht beurtheilen. Ich bitte daher geziemendſt, Alles, was Ihnen abgeſchmackt erſcheint, auf das amerikaniſche Klima zu ſchieben. Bringen Sie Mayers u. ſ. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen lieben Freund Kerner, ſo wie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch ſchreiben vor meiner Abreiſe; ſollt' es mir nicht mehr möglich ſeyn, indem ſich meine Geſchäfte nun ſehr zuſammendrängen, ſo ſollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieſer iſt gewiß nicht leer.

Niembſch an Joſeph Klemm in Wien.

Lisbon am Obio, 6. März 1833.

Lieber Bruder!

Ich habe in Amerika viel einſam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir

[1] Die Marionetten.
[2] Die Roſe der Erinnerung.
[3] Der Poſtillion.
[4] Der Proteſt (im Nachlaſſe).
[5] Die Seejungfrauen. Meereswogen. Seewogen. An mein Vaterland.

immer ein lieber treuer Freund geweſen, und daß Du eines Grußes aus der Ferne wohl werth biſt. Mein Gruß iſt wahrlich eine Stimme aus der Wüſte. Will man einem ſtürmiſchen haltungsloſen Leben entrinnen, und feſteren Wandel gewinnen auf Erden, ſo muß man vor Allem hinaus in die Wüſte, d. i. in eine wahre Einſamkeit.

Hier lebt der Menſch in einer ſonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche ſtreift. Größtentheils gewiß iſt dies das Werk der Natur. Die Natur ſelbſt iſt kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles iſt gleichförmig und unphantaſtiſch. Kein wahrer Singvogel. Alles iſt nur Gezwitſcher und unmelodiſches Geflüſter. Selbſt der Menſch hat keine Stimme zum Geſang. Ich war häufig in muſikaliſchen Geſellſchaften, wo junge Damen ſich ſingend (?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit naſſem Finger an dem Rande eines mit Waſſer gefüllten Glaſes herumfährt, ein ſonderbares Geſchrille, das höchſtens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grauſen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Reſonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken dieſe Damen nicht, ſie ſchauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenſter. Ich kann das amerikaniſche ſchöne Geſchlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend iſt übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hieſigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüſemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zuſammen, während die Frauen ſich zu Hauſe ſehr behaglich und ſehr müßig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelſtühlen hin und herwiegen. Die Weiber ſind faſt heilig gehalten. Ich habe ſchon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieſer Erſcheinung nicht etwa demjenigen verwandt ſeyn dürfte, der einige deutſche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, iſt die Urſache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner iſt bloß eine merkantile, eine techniſche. Hier entfaltet ſich der praktiſche Menſch in ſeiner furchtbarſten Nüchternheit. Doch iſt ſelbſt dieſe Cultur

keine von innen organiſch durchgegangene, ſondern eine von außen gewaltſam und rapid herbeigezogene, bodenloſe, und darum gleichſam mühſelig in der Luft ſchwebend erhaltene. Der Ackerbau iſt noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikaniſche Induſtrie, allen Handel bodenlos. Der letztere iſt auch bereits ſehr im Verfalle, und wird noch ſehr ſinken, wie mir hieſige geſcheidte Kaufleute verſicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieſer aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präſidenten Jackſon — zuſammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikaniſche Weſen gewiſſermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenloſigkeit" glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikaniſchen Inſtitute bezeichnen zu können, auch der politiſchen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe ſein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikaniſchen Verbande, weil dadurch und *ſo lange* dadurch ſein Privatbeſitz geſichert iſt. Was wir Vaterland nennen, iſt hier bloß eine *Vermögensaſſekuranz*. Der Amerikaner kennt nichts, er ſucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich iſt der Staat kein geiſtiges und ſittliches Inſtitut (Vaterland), ſondern nur eine materielle Convention. Daß ſich der Amerikaner für ſeine Republik geſchlagen hat, beweist nichts; daß vielleicht die meiſten Amerikaner ſich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweist nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Menſch dafür thut. Der Menſch rührt oft der heiligſten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt ſich für einen Pfifferling todtſchlagen. Wie loſe der Zuſammenhang der amerikaniſchen Freiſtaaten iſt, wie nur auf Materiellem fußend, magſt Du ſchon aus der Erſcheinung der neueſten Tage ermeſſen. Südkarolina will ſich vom Staatenbunde losſagen, weil ihm der Zolltarif unbequem iſt. Vielleicht wirſt Du mir gegenbemerken: „alle Staaten ſeyen bloß durch ſinnliche Motive gehalten." Gut! dann mache aber nicht ſo viel Geſchrei über dieſe oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten iſt?

Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich ſitze am Kamin, habe die Ausſicht auf beſchneiete Dächer und Berge,

und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund schreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, ist ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgestern bei einem unsanften Schlittenumwurf gefallen habe.... Unbehaglich sind die amerikanischen Straßen, wie ihre Häuser, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig seyn, daß ungemüthliche Menschen wenig auf Behaglichkeit halten. Es ist mir häufig so vorgekommen. Ich kenne in Deutschland einen Gelehrten, dessen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich sie auch nie gelesen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick seiner Arbeitsstube postuliren. Du findest hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtisch, nie eine gute Feder, das Federmesser stumpf, die Dinte dick, und — was das Unbehaglichste ist — in die Studirstube mündet die Kinderstube mit entsetzlichem Geräusche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem ist und vorzüglich ein elastisches Ruhebett die Seele in angenehme elastische Schwingungen versetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit besteht, während das Gegentheil in einer gewissen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren sind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu passiren, von hier bis Newyork 400 englische Meilen, um mich dort einzuschiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfangs Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinauseilen aus Amerika. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle hier so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterland geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vampyrischen Dämonen, die in diesen Lüften schweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembsch.

An Frau v. N. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mani und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeisterten Battaglia nicht zu vergessen. Kommst Du mit einem Neuerrianer zusammen, mit dem ich gut stehe, so raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß so fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer.

Wenn ich nicht ersaufe, baldiges Wiedersehen. Leb' wohl, Bruder!

Einige Tage darauf, am 15. März 1833, schloß Niembsch zu Economy einen Ländereipachtvertrag mit einem gewissen ... ich will ihn nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben H. hersetzen ... aus Laufen in Württemberg.

Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem:

Niembsch übergiebt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht:

a) die in Crawford-County gelegenen zwei Viertelsectionen Nr. 2594 und 2595; sodann

b) die eben daselbst gelegene Achtelsection Nr. 2596.

In jedem Pachtjahre sollen 37½ Acres[1] geklart werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Aecker geklart, in Frucht gestellt, und eingefenzt werden sollen.

H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars,[2] theils in Barrem, theils in Geldwerth. Dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude ganz auf seine eigenen Kosten herzustellen.

1) ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites, geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach;

2) eine Scheuer;

3) die nöthigen Stallungen.

Nach Verlauf der Pachtzeit hätte H. dem Eigenthümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern.

H. hat das Land ganz auf seine Kosten zu bauen und im Jahre 1836 100 Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200, in Allem also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll Niembsch jedesmal im Monat December im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten.

Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte Niembsch das Recht, den H. mit der Summe von 1200 Dollars vollkommen abzufertigen. Zöge aber Niembsch vor, den fünften Theil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben,

[1] Morgen Landes.

[2] Zu ungefähr 2 fl. C.M.

ſo ſtünde es ihm frei, und er könnte das Fünftel des Landes ſelbſt dazu wählen, und dem H. als Eigenthum überlaſſen.

Niembſch unterſchrieb, bereits mit dem Fuß im Steigbügel, und „Vorwärts, Boloz!“ hieß es abermal, „dem Niagara zu!“ Sein Begleiter, der neue Pächter, — der vorige biedere Bediente, Philipp Huber, hatte ſich ſchon wo ein Plätzchen in einem Urwalde gefunden oder in einem Steinkohlenbergwerke — brachte den ehrlichen, vom beſchwerlichen Weg ſtark angegriffenen Schimmel kaum mehr nach Hauſe zurück. Wer mochte ihn nun noch, mit der Hand ihm den Hals tätſchelnd, „Freund Boloz!“ nennen?

Auf einem Ritte kam Niembſch „an einen Baum,“ morſch und hohl, aber mit einem frohen Bienenſchwarm im Buſen, vorüber, den er beſang. Und weſſen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart, eines wahrhaft milden und weiſen Mannes.

Niembſch gelangte zum „Niagara,“ den er voll Erſtaunen meilenweit von ferne ſchon rauſchen hörte, aber in der Nähe bei den Stromſchnellen nicht:

„Und ſo mag vergebens lauſchen,
Wer dem Sturze näher geht,
Doch die Zukunft hörte rauſchen
In der Ferne der Prophet.“

Genau ſo ging es Niembſch ſpäter mit unſerer heimiſchen Freiheit. In weiter Ferne hörte er ſie, der Prophet, ſchon rauſchen; aber ſtocktaub war er für ſie, wie laut man ihr auch zujauchzte, als er ihr ganz nahe ſtand.

Auf den Niagara beziehen ſich noch die Gedichte: „Verſchiedene Deutung“ und „Die drei Indianer.“ Den Rothhäuten, dieſen Doppelgängern ſeiner geliebten ungariſchen Zigeuner, ſang er auch noch den „Indianerzug.“

In Newyork gewann Niembſch an Herrn v. Poſt einen ſehr werthen Freund, wie denn überhaupt nordamerikaniſche Handelsherrn Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde für beſondere Pflicht zu erachten ſcheinen. Ja ſogar der damalige Vicepräſident der Vereinigten Staaten, der berühmte Martin Buren, war, als er zufällig mit Niembſch auf einem

Dampfer zuſammen traf, unerſucht ſo gütig, ihm ſeinen Einfluß anzubieten, falls er ihm irgendwann und irgendwie ſollte nützlich werden können.

Der Langeneilandſtrand bei Newyork iſt wohl die urſprüngliche Wiege von Lenau's „Sturmesmythe."

Wie Niembſch zu ſpät nach Amerika kam, ſo ging er auch wieder daraus zu früh fort, juſt als der Lenz die Fluren zu ſchmücken begann, ſo daß er dann ſeufzend ſingen mußte:

„Den Lenz und ſeine Nachtigallen
Verſäumt' ich auf der wüſten See.
Der Himmel ſchien ſo mild, ſo helle,
Verloren ging ſein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde ſangen nicht."

(„Herbſt.")

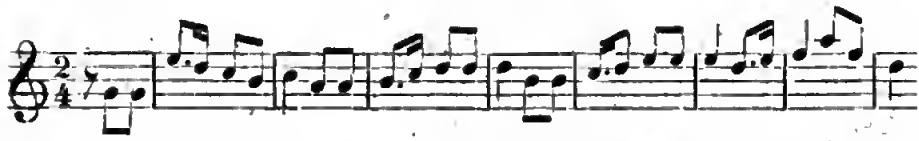
Siehe, ſo brachte das dichteriſch verfluchte, weil nachtigallenloſe Amerika den nach Nachtigallengeſang lechzenden Sänger aus herber Rache denn doch richtig um einen vollen Lenznachtigallengeſang!

Die Ernte dieſer Reiſe war weder geiſtig noch leiblich geſegnet. Mayer (S. d. B. S. 105) hörte ſeinen Freund nur drei Dinge von der amerikaniſchen Natur hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben: einen faſt erſtorbenen Urwald in den weſtlicheren Gegenden, das Hudſonsthal von Newyork, und den Fall des Niagara. Wenn Niembſch auch dichteriſche Schätze heimbrachte — zu den ſchon genannten kommen auch noch die letzten Scenen in „Fauſt" — ſo waren dieſelben doch nicht ſo zahlreich, als man hätte erwarten ſollen, und ſie blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er ſich ſelbſt verſprochen hatte. In ſpäteren Jahren ſchimmert das Meer faſt nirgends mehr in ſeinen Gedichten durch. Eine Fahrt auf Dampfſchiffen die Donau hinab, nach Konſtantinopel, dann durchs Inſelmeer und Griechenland zurück nach Trieſt, und von da durch den öden Karſt und die Krainer Wundergrotten und die Alpen nach Wien, würde ihn wohl mehr bereichert haben, ja, auch ſchon nur ein längerer Aufenthalt an ſeinem vaterländiſchen Plattenſee, wo mehr an Urſprünglichkeit und Urkraft zu finden geweſen wäre bei Land,

Mensch und Thier, als in allen jenen Countys zusammen. Und wo bleiben erst noch die Karpathen, die Salzburger Keeser, Tiroler Farmer und Schweizer Gletscher, und das von fünf Staaten umuferte schöne „deutsche Meer"?! — Auch in Beziehung auf Baarschaft war die Reise schlecht, denn sie brachte nichts, als Verlust und Verdruß, so daß er zuletzt gar nichts mehr hören wollte von seinen so golden geträumten Ländereien. Endlich das Schlimmste war die nachhaltig nachtheilige Einwirkung des Scharboks und der lästigen Gicht auf seinen Leib. Das waren böse Gesellen für die Schwarzgallsucht und emsige Vorplänkler des heranziehenden grausen Irrsinns.

Ein Bild von Lenau's Heimreise zur See gibt uns sein Gedicht „Der Schiffsjunge." Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenau's Augen vom Mast ins Meer und ertrank. — Möchten die deutschen Seefahrer das Andenken Lenau's, der das Weltmeer durchschiffte und so schöne Seelieder, und zwar der allererste, sang, damit ehren, daß sie die von ihm erfundenen, im „Schiffsjungen" angeführten Segelnamen, worauf er sich etwas zu Gute that, annehmen und bewahren!

Niembsch hatte während der Fahrt seine Freude an der ruhigen heiteren Wackerkeit der deutschen „Matsen" auf seinem Bremerschiffe, besonders hörte er sie bei ihren Arbeiten gern singen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten sie z. B. einen wuchtvollen Gegenstand ruckweise empor zu ziehen, so geschah es immer unter kurzem, sich fort und fort wiederholendem Gesange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchsten Tones die Last durch einen raschen derben Riß stets um ein gutes Stück höher empor mußte. Das wortlose Liedchen lautet:

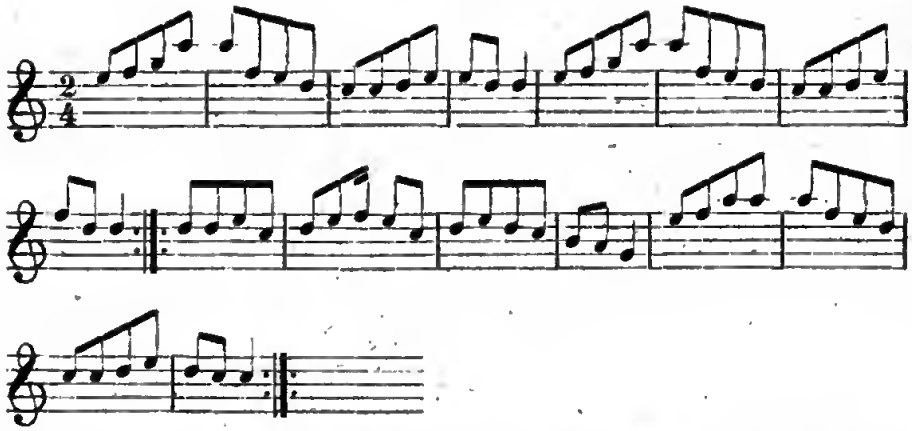


Vom Anfang ins Unendliche.

Erst tief im Juni 1833 sprang Niembsch bei Bremen wieder auf europäischen Grund und Boden. Von dem wilden, lustig überschäumenden Strandjubel der Matschaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembsch wohl Gelegenheit, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen.

Görg, Michel, Kurt, Hans, Suschen, Käthe, Lischen, in der Schenke am Meeresstrande, in dem mit „Görg" überschriebenen wüsten Auftritte jenes Faust, sind wahrscheinlich naturgetreue Abbilder. Aber auch schon in Amsterdam mochte er Matrosenstudien gemacht haben (s. Brief vom 9. Juni 1832). In Bremen hatte Niembsch zwei angenehme Ueberraschungen. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Dann fand er auch in einem Buchladen die eigentlich durch ihn erschienenen Gedichte seines Freundes Mayer aufliegen. Von Bremen aus schrieb Niembsch an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht eben so Anziehendes von seiner Heim- wie von seiner Ausfahrt, und von Bremen als wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimathküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht." Von Bremen flog Niembsch über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg sprach er beim alten Vater Zimmern vor, küßte dessen Sohn Adolph als treuen Freund und verehrte des letzteren anmuthiger Gattin Tasche und Körbchen von den Wilden verfertigt. Er schien allen gealtert; sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte am Glanze verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen, und nur sein Herz noch unverändert. Justinus Kerner schrieb mir am 24. Oktober 1850: „Als Niembsch von Amerika zurückkam, wo er gleich von Heidelberg nach Weinsberg zu mir eilte, und ich ihn fragte: „Nun, wie gings?" sagte er: „„Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten."" Er sprach sehr ungern von seinem Aufenthalte in Amerika. Derselbe hatte auch wirklich traurige Folgen für ihn. Den steifen amerikanischen Nationalmarsch, wie ihn das Militär spielt, pfiff er einem sehr oft spottend vor.

Dieser lächerlich gespreizte schwegelpfeiferische Marsch haftete so fest im Gedächtnisse Lenau's, daß er sich dessen sogar noch in seiner spätern Geistesverwirrung erinnerte, ja selbst ihn niederzuschreiben vermochte und zwar:



Der launige Kerner verübte, wie bei Lenau's Ab-, ſo auch bei deſſen Heimreiſe aus Amerika, wieder einen Scherz. Schon in der Hälfte des Mai machte er den Stuttgartern zu wiſſen, Niembſch wäre über Holland bei ihm zu Weinsberg rückeingetroffen, aber leider ohne Kreuzer Geld, ohne Hemd, zerfetzt, voll Staub und Schmutz, mit der entſetzlichen Schiffs-raute behaftet, ja ſogar verſtümmelt, denn eine gefühlvolle Aeffin der amerikaniſchen Urwälder habe ihm aus raſender Liebe die Naſe wurzabge-biſſen. Wie erſchrack er aber, als mit der nächſten Poſt von den beſorg-ten aufopfernden Freunden Geld, Wäſche, Kleidungsſtücke, Briefe für Niembſch anlangten! Die Geſchichte ging — wie Niendorf auf Seite 132 erwähnt — nicht ohne einige Empfindlichkeit ab. Niembſch eilte bald von Kerner nach Stuttgart, von wo er aber ſobald nicht zu Kerner zurückkam, als er verſprochen hatte; denn es ſchrieb Kerner an Niembſch in Stutt-gart bei Hofrath Reinbeck:

Weinsberg, den 6. Juli 1833.

Niembſch!!!
Wo biſt Du??!

* * *

Dein Kerner.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 8. Juli 1833.

Meine Lieben!

Ihr werdet doch meinen Brief aus Bremen erhalten haben, worin ich Euch meine glückliche Ankunft mittheilte. Ich bin jetzt in Stuttgart

im Hauſe meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank iſt. Das macht mich ſehr traurig. Sie iſt zwar auf und das Uebel für jetzt nicht ſchmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unausſprechlich, mir iſt ſehr weh ums Herz. Man beſorgt die Waſſerſucht. O Bruder, kennteſt Du dieſes göttliche Weib, Du würdeſt weinen wie ein Kind bei dieſer Nachricht. Morgen früh geh' ich zum erſtenmal nach Waiblingen, unſern Karl zu ſehen. Meine Freude auf ſein Wiederſehen iſt mir recht getrübt. Die Natur iſt furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! das iſt nichts; aber Todbetten Heißgeliebter ſind etwas, ſind das Furchtbarſte. Ich träume noch immer ſehr oft vom Todbette meiner Mutter. Dieſe Erinnerung iſt am tiefſten in mein Herz geſchnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlaſſen hatte, mußt' ich mühſam die Trümmer meiner Religion zuſammenraffen. So viel Leiden und ſo lang! Dieſe Todbetten ſind ſchrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich ſelber ſterben! O Schleifer! Schleifer! Leb' wohl, mein guter, tieftreuer Bruder, und Du, Engelsſchweſter! Lebt wohl, Kinder! Euer Niembſch.

Grüße mir meinen Boloz; mich hat es ſehr gefreut, daß er in Wien iſt. Wenn ich ihn nur noch antreffe! Wegen meines Paſſes nächſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Liebſter Kerner!

Geſtern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köſtliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war ſehr angenehm, beſonders durch ſein Gedicht über Deinen deutſchen Dichterwald, das er mir recitirte.[1]

Dieſe Zeilen ſchreib' ich Dir im Zimmer unſeres Aloyſi, der ſie in ſeinen Brief an Dich einſchließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl. Euer Niembſch.

[1] Dieß Spottlied des General Freiherrn Karl von Kerner iſt in den Reiſeſcenen der Emma von Niendorf S. 273 zu finden.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 12. Juli 1833.

Lieber Bruder!

Ich glaube doch nicht, daß das Uebel unſerer Freundin eine ernſthafte Wendung nehmen werde; ich bin alſo wieder ruhiger. Es wäre denn doch eine ſchreckliche Laune des Schickſals, wenn gerade diejenigen ſterben müßten, die mich lieben.

In zwei Stunden fahren wir, Reinbecks und ich, zu unſerem Karl, der nun zu meiner größten Freude auch der Deinige iſt. Daran haſt Du ſehr wohl gethan, mein Anton, daß Du ſo frei und plötzlich dem Mayer ans Herz gefallen biſt.

Ich lebe hier ſehr gemüthlich, denn ich wohne bei Reinbeck. Die liebe Emilie hat mir mein Zimmer gar ſchön geſchmückt mit den Bildern, welche ſie nach Gedichten von mir gemalt hat. Ueber dem Sofa hangen die zwei Bilder der „Waldkapelle;“ über dem Schrank, das ſehr liebliche Bild „Lilla“ nach meinem Gedichte: „nach Süden“ gearbeitet. Ein unausſprechlicher Zauber liegt in dem warmen Colorit; jedes Wölkchen athmet; jedes Blatt pulſirt. Man kann nicht ohne ſüßen Herzſchlag vor ihren Bildern ſtehen.

Eine Verlängerung meines Paſſes[1] wäre mir erwünſcht, nur noch bis Ende Auguſt. Sollte dazu die Einſendung des alten nöthig ſeyn, ſo biſt Du ſo gütig, es mir ſogleich zu ſchreiben, andernfalls aber die nöthigen Schritte zu thun.

Schreibe mir doch, was Dein Speckbacher macht? Ich habe ziemlich viel Neues. Nächſtens kommt im Morgenblatt mein „Ahasver,“ ein Heidebild.

Meine Gedichte ſind ſehr gut aufgenommen worden; ich glaube eine zweite Auflage wird nicht mehr ferne ſeyn. Haſt Du die Deinigen noch nicht geordnet zur Herausgabe? Da wollen wir gleich dahinter ſeyn, wenn ich komme, falls es noch nicht geſchehen iſt. Reinbeck hat irgendwo eine günſtige Anzeige von Schleifers Gedichten geleſen, worin ein Bedauern ausgeſprochen ſey darüber, daß man dieſen Dichter in

[1] Sie hatte nur bis Ende April 1833 erlangt werden können.

Deutſchland noch wenig kenne. Reinbeck kann mir aber leider das Blatt nicht nennen. Ich werde ihn ſelbſt recenſiren in einem der geleſeneren Blätter. Wie freue ich mich auf Schleifer, den herrlichen Freund! auf meine Oeſterreicher-Alpen, den Schneeberg und Traunſtein, meine zwei alten poetiſchen Schulmeiſter, die mich ſo eigentlich erzogen haben, und auf Dich, mein treuer, lieber Bruder, meine Tertſchi! und auf die junge friſche Menſchenſkala Deiner Kinder! Bald habt Ihr ſie ja vollſtändig!

Haſt Du Mayers Gedichte ſchon? Sie waren das Erſte, was mich in Bremen Freundliches begrüßte. Ganz vortrefflich!

Welches Schickſal hat der Corſar [1] von meinem Boloz gehabt? Grüße mir den guten Freund herzlich; er ſoll doch in Wien ſeyn, wenn ich dort ankomme, circa Ende Auguſt. Meinen Freund Preau den Hofconcipiſten grüße mir aufs Beſte. Berke, Herz, Klemm, Skulimovsky, Abbate Bondi, nebſt Manzoni-Minzoni u. ſ. w. Mina, Marie, Deine liebe Mutter, Joſephus, Paulus, Franziskus. [2] Neulich hab' ich im hieſigen Kunſtverein das ſchöne Bild wiedergeſehen, das unſerem Pepi ſo wunderbar ähnelt. Wenn ich meine liebe Reſi in den Bilderſaal führte, ſie würde ausrufen: „Jeſus! das is ja mein Pepi!“ — Schleifer beſuch' ich auf jeden Fall. Nun lebt wohl, liebe Geſchwiſter, wir ſehen uns bald! Meine Reſi, welche Fülle von Erzählungen und von lange zurückgehaltener Zärtlichkeit hab' ich für Dich! Soll ich reden? ſoll ich küſſen? werd' ich oft Dich fragen müſſen. Ewig Euer treuer Bruder Niembſch. Schöne Grüße von Reinbecks.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 4. Auguſt 1833.

Mein theurer Kerner!

Nach einem dreitägigen freudenvollen Aufenthalte bei unſerem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht oder bald darauf zum Alexander nach Eßlingen zu wandern. Mein Entſchluß iſt gefaßt; den 15. Auguſt reiſ' ich nach Wien, um mich dort

[1] Ein erzählendes Gedicht.

[2] Drei Brüder von mir.

einige Jahre zu begraben in Studien, die mir ſehr nöthig ſind, und die ich bei unſerem Freunde Sandor doch nicht ſo ruhig und mit ſolchen Hülfsmitteln machen könnte, wie ſie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dieß ſind aber noch nicht meine letzten Zeilen an Dich vor meiner Abreiſe.

Karl und Louis Mayer haben mich geſtern von Waiblingen hereinbegleitet. Sehr intereſſante Geſpräche über Malerei, welche Louis mit ſeinen trefflichen Bemerkungen ſehr belebte und lehrreich machte, zogen ſich mit uns über den ſchönen Waldweg nach Rotenberg; aber auf dem Gaisburger Pflaſterſteig verſtummten ſie, und wir hörten nur unſern harten Stiefelſchlag; es war bereits nach 9 Uhr Abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tiſch ſetzten zu gemüthlichem Schmauſe.

Heute Abends iſt Menzel zu uns eingeladen. Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rikele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madam Aſſing und ihrem Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembſch.

Um Gotteswillen ſchicke mir doch ſogleich Dein Manuſcript, laſſe nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht, und was ſonſt noch in dem Hefte ſteht. Antworte! ſchicke!

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, 13. oder 14. Auguſt 1833.

Geliebter Freund!

Herzlichen Dank für die ſchöne Gabe; es iſt dieß ein recht artiges Sümmchen guter Lieder. Ich freue mich ſchon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner ſchwerlich Theil nehmen wird.

Ich war einige Tage bei Alexander in Serach, wo ſich mein Seitenſtechen ſo verſchärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt von bloß mildernder Wirkung geblieben iſt. Die heutige Nacht war ſeit vier Tagen wieder die erſte, wo ich ſchlafen konnte. Vor drei bis vier Tagen werd' ich demnach kaum abreiſen können. Laß Du dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit fröhlich zu

genießen, ſie iſt ohnedieß zum Theil ſchon verſtrichen. Genieße den Reſt. Aber ſehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entſcheidung, worin aber freilich mein fatales Seitenſtechen auch ein Wort zu ſprechen hat.

Auf unſere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unſrige heraus. Bis zur Oſtermeſſe haben wir hoffentlich Beide ſo viel dazu gethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erſcheinen ſoll. Cotta iſt noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwiſchen aber könnteſt Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erſcheinen laſſen; theils um dem deutſchen ſtumpfhörigen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nämlich nicht ſchaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu ſagen, damit es wiſſe, daß man noch auf der Welt iſt. Man kann ſich nie einer künſtleriſchen Wirkſamkeit verſichern, wenn man nicht in friſchem Andenken ſich erhält; — theils aber, um das matt ſäuſelnde Morgenblatt durch Deinen friſchen Liederhauch in ein lebendiges Rauſchen zu verſetzen, was ihm Noth thut.

Deinen wackeren Louis werd' ich morgen beſuchen.

Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder. Dein Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 20. Auguſt 1833.

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müſſen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarſchiren laſſen. Jetzo iſt es wieder beſſer. Ich hoffe doch bald reiſen zu können. Es iſt mein Aufenthalt im Auslande längſt wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldſtrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannſt mir mit gutem Gewiſſen ein ärztliches Zeugniß ausſtellen, daß ich ſeit dem Frühjahr mit einer chroniſchen Entzündung behaftet und dadurch am Reiſen verhindert war bis jetzt. Wenn Du ſo gut ſeyn willſt, mir das Zeugniß zu ſchreiben,

ſo bitte ich es auch mit Deinem Siegel zu ſchmücken. Ich wende mich in dieſer Sache an Dich, theils weil Du gerichtlicher Arzt biſt, theils weil Du weißt, daß ich wirklich ſchon ſo lange an dem fatalen Seitenſtechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Ich kann es noch immer nicht verſchlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willſt, aus der projektirten Brüderſchaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir ſein Manuſcript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich ſeyn.

Maria in Serrach ſieht vortrefflich aus; ſie ſcheint auch recht vergnügt. Laſſet ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe vortreffliche Freundin, mein Rikele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergeſſen, mit der ſie mich von Amerika zurückempfangen hat.

Da ſah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundſchaft leuchten.[1]

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber; ich ſchreibe Dir bald wieder. Ewig Dein Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, Samſtag 1833 (24. Auguſt).

Mein geliebter Freund!

Ich danke Dir herzlich für das ſo ſchnell und bereitwillig ausgeſtellte Zeugniß. Du haſt mich dadurch wahrſcheinlich einer Geldſtrafe von einigen hundert Gulden entzogen.

Ich verlaſſe Euch jetzt ſchwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirſt ſehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Correſpondent zu ſeyn. Ich werde oft an mir vorübergehen laſſen die lange Reihe genußreicher ſchöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen lieben Frau Freundſchaft bereitet hat; die Abende auf dem Thurme, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir meine liebe Rikele und

[1] Auch von Kerner ſagte er einmal (am 14. Juni 1841): „Er iſt ganz Gold." (Niendorf S. 49.)

Töchterlein Emma zur Seite ſaßen und mit dem Patienten Rahmſtrudel aßen, und ſo viel ſchöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt Alles unvergeſſen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken. Ich bin doch einer Eurer beſten Freunde auf dieſer Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigſten geſchrieben **habenden**, doch künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholiſches Herbſtblatt von mir, iſt aber nichts als vorübergehende Stimmung und längſt widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es ſich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leiſe klopft:
So mag ſich's ruh'n im Todtenſchreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbſtentſchluß.

Nun lebe wohl, mein inniggeliebter Freund, lebe wohl, verehrte geliebte Freundin! lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch Allen und mit mir, daß ich Euch wiederſehe!!! Ewig Dein Niembſch.

Gern hätt' ich Euch noch einmal geſehen, aber es muß nun einmal geſchieden ſeyn. Ich danke Dir für die Bekanntſchaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn v. Raumer. Erſterer iſt ein intereſſanter durchgebildeter Mann von Geiſt, letzterer eine gar freundliche Jünglingsgeſtalt; ich ehre ſeinen Vater ſehr hoch und könnte den Sohn ſehr lieb gewinnen.

Niembſch beſuchte am 16. Auguſt wieder ſeinen Freund Graf Alexander von Württemberg, der damals als Oberſt eines königlichen Reiterregiments in der, einige Stunden von Stuttgart entfernten Stadt Eßlingen in Beſatzung lag, daſelbſt eine ſehr ſchöne zierliche Wohnung beſaß, und unweit davon in Serach eine allerliebſte Beſitzung mit einer in ländlicher Art erbauten reizenden Luſthalle in Verbindung mit einer höchſt geſchmackvollen Gartenanlage. Dorthin lud nun an jenem Tage Graf Alexander auch ſeine Schweſter, die ſchöne, junge Gräfin Marie, gegen welche er ſich ſchon öfter über Lenau, der Dichter über den Dichter, mit Wärme und Begeiſterung ausgeſprochen, und dadurch den lebhaften Wunſch in ihr

erregt hatte, ihn perſönlich kennen zu lernen. „Freudig folgten wir — theilt mir gefälligſt Fräulein Marie v. Hünersdorff mit, damals Begleiterin der Gräfin Marie — der Einladung. Alles, was wir von dem ausgezeichneten Dichter gehört hatten, einige herrliche Lieder, welche wir bereits von ihm kannten, verſetzten uns in die höchſte Spannung, und wir befanden uns, wie wir uns dem Ziele unſeres heißen Wunſches näherten, in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der heiterſte Himmel begünſtigte unſern Ausflug, wir trafen gegen 11 Uhr Morgens in Serach ein, und fanden ſämmtliche Bewohner in einer Laube verſammelt. Der Graf eilte ſeiner Schweſter, ſie freudig und herzlich begrüßend, entgegen. Am Eingange der Laube ſtand Lenau. Graf Alexander ſtellte ihn uns auf die liebevollſte Weiſe vor. So wenig imponirend Lenau's Perſönlichkeit im erſten Augenblick durch ſeine etwas gedrückte Haltung erſchien, ſo anziehend und rührend war ſeine Erſcheinung durch die tiefe Seelentrauer, welche ſein ganzes Weſen ausdrückte. Den tiefſten Eindruck auf mich machte ſein ſchönes dunkles Auge, in ihm lag eine Welt der ſchmerzlichſten unergründlichſten Gefühle. Ich hatte von dem Grafen gehört, daß Lenau ſich in den letzten Tagen wieder ſehr leidend gefühlt, und als ich, dem Drange meines Herzens folgend, bei der erſten Begrüßung einige theilnehmende Worte über ſeine Geſundheit an ihn richtete, antwortete er mir auf die freundlichſte Weiſe, und der Klang ſeiner ſchönen, etwas gedämpften Stimme vollendete den günſtigen Eindruck ſeiner intereſſanten Perſönlichkeit. Unter den Anweſenden befand ſich auch Juſtinus Kerners älteſte Tochter, Marie, Lenau's hochbegeiſterte Verehrerin, welche einige Wochen beim gräflichen Ehepaar zum Beſuche verweilte. Unſere Unterhaltung nahm, obgleich ſich nur in den Schranken einer leichten Converſation bewegend, eine ſehr anziehende Richtung, und erhielt durch die Art und Weiſe, wie Lenau ſich über jeden Gegenſtand ausdrückte, einen eigenen höheren Schwung. Ich war in einem bewegten Leben mit ſo vielen vielſeitig gebildeten Menſchen in Berührung gekommen, hatte mich ſeit einer Reihe von Jahren ſtets nur in den höheren Kreiſen bewegt, ohne je eine eigentliche Befriedigung für Geiſt und Herz gefunden zu haben. Lenau eröffnete mir eine neue Welt, ein wahres Zauberreich der Gedanken und Gefühle; ich hatte noch nie mit dieſer Wahrheit und Tiefe der

Empfindung in ſo ſchöner edler Form, mit ſo viel Feinheit und Grazie, mit der höchſten Einfachheit verbunden, ſprechen gehört. Die Stunden ſchwanden mir wie Minuten, und auch Gräfin Marie empfand den Zauber, den er auf uns alle ausübte, in ſeiner ganzen Macht. Wir verlebten in dem reizenden Serach einen herrlich frohen Tag; dieſes kleine Fleckchen der Erde umfaßte einen Kranz glücklicher Menſchen. Gräfin Marie nannte zum Andenken an die erſte Begrüßung mit dem edlen Lenau in dieſer ländlich ſchönen Umgebung den Tag in Serach ſcherzend: eine Idylle. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zu Fuß nach Eßlingen zurück. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter an meine Seite. Es entſpann ſich zwiſchen uns eine höchſt anziehende Unterhaltung. Lenau ſprach ſich unter anderem ſehr ſchön über ſeine Reiſe nach Amerika aus. Ich erinnere mich deutlich, daß er die bemerkenswerthen Worte zu mir ſagte: „„Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeiſterung ſchwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unſerer eigenen Bruſt, in unſerem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht.““ In Eßlingen angekommen, ſchieden wir von dem edlen Dichter wie von einem langjährigen treuen Freunde; es bedurfte nur dieſer wenigen Stunden, ſeinen Werth im ganzen Umfange zu erkennen. Wir trennten uns mit der Hoffnung eines baldigen frohen Wiederſehens und kehrten entzückt und bezaubert von den lieblichen Bildern des herrlichen Tages nach Stuttgart zurück. Von jener Zeit begann für Gräfin Marie und mich ein neues Leben. Bei der erſten Wiederholung unſeres Beſuches in Eßlingen eilte Graf Alexander uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß Niembſch, ſeinen dringenden herzlichen Bitten nachgebend, ſich entſchloſſen habe, einige Wochen bei ihm an ſeinem häuslichen Herde zu verweilen. Dieſe Kunde war auch für uns ein wahres Freudenfeſt. Graf Alexander theilte uns einige Stellen aus Lenau's Briefe mit, worin er ſich mit der, ihn ſo ſchön bezeichnenden Herzlichkeit über den Tag in Serach, und die Eindrücke, welche er empfangen, ausſprach. Ueber Gräfin Marie drückte ſich Lenau in folgenden Worten ſehr ſchön und bezeichnend aus: „„In Deiner Schweſter Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des

Geiſtes, in Geſtalt eines ſchönen Weibes, wiedergefunden.“ Es war nach meinem Gefühle ein treffendes Bild, denn man konnte wohl kein ſchöneres Geſchwiſterpaar ſehen. Gräfin Marie, damals in ihrem 17. Jahre ſtehend, war an Jugend, Schönheit, Kraft und Fülle, im lieblichſten Schmelze vereinigt, eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Mit dieſen Vorzügen einen lebhaften Geiſt, die höchſte Einfachheit und Natürlichkeit im Umgange verbindend, erſchien ſie dadurch um ſo anziehender und liebenswürdiger. Man hätte glauben ſollen, daß an ihrer Wiege eine holde Fee, den Zauberſtab ſchwingend, ihr die ſchönſten Gaben zum Angebinde verliehen. Lenau's Brief war „ein Spiegel ſeiner Seele;“ er hatte, alle Nuancen unſeres Zuſammenſeyns in Serach mit feinfühlendem Herzen auffaſſend, auch meiner freundlich gedacht, und Graf Alexander aufgetragen, mir für meine geiſtreiche Converſation, wie er ſich äußerſt ſchmeichelhaft äußerte, zu danken.

Niembſch blieb nach jenem 16. Auguſt nur noch zehn Tage in Stuttgart. Am 26. ſchrieb er an den dortigen K. Medicinalrath und Hofarzt Dr. Becher:

Geehrteſter Herr Medicinalrath!

Den amerikaniſchen Dämon, der ſich zwiſchen meinen Rippen verſchanzt hatte, ſchlugen Sie in die Flucht mit Ihrem vortrefflichen Pulver und dem Thee übelriechenden Andenkens.[1] Nehmen Sie gefälligſt meine Gedichte zum Danke für Ihre gütige Bemühung. Die Gedichte ſind größtentheils ſymptomatiſche Ausbrüche einer chroniſchen Krankheit, welche ebenfalls in der regio intercostalis, nämlich in meinem Herzen ihren Sitz hat; ſie qualificiren ſich mithin, wie ich glaube, nicht übel zu einem Zeichen meines Dankes für Ihre freundliche Hülfe.

Mit vieler Hochachtung E. W. ergebenſter v. Niembſch (Lenau).

Am nämlichen Tage verließ Niembſch Stuttgart, anſcheinend um ſogleich nach Mergelſtetten zu eilen, wo er bereits von Emiliens Schweſter

[1] Wahrſcheinlich Baldrianwurzel.

Mariette Zöppritz, erwartet wurde. Gleichwohl ließ es ihn nicht ſobald über Eßlingen hinaus, über welchen Aufenthalt Fräulein v. Hünersdorff freundlichſt weiter mittheilt:

„Seitdem Gräfin Marie den edlen Lenau unter dem heimathlichen Dache ihres geliebten Bruders inſtallirt wußte, eilte ſie, ſo oft es ihre damaligen Lebensverhältniſſe erlaubten, nach Eßlingen; war doch Niembſch der Zauber, welcher uns Alle in ſeinen magiſchen Kreis gezogen! Der herrliche Sommer begünſtigte dieſe heiteren Ausflüge. So oft wir in Eßlingen eintrafen, eilten uns beide Freunde, uns freudig bewillkommend, entgegen. Nachmittags wurden Ausflüge in die nächſten Gegenden unternommen. Eine ſchöne Fahrt auf dem Neckar, wo Lenau uns durch ſein meiſterhaftes Spiel auf der Guitarre entzückte, wird mir namentlich unvergeßlich ſeyn. Jene herrlichen Wiener Ländler, mit ſo viel Geſchmack und ſolcher Innigkeit vorgetragen, hab' ich nie wieder auf ähnliche Weiſe gehört. Denken Sie ſich dazu den reizendſten Sommertag, die Natur in aller Schönheit und Fülle, welche die abwechſelnd romantiſchen und maleriſchen Ufer des Neckars entfalteten, um mit uns zu fühlen, daß wir Alle in wahrer Begeiſterung ſchwärmten. Ja, es war eine herrliche Zeit, reich an Poeſie und hohem geiſtigen Genuſſe. Die Abende vereinigten uns gewöhnlich wieder in Eßlingen in traulichem Zuſammenſeyn. Graf Alexander erfreute uns durch ſeinen ausgezeichneten Vortrag auf dem Flügel; Gräfin Marie beſaß eine ſehr ſchöne Stimme, und wenn ſie Lenau's inniges Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, ſah ich das ſeinige in freudigem Strahle erglühen. Ich habe den edlen Lenau während dieſes, leider nur ſo flüchtigen Zuſammenlebens ſtets gleich liebenswürdig und ſogar oft recht heiter geſehen; doch ſein Lächeln erſchien mir immer wie die auf Augenblicke zwiſchen düſterem Gewölk hervortretende Sonne. Den feinfühlenden Beobachter konnte dieſer leichte Schleier, welchen er über ſeine Seelentrauer geworfen, nicht täuſchen, und ein einziger Blick in ſein düſteres Auge war genügend zur Ueberzeugung, daß er mehr aus Herzensgüte, aus Liebe zu ſeinem edlen Gaſtfreunde ſich dieſen Zwang in der Geſellſchaft anlegte. Als Beweis des eben hier Geſagten führe ich an, daß Lenau während jener für uns ſo heiteren, ſo glücklichen Lebensperiode das ergreifend ſchöne Gedicht:

„Herbſtentſchluß" verfaßte. Ich war von dem Schmerz, der tiefen Trauer, welche ſein Inhalt athmete, ſo erſchüttert, daß ich ihm mit Thränen im Auge ſanfte Vorwürfe darüber machte. Er ſah mich, ohne ein Wort zu erwiedern, wehmüthig lächelnd an. Einige Tage ſpäter übergab er mir ein Album, in das ich ihn gebeten hatte, mir einige Worte freundlichen Andenkens aufzuzeichnen. Ich fand mit tiefer Rührung nachſtehende ſchöne Worte:

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig ſäuſeln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büſchen klagen,
Doch keine Roſe je zu Tode rühren,
So ſoll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch Deine reichen Freudenblüthen ſchauern.

Der Quelle dieſer tiefen Seelentrauer nachzuforſchen, war mir in dieſer kurzen Zeit unſeres Zuſammenſeyns nicht vergönnt. Lenau ſelbſt wußte trotz ſeiner gemüthlichen Herzlichkeit, mit einer Würde, ich möchte ſagen Hoheit, jede vertrauliche Annäherung zu entfernen. Lenau liebte in der Regel nicht ſeine Gedichte ſelbſt vorzutragen, allein es freute ihn ſehr, ſie von ſeinen Freunden deklamiren zu hören. Marie Kerner, für des Dichters Werke mit Begeiſterung ſchwärmend, wählte zu ihrem Vortrage gewöhnlich die ergreifendſten Bilder, z. B. die Waldkapelle. Ich erinnere mich, daß ſich uns die Haare ſchon im voraus vor Entſetzen ſträubten, wenn ſie mit ihrer tiefen, männlich klingenden Stimme mit den Worten begann:

Der dunkle Wald umrauſcht den Wieſengrund,
Gar düſter liegt der graue Berg dahinter.

Unter den kleinen Kreis, welchen wir damals bildeten, zähle ich mit Vergnügen den liebenswürdigen, genialen Arthur Schott, als ſchönes Dichtertalent. Er beſorgte zu jener Zeit Graf Alexanders ökonomiſche Angelegenheiten.

Ehe ich von dieſem Gegenſtande einer glücklichen Vergangenheit ſcheide, will ich derſelben durch die Darſtellung von Lenau's ſchönem Verhältniſſe zu ſeinem edlen Freunde, dem Grafen Alexander, das Siegel der

Vollendung aufdrücken. Mit wehmüthiger Freude verweilen meine Gedanken auf dieſen beiden höchſt intereſſanten Erſcheinungen. Beide in Individualität, Geſtalt, Perſönlichkeit ſo unendlich verſchieden, und doch zugleich ſo innig verbunden durch Geiſt, Gemüth und Poeſie. Lenau's Stellung, dem Grafen gegenüber, war ſo einfach und würdig. Er ſcheute ſich nicht, ihm offen, durchaus ohne Rückhalt, ſeine Anſichten auszuſprechen, und ſogar recht oft in Beziehung auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur ſcherzend, als Mentor aufzutreten. Ich erinnere mich eines Briefes von Lenau an den Grafen, worin er ihm auf die Mittheilung, daß er, ſeiner Muſe treulos, die Freuden der Jagd, des Fiſchfangs dem Dichten vorzöge, die launigen Worte ſchrieb: „Jage — nach Gedanken, fiſche — nach Empfindungen!“ Dieſe Stelle, von Graf Alexander in Niembſchens eigenthümlichem Dialekt vorgetragen, erregte bei uns allgemeine Heiterkeit. Ein allerliebſtes Gedicht von Lenau, das ich mir zur Abſchrift ausgebeten, was aber leider verloren ging, worin er Graf Alexander ſanftmahnend bat, ſeinen herrlichen Phantaſiegebilden eine minder düſtere Färbung zu geben, begann mit den Worten:

„Nicht nur ſchauerliche Wieſen,
Die von Blut und Thränen triefen“ u. ſ. w.

Ueber Niembſch als Dichter ſprach ſich Graf Alexander oft und ſtets mit begeiſterter Wärme aus. Einige Gedichte, welche ihn durch ihre Originalität vorzüglich feſſelten, z. B. der Raubſchütz, die Heideſchenke, die Schilflieder, hör' ich noch im Geiſte von ihm recitiren.“

Niembſch kommt mir (Schurz) hier in dem mannigfach reizenden Serach vor, wie ein in Armidens Zaubergarten eingebannter Rinaldo, doppelt gebannt hier, wo Armidens feſſelnde Schönheit zugleich auch eine innerliche war, aber auch die ſeligſten Stunden entfliehen, und gerade die am ſchnellſten. Die Erinnerung allein vermag ſie noch einige Zeit feſtzuhalten, und ſo ſang er nicht lange darnach:

Wie Silberglocken am Marienfeſte
Verſenden ihren reinen hellen Klang
Durch Stadt und Flur und ſtillen Waldeshang,
Weithin geführt vom ſanftbewegten Weſte,

So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er, Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

(Faust, Maria.)

Niembsch an Schurz.

Augsburg, den 22. September 1833.

Geliebter Bruder!

Dieß schrieb ich in Augsburg. Es ist also kein Rückfall mehr möglich in die Arme der Freundschaft, die mich so lang in Württemberg festhielten. Morgen reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserm lieben Schleifer. Den Traunstein werd' ich freilich umnebelt finden, denn das Wetter ist absolut schlecht; aber das liebe Antlitz des alten Freundes wird mir gewiß klar und heiter entgegenleuchten. Mein Verweilen in Gmunden wird aber kurz seyn, denn je näher ich Dir und meiner Resi komme, desto größer wird meine Eile und Sehnsucht, und ich werde mit beschleunigtem Fall in Eure Arme sinken und ausruhen von dem Strome der Wechselerscheinungen, die mir über Kopf und Herz hinflutheten, so lang ich von Euch war. Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?

Den nächsten Winter, lieber Bruder, wollen wir recht traulich und eng zusammenrücken. Ich freue mich auf Deine neuen Arbeiten. Wir wollen alles durchgehen und zur Herausgabe ordnen, gelt? Es ist doch

Zeit, daß Du Dein Lied ins deutſche Volk hinausſingſt und nicht mehr bloß in Deinen Bart hineinbrummſt. Du biſt es ſchon Deiner lieben Reſi ſchuldig, daß ſie Deine Werke gedruckt in die Hände bekommt und ſich an Deiner Ehre mit manchem freudigen „Sakerlot!“ weiden kann. Ich habe manches neue Gedicht gemacht, habe Dir alſo auch was mitzutheilen. Einen Ahasver, einige Herbſtlieder, ein langes Nachtſtück: „Der Gang zum Eremiten“ in drei Geſängen, einen Poſtillon u. a. m. Dieſen Winter will ich ein Trauerſpiel ſchreiben, die bewußte Barbara Radziwill. Einige Scenen ſind fertig, und ich glaube — nicht übel. Warum haſt Du mir nichts von Deinem Speckbacher geſchrieben? Haſt ihn vielleicht liegen laſſen? Das wäre Schade.

Was meine Geſundheit betrifft — ich bin jetzt wohl und kräftig; ich fühle mich auch geiſtig aufrecht und unternehmend. Das Klagen hab' ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie Du ſchon hören wirſt. Nach meiner Ankunft aus Amerika war ich ſehr geſchwächt, und bin ich auch bald darauf an meinem rheumatiſchen Uebel wieder erkrankt. Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre ſie meine Reſi. Das iſt eine oder vielmehr das ſind zwei herrliche Frauen. Wenn dieſe die Repräſentanten des weiblichen Geſchlechts wären, ſo könnte dieſes damit zufrieden ſeyn. Der gute Reinbeck war auch ſo freundlich und theilnehmend. Er hat mir ſeine Novellen als Geſchenk für meine Schweſter mitgegeben. Von Deinem Karl Mayer hab' ich einen ſehr lieben Brief an Dich, den ich Dir durchaus ſelbſt bringen will. Mußt freilich darauf warten, aber Du biſt ein geſetzter Mann, dem das nicht ſchaden wird.

Leb' wohl, lieber Bruder, ſammt Reſi und Kindern! Ewig Euer Niklas.

Grüße meine Freunde, die Du ſiehſt. Sey ſo gut, auf der Poſt nachzufragen, ob keine Briefe poste restante an mich vorliegen, und dießfalls ſolche nach Gmunden an Schleifer zu ſchicken.

Derſelbe an Denſelben.

Gmunden, den 27. September 1833.

Mein geliebter Bruder!

Endlich bin ich wieder in unſerm lieben Oeſterreich. Ich würde wohl früher gekommen ſeyn, hätte ich nicht einem Freunde in Württemberg noch

einige Wochen conſecriren müſſen. Die letzte Zeit nämlich hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Feſtetics, zur Frau hat. In einer der ſchönſten Gegenden Württembergs, im Hauſe eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, ſchönen, geiſtreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens verſehen, kannſt Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftiglichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Aber beſſer behagt es mir doch noch in unſerem paradieſiſchen Gmunden, wo Du Deine Seele zurückgelaſſen haſt, die ich auch gleich verſpürte beim Eintritt ins Thal; denn, hatten ſich auch ſeit einigen Tagen Regenwolken gelagert in der Gegend, ſie flogen davon, als ich kam, und überließen mir Berg und See in herrlicher Klarheit. Deine Seele, Bruder, hat die Wolken mir zu Liebe verblaſen. In herrlicher Klarheit ſtrahlte mir auch das liebe Antlitz meines Schleifer entgegen. Er iſt der alte, warme, liebende Freund voll Kraft und Hoheit, und ſo geſund! Wir werden ihn lange behalten.

Hier überſende ich Dir meinen Rentenſchein, denn ich habe gehört, er ſey in Gefahr, zu verfallen. Ich werde mich doch wenigſtens eine Woche hier aufhalten, und ſo könnte es damit zu ſpät werden. Iſt eine Lebensbeſtätigung für mich nöthig, ſo kannſt Du's vielleicht brevi manu mit Herrn Cloß abmachen, einem Beamten in der Verſorgungsanſtalt, der mich gut kennt, und, wie ich glaube, noch immer täglich im Neunerſchen Kaffeehauſe zu treffen ſeyn wird, um zwei Uhr.

Von Karl Mayer bring' ich einen ſehr lieben Brief und ſein Bildniß ſelbſt mit.

Emilie läßt Dich und meine Herzensreſi innigſt grüßen. Gedichte bring' ich genug mit. Schleifer ſagte mir, Du habeſt die Deinigen zur Herausgabe zuſammengeſtellt. Das freut mich ſehr. Höchſt wahrſcheinlich rufen mich literariſche Geſchäfte bald wieder nach Württemberg, indem nächſtens eine zweite Auflage meiner Gedichte nöthig werden dürfte, dann will ich Deine Gedichte zum Drucke bringen, und mit größter Lieb' und Sorgfalt die Correktur davon machen. Sehr erwünſcht wäre mir's, wenn die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung ſie verlegte. Ich hoffe dieß, indem ich Einiges über ſie vermag, und Deine Gedichte ja ſelbſt für ſich das beſte Wort reden werden. Auch

ließe ſich wahrſcheinlich eine zweite vermehrte Auflage von Schleifers Gedichten bei ihr veranſtalten. Ferner bringe ich meiner lieben Reſi mit: einen von einer Indianerin in Amerika aus Hirſchleder genähten und mit Schlangenhaut geſtickten kurioſen Beutel. Endlich bring' ich mit eine gar ſchöne Landſchaft, in Oel gemalt von meiner Freundin Emilie, woran Ihr gewiß große Freude haben werdet. Sie gab mir das Bild zum Andenken.

Endlichſt bringe ich meiner Tertſchi mit: einen unerſchöpflichen Vorrath von Antworten auf ihre unerſchöpflichen Fragen, und für ſie, Dich und Eure Kinder unerſchöpfliche ewige Liebe. Dein Bruder N. Grüße meine Freunde.

Graf Alexander ſoll ſich damals nach Lenau's Abreiſe überall der großen Liebe deſſelben für ſein Haus gerühmt haben, und daß er ihn ganz für ſich gewonnen, und ihn zeitlebens an ſich zu feſſeln gedenke, indem er ihn zum Erzieher ſeiner Kinder erwählt habe, die, wie er hoffe, dieſer poetiſchen Beſtimmung recht zahlreich zuwachſen würden. Wie freundlich und wohlgemeint ſolches auch geweſen ſeyn mag, es konnte nie dazu kommen; Lenau's Selbſtgefühl hätte ſich gegen jede, wenn auch nur ſcheinbar abhängige Lage geſträubt. Auch hätte es ihm ganz und gar an der nöthigen Geduld und Herabſtimmung zum Kindererzieher gefehlt.

Graf Alexander ſchickte wenige Tage nach Niembſchens Abreiſe von Eßlingen ihm einen reitenden Boten nach Heidenheim mit der Nachricht nach, er ſelbſt und ſeine Gattin mit den Kindern wollten in Geſellſchaft der Gräfin Marie und des Fräuleins v. Hünersdorff ſchon am 1. Oktober eine Reiſe nach Wien antreten. Niembſch ſollte ſich nun auch doch ſogleich mit in den Wagen zu ihnen ſetzen. Niembſch war aber bereits von Heidenheim fort. Deßhalb und weil eben damals mehrere längere Beſuche ſich in Eßlingen einfanden, unterblieb die Wienfahrt des Grafen.

Niembſch an Mayer.

Wien, den 17. Oktober 1833.

Mein Herzensfreund!

Richtig war Dein Brief ſchon da, als ich ankam, der erſte Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die ſchönen Gedichte

und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen seyn wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Vergnügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand, zu erscheinen. Du hast bereits so viel an neuen Gedichten, daß es bereits ein artiges Bändchen gibt, und Du dieses für sich erscheinen lassen kannst. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur Ein Gedicht drucken zu lassen, was ohnedieß schöner aussieht. Dann wird das Buch ziemlich seitenreich. Das gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, sonst bin ich noch immer der Meinung und des Wunsches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zusammenbinden lassen; es müßtest denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für sich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich seyn würde, und es ganz Deiner Entscheidung überlasse. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich selbst leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geschäft anvertrauen wolltest. Für den Fall aber, daß mir noch nicht so bald eine zweite Auflage werden sollte, und Du Dich dennoch entschließest, Deine Lieder allein drucken zu lassen, würde ich die meinigen noch liegen lassen; gar so lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erste Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 40 Exemplare verkauft; auch in Polen soll sie guten Abgang gefunden haben. Doch,

Freund, hab' ich Dich nicht längſt ermüdet mit meiner fatalen Caſuiſtik?

Deinem Wunſche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir überſenden.

Meine Reiſe nach Wien war angenehm. Schuler[1] hab' ich nicht beſucht, weil ich ſpät in der Nacht in München angekommen und am nächſten Morgen früh wieder abgereist bin. Bei Schleifer, in dem paradieſiſchen Gmunden, war ich vierzehn Tage. Viel wurde dort von Dir geſprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und lieſt ſie mit großer Freude. Auch in Wien ſind ſie bekannt und geliebt.

Meinen Geſchwiſtern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug anſehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, iſt in der That rührend. Vorgeſtern ſpät Abends, als wir zu Bette gingen, ſagte Schurz noch: „Zeige mir noch einmal unſern Mayer!" Dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen wie geſpannte Bogen, von denen Du das Geſchoß Deiner Blicke abſchießeſt nach allen Schönheiten der Natur.

Ueber meine Rückreiſe nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Beſtimmtes ſagen.

Ich bin ganz geſund. Die Leute wundern ſich über mein gutes Ausſehen. Einige ſagten ſogar, ich ſey gewachſen!! Meine Schweſter war ſogar ſo närriſch, es zu glauben. Mag ſeyn, daß ich mich aufrechter halte; wenigſtens in moraliſcher Bedeutung möchte dieß wahr ſeyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das ſcheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren. — Was macht mein liebes Pathchen?[2] Du ſchreibſt mir nichts von ihr — und

[1] Ein damals noch junger Dichter aus Zweibrücken. (Näheres bei Mayer S. 116.)

[2] Die im Auguſt 1832 geborene vorletzte Tochter Mayers, Emilie, welche von ſeiner Mutter Bruderstochter, Emilie Reinbeck, in ihrem eigenen und ihres eben auf dem Weltmeere nach Amerika ſegelnden Freundes Niembſch Namen über die Taufe gehalten worden war.

die andern „kleinen Brodteufelchen," wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau ist wohl wieder ganz hergestellt? — Meine Schwester hat nicht weit zu ihrer sechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder sind sehr gewachsen. Namentlich die Buben. Der kleinere Pepi ist ganz in die Natur des größeren, Toni, gewachsen, wie dieser vor zwei Jahren war; so daß ich die Kerle verwechselte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder sind recht eigentlich unsere Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendschatten und Kinder — je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsere Sonne. [1] Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt; dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.

[1] „Zeiger."

Zweites Buch.

Oden.

Dritter Abſchnitt.

Wanderjahre. — Erſtes Fünf.

Niembſch an Kerner.

Wien, am 27. November 1833.

Geliebter Freund!

Der Stephansthurm läßt Dich grüßen; er ſteht, ſeit Du Wien verlaſſen, etwas geneigt gegen die Seite hin wo Württemberg mit ſeinem lieben Weinsberg und ſeinem lieben Kerner liegt, ſo, daß er in ewigem, gleichſam verſteinertem Dankſagungskomplimente für Deinen lieben Beſuch nach Dir hingeneigt iſt. Alſo er läßt Dich ſchön grüßen, dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köſtliche Geiſtergeſchichten (eigene Erlebniſſe) für Dich hat. Er wird ſie Dir auch ſchreiben. Ich habe ihm und meiner Schweſter ſo viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechſeln möchte. Ich meinerſeits bin recht geſund und ſchreibe gegenwärtig einen Fauſt, wo ſich Mephiſtopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenſtoff ablagern kann, er iſt bereits damit beladen wie ein Steineſel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Eſel iſt. Fauſt iſt zwar von Goethe geſchrieben, aber deßhalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeſchloſſen wäre. Dieſer Fauſt iſt Gemeingut der Menſchheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirſaal, wo Fauſt mit ſeinem Famulus während ſeiner anatomiſchen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufſtellt, bis endlich ſein Mephiſtopheles an der Wand herumhuſcht.

Wie geht's bei Dir, beſter Kerner? Was macht meine liebe Freundin, die herzensgute Rikele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir

bald, ſonſt haſt Du mir gar nicht nach Wien geſchrieben; denn in Kurzem ſteh' ich unter Euch, und leſ' Euch meinen Fauſt vor, wobei ich Geſichter ſchneiden, die Augen verwildern, und meine Stimme verhohlen will, daß Ihr ſchaudern ſollt.

Meine Adreſſe: poste restante.

Meine Wiener ſind die Alten; Panem et circenses! haben die alten Römer geſchrien, daſſelbe ſchreien auch die Wiener, und dieß wird das Geſchrei aller Städter ſeyn und bleiben.

Mein größter Genuß ſind hier die muſikaliſchen Unterhaltungen. Alle Sonntage Concert, Quartett ꝛc. — ſo hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper iſt jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über Alles.

Leb' wohl, Geliebteſter! Tauſend Grüße den Deinigen. Dein Niembſch.

Niembſch wohnte wieder bei uns im Schwarzſpanierhauſe. Während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte, entſtanden einige neue Gedichte: „Der Polenflüchtling; der Waldgang; Beſtattung; Scheiden." Auch begann er ſeinen „Fauſt," wovon er den „Beſuch," „Die Verſchreibung," den „Tanz" und „Das arme Pfäfflein" fertig brachte. Dagegen ward die arme „Barbara Radzivill" leider gänzlich bei Seite geſetzt. Warum wohl Niembſch einigemal Dramatiſches begann, aber nie vollendete? Zum Theile verſchafft Aufſchluß, was Dichter Otto Prechtler mir ſchriftlich eröffnete: „Zur Zeit als ich meine erſten dramatiſchen Produkte dem Wiener Hofburgtheater zur Aufführung übergab, und dieſelben auch wirklich über die Bretter der deutſchen Bühne gingen, begegnete mir Lenau, nahm mich zur Seite und ſprach folgende, ihn als Dichter ſehr charakteriſirende, merkwürdige Worte: „„Ich ſehe, lieber Prechtler, daß auch Sie Ihre reine Muſe mit Schminke bemalen, und für die Lampen und das genußſüchtige Publikum aufputzen. Ich wollte, Sie thätens nicht! Geben Sie Ihr Beſtes nicht für die gaffende Menge, für die Bude. Sie können es nicht, ohne Ihre Muſe zu entweihen, wenigſtens entweihen zu laſſen. Thun Sie's nicht; kehren Sie zurück! es iſt mir leid um Ihre gemüthliche Urſprünglichkeit, Ihren edeln Ernſt,

Ihre dichteriſche Weltanſchauung. Folgen Sie mir und laſſen Sie die Komödie! Sie werden Bitterkeit in Ihre Seele aufnehmen müſſen, wenn Sie auch Erfolg haben."

Auch Emanuel Straube meldet eine äußerſt auffallende Aeußerung Lenau's am Ende einer dramatiſchen Erörterung, wobei ſich dieſer zuletzt an die um dieſelben Verſammelten in Neuners Kaffeehaus wandte: „Meine Herren, rief er, eine mächtige Revolution in allen Zuſtänden der Geſellſchaft iſt im Zuge. Nichts wird davon verſchont bleiben, auch die Kunſt nicht, am wenigſten die dramatiſche. Glaubt mir, meine Herren, in fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr!" — (Illuſtrirtes Familienbuch des öſterreichiſchen Lloyd, 1. Band, 2. Heft. 1850.)

Auch ein Brief Lenau's vom 12. Juni 1842 enthält Erklärungsgründe dieſer Abwendung von der Bühne. Am Ende war Lenau zu viel Lyriker, um Dramatiker werden zu wollen.

Auch mit den Schauſpielern war Niembſch nicht beſonders zufrieden. Sie haben — meinte er — zu viel Accent, ſie haben einen ſolchen Ueberfluß daran, daß ſie ihn gar nicht unterzubringen wiſſen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die ſie überall herumſchleppen, und zuletzt doch am unrechten Orte hinlegen. (Niendorf 156.)

Niembſch hatte von Reinbeck einen Brief an Karoline Pichler mitbekommen. Er fühlte ſich aber unaufgelegt, ihn ſelber zu übergeben, und ich mußte es für ihn thun. Da aber doch die dichteriſche Frau Niembſch kennen zu lernen wünſchte, ſo ließ ſie in ſpäterer Zeit durch ihren Freund Frankl ihn nebſt Bauernfeld zu Tiſche bitten. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ſich Niembſch eben auch folgenderweiſe über's Theater: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das iſt nur für jugendliche noch mit großer Phantaſie begabte Völker ein Gottesdienſt, für politiſch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blaſirte, wie es die Franzoſen und Italiener ſind, eine Beluſtigung. Der deutſche Geiſt denkt viel zu viel, als daß er am Handeln ſich erfreuen könnte. Wenn auch Leſſing, Goethe, Schiller Dramen geſchrieben haben, deren einige unſterblich ſeyn werden, ſo ſind das glänzende Ausnahmen, und es wäre beſſer geweſen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, epiſch geſchrieben, und nicht Schillern

überlaſſen, der die Bauern wie äſthetiſch gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungariſches als ein deutſches Drama denken. Da ſind noch in Geſchichte wie in Gegenwart ſelbſtbeinige Geſtalten, Urkerle, wild, gut, und doch nicht das Blut zu vergießen ſcheu. Ja wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgeſtürzten Salon-Theekeſſel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der ſelige Herr v. Kotzebue geſchrieben hat. Die deutſche Nation hat vorerſt eine andere Aufgabe, dieſe aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchſtens, und ſehr leiſe nur, in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchſte nicht darſtellen und ſagen darf, iſt eine Komödiantenbude, da ſeh' ich viel lieber dem redlichen Wurſtel im Prater zu, wie er den armen Juden todtſchlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige Leidenſchaft zum Morden."

Damals beging auch Niembſch aus Zerſtreuung und Vergeſſenheit eine ſehr arge Unart gegen die kluge und gute, freundliche und fromme Frau. Beim Kaffee verlief ſich nämlich das Geſpräch auch auf die Frauenſchriftſtellerei. Niembſch, ganz uneingedenk, daß er einer Königin derſelben gegenüber ſaß, entbrüſtete ſich ganz gewaltig über dieſen Unfug, als welcher ihm ſolche erſchien. Man denke ſich die arme Frau und die beiden Freunde dabei! Gleichwohl blieb ſie ihm auch in der Folgezeit mütterlich gewogen, nur aufrichtig bedauernd deſſelben Zerriſſenheit und Finſterniß.

Kerner hatte Niembſch brieflich beſchworen, den jungen Rahl in Wien recht kennen zu lernen, und nicht an ihm ſchnell vorüberzugehen. „Ich habe — ſchloß er — Dich noch nie genöthigt, Waſſer zu trinken. Trinke dieſen! Schluck, verſuch! Da iſt noch Naturkraft! Laß Dich aber durch nichts ſcheu machen!" Niembſch lernte Rahl kennen, und Rahl malte ihn für Kerner lebensgroß in Oel. Niembſch trägt „um ſeine wunde Bruſt geſchlagen den Mantel der Melancholie" („mein Stern") und nächtliche Wolken verdüſtern ihm den Himmel. Kerner beſitzt das Bild, wohl das werthvollſte, das von Niembſch vorhanden, noch jetzt.

An ſeinem Namenstage war Niembſch außerordentlich heiter. Wir

feierten ihn Abends bei Faſchingskrapfen, ſeinem Lieblingsgebäck, und gutem Wein, Tokaier wohl ſogar, den er ſelber aus der Stadt heimgebracht; zugleich mit einem ſehr kleinen, witzigen Freunde, deſſen wir ſchon vorne im Jahre 1824 vorläufig Meldung gethan.

Der kleine Mann erging ſich auch wie ein Donnergewitter auf dem Taſtenkaſten, und wiegte ſich dabei mit ſeinem rieſigen Schnurrbart, der das anſcheinende Knäblein zum grimmen Ruſſen umſtempelte, wie ein Laſtſchiff auf ſtürmiſcher See ſo gewaltſam hin und her, daß ſich Niembſch und Thereſe halb todt darüber lachten. Bei Letzterer beſchleunigte und erleichterte das unbändige Lachen in der That ihre ſechste Niederkunft, die ſchon am 9. December glücklich erfolgte. Als Niembſch merkte, daß es Ernſt hiemit werden wollte, entwiſchte er flugs zu einem Freunde in die Stadt. Es litt ihn für den Augenblick durchaus nicht mehr in unſerer Wohnung, ſo bang und mitleidweh ward ihm der armen Schweſter halber ums Herz.

Niembſch hatte ſchon im Oktober, nachdem er erſt ein paar Wochen in Wien war, ſeinem Freunde, dem Grafen Alexander, baldige Rückkehr verſprochen. Wahrſcheinlich gab ihm das Bedürfniß, ſeiner ſich erſchöpfenden Börſe durch eine neue Auflage ſeiner Gedichte einen neuen Zufluß zu verſchaffen, dieſen Wunſch ein. Darum leiſtete er wohl auch einer ſchriftlichen Einladung ſeines Freundes Antoniewitſch, ihn auf deſſen Gute in der Bukowina zu beſuchen, und dort wacker zu bechern, zu jagen, zu reiten, zu tanzen, zu herzen und ſcherzen, keine Folge. Am 1. December ſchrieb Niembſch an Emilie, daß er bald in Stuttgart wieder eintreffen würde, und am nämlichen Tage tröſtete mich der alte Schleifer: „Zürne nicht und traure nicht über das Unſtäte an Deinem Schwager; es iſt ein Theil ſeines Geiſtes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. Sogar ein Troſt liegt darin; eben dieſe Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ Endlich am Ausgange des Jahres nahm Niembſch auch wirklich ſchon förmlich Abſchied von ſeinen alten und neuen Freunden, und dennoch blieb er neuerdings faſt noch einen vollen Monat in Wien haften. Und was hielt ihn daſelbſt feſt? Ein Herzensmagnet, wie gewaltiger ihn keiner, weder früher noch ſpäter, mehr angezogen. Ein achtungswürdiger Dichter und Ehrenmann in jeder Beziehung —

wir wollen ihm bei ſeinem Taufnamen Max nennen — war vom Dichter Huber vom Erſcheinen zweier neuer hellglänzender Sterne am deutſchen Dichterhimmel, Pfizer und Lenau, mit dem Beiſatze lebhaft unterhalten worden, daß Letzterer ſo eben in Wien wieder ſichtbar geworden wäre, und Max eilte, dieſen bei ſich einzuführen. Das war für Lenau vielleicht der einflußreichſte Augenblick ſeines ganzen Lebens. Er lernte hier die Frau kennen, der er, als ſie noch Mädchen war, ſchon im Sommer 1820 ſtockend vorübergegangen, und welcher er am Peter und Paulstage 1825 — wiewohl erwartet — auch wieder ferne geblieben war. Sie machte ſogleich großen Eindruck auf ihn, und ſo war er feſtgebannt, und konnte nun allerdings nicht wieder ſo raſch von Wien fort, als er es früher Sinnes geweſen.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, Sonntag, den 9. Februar 1834.

Liebſter Bruder!

Mir geht es hier ſehr gut im Hauſe meines lieben Reinbecks, der ſich täglich mehr als mein wahrer Freund zeigt. Graf Alexander mußte ſeiner Erbſchaft halber nach Mainz[1] und wird etwa dort ſechs Wochen bleiben. Ich bin noch ein paar Tage hier, dann in Weinsberg, Heidelberg; bis Oſtern komme ich wieder nach Stuttgart, und werde dann den Druck meiner Gedichte beginnen. Noch hab' ich mit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung nicht contrahirt; werde Dir, ſobald es geſchehen iſt, die Bedingungen mittheilen. Bis zur Oſtermeſſe iſt nichts zu thun. Alle ſieben Preſſen arbeiten wie beſeſſen. Auch für meine übrigen Commiſſionen muß ich mir Zeit laſſen; die Verleger ſind jetzt alle oſtermeſſenärriſch, möcht' ich ſagen, Cotta ausgenommen, der ſehr viel nobles Weſen zeigt, weßhalb ich auch mit ihm am liebſten zu thun habe.

Liebſte, herzinniggeliebte Reſi! neulich hab' ich bei Mayer, gerade an ſeinem Vermählungstage, in Waiblingen geſpeist, welchen Tag zu

[1] Dort war ſein Oheim, der Herzog Ferdinand von Württemberg, kaiſerlicher Feldmarſchall, als Feſtungsgouverneur verſchieden.

verherrlichen Dein guter Anton ſehr viel beigetragen hat durch ſeinen Erinnerungsbrief an denſelben. Mayer war aufs Angenehmſte überraſcht von dieſer Aufmerkſamkeit. Alſo ich ſpeiste bei Mayer, ſaß neben ſeiner Frau, und zog über Tiſch meine hübſche Uhrkette heraus, ihnen Deine Haare zu zeigen. Da hat nun Mayers Frau überaus zärtlich gethan damit, Deine Haare ſchmeichelnd geſtrichen, und dabei geſagt: „Könnt' ich ihr nur einmal die lieben Härle am Kopfe ſtreicheln!“

Herzgute Frau iſt Rickele.

Alexander hab' ich nur auf wenige Augenblicke geſehen. Seine Frau, ſeine Schweſter und Fräulein v. Hünersdorff haben mir gemeinſchaftlich ein Guitarrenband geſtickt mit drei Kränzen; die Gräfin Helene, Immortellen; Gräfin Marie, Eichenlaub; Hünersdorff, Violen. Wunderhübſch! — Der gute Alexander hat mich mit einem Carmen ſalutirt.

Mein Fauſt macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Fauſt im Gebirge“ geſchrieben. Dann eine zweite: „Fauſt und Mephiſtopheles in einer Reſidenz.“ Meine bisherige Fauſtarbeit hat hier großes Intereſſe erregt. Baron Sternberg iſt auch hier. Dieſer war von der Wirthshausſcene ganz entzückt. Außer ihm haben noch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Muſenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entſchloſſen.

Meine Gedichte erſcheinen zwar erſt zur Herbſtmeſſe, der Muſenalmanach aber ſchon im Juli; es wäre daher keine Colliſion zu beſorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in ſeiner jetzigen Größe drucken zu laſſen.

Ward Ihr recht vergnügt mit Schleifer und Auersperg? Grüße mir doch die lieben Freunde, die wackeren Männer. Auch bitt' ich Dich, meinen lieben, treuen Klemm, Kaltenbäck, Huber, Dürfeld, den guten Weigel nicht vergeſſend, zu grüßen aufs Schönſte.

Sodann einen feinen Gruß an Marie Adelgeiſt, die ſchöne Wirthstochter, ihre Eltern und Bruder, durch Kaltenbäck oder Huber zu beſtellen.

Braunthals Gedichte, deren Verfaſſer ich herzlich grüße, haben in den Kreiſen, wo ich daraus vorgeleſen, ſehr gefallen, beſonders: der

Menſch und die Blume, Schlafluſt, das geflügelte Roß, an die Fledermaus, an die Ferne, ganz beſonders Salzburg; auch: die Pflanze der Liebe u. a. m.

Deine Gedichte haben große Freude erregt. Ich will einige davon dem Muſenalmanach offeriren.

Marie Zöppritz dankt Dir herzlich für Deinen freundlichen Brief und ſendet, ſo wie das ganze Reinbeck- und Hartmann'ſche Haus, auch Graf Alexander und ſeine Frau, unbekannter Weiſe oder vielmehr bekannt-unbekannter oder unbekannt-bekannter, viele Grüße an Dich und Thereſe.

Seyd herzlich gegrüßt, Du, Schweſter Theres, Marie, und Ihr, liebe Kinder, Bruder Joſeph, Mama, das ganze Haus. Sobald mein Druck fertig iſt, komm' ich zurück, April oder Mai beiläufig.

Leb' wohl, Herzensbruder! Dein Niembſch.

Grüße Prean, den lieben Freund, den verehrten.

Kaltenbäck, jetzt kaiſerlicher Hofarchivar, iſt als Geſchichtforſcher und Schriftſteller ohnehin rühmlich bekannt. Huber, ein hochbegabter Dichter, nun aber ſchon gar lang verſtummt, waltet jetzt gewichtig als öſterreichiſcher Generalconſul in Egypten. Ludwig v. Dürfeld, Staatsbeamter, einer der beſten Freunde Lenau's, war ſein Hauptgegner auf dem Billard, worauf Lenau, kühn und klug, ſcharfen Auges und feſter Hand, gar reichlich Lorbeeren erntete, denn er ſpielte bei Neuner Tag für Tag. Dürfeld ſtellte einmal ſeiner Schweſter, der Freiin v. Ergelet, Lenau mit den Worten vor: „Hier führ' ich dir meinen Freund Niembſch auf, einen ausgezeichneten Billardſpieler! Auch macht er Gedichte," worüber Niembſch in ein ungeheures Gelächter ausbrach, ſein bekanntes Gelächter, wo ſich der ganze Leib ſchüttelte. An einem jener vielen Abende, wo Niembſch bei Neuner recht verdrießlich und finſter war, ſprach er: „Dürfeld, ich möchte doch wieder einmal Beethovens Mondſchein-Sonate hören." Da das Haus des Hofraths Freiherrn v. B. ſchon lange Lenau's Bekanntſchaft machen wollte, ſo ergriff Dürfeld die Gelegenheit, ihn dort einzuführen, wo er anfangs, wie nicht ſelten, ſehr trocken und wortkarg war. Die Tochter des Hauſes, Fräulein Sefine, jetzt Gräfin Kh. und Schwägerin Dürfelds, eine vorzügliche Beethovenſpielerin, ſetzte ſich gütig an den

Flügel. Niembſch ging ſogleich ins einſame Nebengemach, ſtreckte ſich nach ſeiner Gewohnheit aufs Ruhebett nieder und ließ ſich einige Stunden lang anſpielen. Darauf kam er ganz heiter und verklärt heraus, dankte mit ſehr verbindlichen Worten und begab ſich mit Dürfeld in ein Gaſthaus, wo dieſer ihm noch lang Jagdgeſchichten erzählen mußte. Erſt ſpät ſtand er hochvergnügt mit leuchtenden Augen auf, ergriff Dürfeld an der Hand und rief: „Bruder, das war ein königlicher Abend!“

Ich ſelbſt erinnere mich eines beſonders heiteren Abends, den Lenau in Geſellſchaft von Dürfeld und mir zubrachte. Wir waren in den Seizerhofkeller gegangen, um uns an den Vollblutländlern eines Zitherſpielers und eines Fiedlers, die ſich an beſtimmten Tagen dort hören ließen, zu erquicken. Die Verſammlung war ziemlich zahlreich. Die Ländler gefielen Niembſch ſo ſehr, daß er ſie bald mit Fingerſchnalzern, worauf er ſich im erſtaunlichen Grade verſtand, abſatzweiſe zu begleiten begann. Das weckte raſch den Ehrgeiz eines ſchon ältlichen, aber noch ſehr lebhaften und wohlgelaunten Herrn am Nachbartiſche ganz dicht zur Seite des unſern. Derſelbe, mit kaum minderer Kunſtfertigkeit begabt, hob ebenfalls friſch zu ſchnalzen an, als Niembſch ein Weilchen innehielt. Niembſch ſtutzte freudig darob, zugleich aber entflammte ſich ſein Blick voll heißer Kampfgier. Es war nun eine wahre Seelenweide, wie Einer den Andern ſtets ſteigerte; beide waren zu bewundern, und keiner ſah dabei den andern an, ſie ignorirten ſich anſcheinlich ganz. Zuletzt mußte der alte launige Herr noch allerlei Kunſtmittel zu Hülfe nehmen, indem er während des Schnalzens auch noch auf den Schenkel ſich klatſchte oder auf den Ellbogen ſchlug, oder mit dieſen auf dem Tiſche trommelnd ſich begleitete, um nur nicht allzuſehr hinter dem teufelhaften Niembſch zurückzubleiben, der ſeine Finger nicht anders gebrauchte als wäre er ein hexenmeiſteriſcher Trommler mit zehn beſeſſenen, geflügelten, tanztollen Schlägeln. Da auch Fiedeler und Klimperer durch die feurigen Begleiter getrieben und begeiſtert ſich fühlten, ſo gabs einen höchſt beluſtigenden Tonwettſtreit im eigentlichſten Sinne der Bedeutung.

Der „gute Weigl“ iſt auch als Dichter bekannt. Joſeph Preau von Zalanzen endlich, ein ſehr tüchtiger alter Eiſenhüttenmann, erbſahlen

Antlitzes, leberleidend, und daher auch ein Schlimmſeher und mißtrauiſch, konnte doch wieder einige recht herzlich lieben, unter welchen auch Niembſch. Beide waren ungemein grübelnde Köpfe und achteten ſich darum ſchon gegenſeitig ſehr.

Mein Brief an Marie Zöppritz war eine Dankſagung für Lenau's Bildniß, das ſie gemalt, und er uns im Herbſt überbracht hatte.

Niembſch ließ ſich dießmal wieder einige Wochen bei ſeinem geliebten Kerner wohlgeſchehen. Zum Verſtändniſſe der Annehmlichkeit eines Aufenthalts bei Kerner wird es beitragen, die dortigen Oertlichkeiten kennen zu lernen, wie ſie uns zum Theile Emma von Niendorf in ihren „Reiſeſcenen" durch den Aufſatz: Villeggiatur in Weinsberg (S. 223) ſchildert.

Vor Kerners weinumkränztem Hauſe grünt eine Akazie; um die Thür ſchlingt ſich Rebengewinde. Die Rückwand von Kerners Haus, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Gallerie, in Baumgruppen halb verſteckt. In der Mitte der erſten Gallerie hängt ein großes Crucifix, zu dem ſich flüſternde Zweige neigen. Darüber, die ganze Breite des Hauſes einnehmend, ſteht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angſt; aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden." Das Wohnzimmer der Familie iſt vorn im Hauſe, worin dem Sofa gegenüber Lenau's Bild von Rahl hängt. Kerner nimmt es oft von der Wand und ſtellt es auf das Klavier in den Kreis der Seinigen und ſeiner Gäſte. Der kleine Eßſalon befindet ſich im Schweizerhaus, und ſeine Fenſter, Scheibe an Scheibe längs der Wand, gehen auf die Gallerie. Die Wände desſelben ſind mit Mooskübhörnern voll friſcher Blumen geſchmückt. Nach dem Nachtmahle läßt der Hausherr manchmal die Lichter wegtragen und ſpielt auf ſeiner Maultrommel ächte Dichterphantaſien. Er iſt ſo ſehr Meiſter darin, daß ein Schüler von ihm, der Tonkünſtler Eulenſtein, Deutſchland durchreiste, in Paris Aufſehen machte, und von London runde Summen in ſeine Vaterſtadt Heilbronn ſandte. Kerner beginnt leiſe, leiſe; dann wachſend; jetzt ein mächtiger Schlag, der lange nachſchallt, hinſchwindet, verſtummt; endlich aus weiter, weiter Ferne ein ſtiller Hauch, kaum vernehmbar, wie eine Antwort von Jenſeits.

„Ja, ſolche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leiſe ſpricht:
„„Ihr Freunde, hört Ihr auch dieß Singen?““ —
Die Freunde aber hören's nicht.
Er ſpricht: „„Es tönt ein Engelsſchwingen!““ —
Und ſtirbt, Verklärung im Geſicht.“ [1]

Weiter rückwärts im Garten ſteht ein uralter Thurm, der einſt zur Befeſtigung der Stadt gehörte. Alte Nuß- und Kaſtanienbäume überſchatten ihn. Von ſeiner Warte genießt man einer weiten Ausſicht. Durch ein Fernrohr erblickt man auf einſamer Höhe Löwenſteins Friedhof und das golden ſchimmernde rieſige Kreuz darin am Grabe der Seherin von Prevorſt. Auf der Zinne des Thurmes grüne Akazien über einem Gezelte. Hier ſtand oft der humoriſtiſche Dichter, eine ſehr anſehnliche Geſtalt, mit dem weißen Hut auf dem Haupte, wie ein Magus, der den Wind beſchwört, oder auch — wie Niembſch erzählte — im feuerrothen Schlafrocke, einen Papierdrachen ſteigen laſſend. Unten in dieſem Thurme ſaß im Bauernkriege nach Zerſtörung der Burg deren unglücklicher Vertheidiger, der Graf von Helfenſtein, gefangen. Kerner hat in dieſem Thurme eine gothiſche Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben ein träumeriſches Helldunkel ergießen. Hierin ſchrieb Lenau im Winter Februar und März 1834 einen bedeutenden Theil ſeines Fauſt; hätte er wohl einen paſſenderen Ort dazu finden können?

Dicht hinter Kerners Haus iſt ein Eiſenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg.“ Im anmuthigen Verſtecke von Weinsberg geht der Pfad zur vorigen Veſte: „Die Weibertreue“ hinan, von welcher Bürgers bekanntes Lied ſingt (Die Weiber von Weinsberg). Die Erhaltung ihrer Trümmer verdankt man Kerner, welcher auch im Jahre 1823 mit ſeinem Freunde Pfaff Anlagen um dieſelbe pflanzte. Auf einem Thurme der Veſte hat Kerner Aeolsharfen angebracht, welche furchtbar wild im Wetterſturme brauſen, aber ſchaurigſüß, wie verhaltene Todtenſeufzer, im Mondſchein ſäuſeln. Und nun denke man ſich noch Lenau mit ſeinem Guitarregeliſpel und Zigeunergefiedel, und mit ſeiner düſteren ungeheuren Einbildungskraft und tiefen Schwermuth in dieſe faſt abenteuerliche

[1] Dieſe köſtlichen Zeilen ſind einem Gedicht Kerners entnommen.

Umgebung und in diesem geisterhaften Dunstkreis, und man wird sich kaum eines inneren unheimlichen Schauers erwehren können.

Der verehrte Kerner schrieb mir über den dießmaligen Aufenthalt Lenau's:

„Niembsch hatte die Gewohnheit, am Tische mit der Gabel zu spielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tischzeug sah und ihm wehrte. Darauf sagte er: „Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tischzeug in meinen Faust bringen." Am andern Tag las er uns die Scene vor, wo Faust bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tischtuch stach, und dann Blut herausfloß. Er sagte: „Ihr schwäbischen Frauen könnt eher leiden, daß man euch ins Herz sticht, als in euer Tischzeug."

Die schwäbische Küche, die auch mit der Wienerischen Aehnlichkeit hat, sagte ihm zur Freude meiner Gattin sehr zu, nur konnte man ihm den Kaffee nie stark genug bereiten, was gewiß auf sein Nervensystem nicht günstig wirkte. Auch starke Weine liebte er, doch trank er sie nie gerade unmäßig. Ich sah ihn nie berauscht. Zum Belege obiger Worte wolle in Lenau's Faust S. 86 „Die Schmiede" nachgelesen werden. Hierin kommt „zur Verherrlichung der österreichischen Küche" (s. Brief vom 22. April 1834) auch folgende Stelle vor:

„Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!"

Niembsch war so weltklug, seiner Schwester Therese zu versichern, diese Stelle wäre eigens auf sie gemünzt, aber er sagte dieß auch der Schleifer, der Reinbeck, ohne Zweifel auch der Kerner, in deren Haus er sie ja geschrieben, und wohl auch der Mayer, der Uhland, vielleicht zehn Frauen. War dieß etwa eitel nur falsche Schmeichelei? — Gewiß nicht! Er hatte in süßer Erinnerung, mehr, minder, wohl an Alle zugleich dankbar gedacht, als er diese wohlerprobten Verse schmiedete.

Wegen der geliebten Stärke des arabiſchen Bohnenſafts hat es ſeine volle Richtigkeit; er ſchlürfte ihn gewöhnlich giftſcharf. Thereſe hatte oft ihre helle Noth damit. Stand ſolcher nicht ganz zu Geſchmacke, ſo ſchalt er ihn alsbald „Schwachmattikus!“ Meiner alten Mutter Bohnenabſud war wirklich ſchwach und matt! Eben im Jahre 1834, als Niembſch wieder nach Wien zurückkam, ich aber juſt in Steiermark war und Thereſe mit den Kindern auf dem Lande, und er daher ganz allein in unſerer Wohnung ſich befand, ſandte ihm meine, nur um ein Stockwerk höher wohnende Mutter ſolch Südlein gefälligſt zum Frühſtück zu. Hierüber äußerte Niembſch zu ſeiner Schweſter, ſo bald er ſie nur wieder anſichtig ward: „Ein Glas . . .“ — er drückte ſich manchmal höchſt markig und ungebunden aus — „ein Glas Urin wäre mir lieber.“

Kerner ſagt noch ferner: „Ausgelaſſenes Luſtigſeyn wechſelte bei ihm ſehr oft mit tiefer Melancholie. Oft hörte man ihn in ſpäter Nacht in meinem Gartenhauſe“ . . . Es iſt hier noch nachzumelden, daß Kerner ſeinem Wohnhauſe gegenüber jenſeits der Straße auch noch einen Obſt- und Grasgarten beſitzt, in welchem oft des Doktors greiſes Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den ruſſiſchen Feldzug mitgemacht — im traulichen Verein mit der Ziege graste, und worin auch ein kleines, weinumranktes Häuschen, laut der Jahreszahl über der Thüre, noch aus dem dreißigjährigen Krieg her ſteht. In dieſem Häuschen wohnte Niembſch im Jahre 1832 durch längere Zeit und ſchiffte ſich von da nach Amerika ein. Alſo: „Oft hörte man“ — ſagt Kerner — „in dieſem Gartenhauſe in ſpäter Nacht noch Niembſch, der darin ſeine Herberge zum Schlafen, gleichwie im alten Thurm zum Arbeiten hatte, auf der Violine ungariſche Tänze ſpielen, wozu er in ſchönen Wendungen tanzte, dann aber auch bald wieder dieſem Inſtrumente die herzzerreißendſten, klagevollſten Töne entlocken. Sein Verſtand war aber dabei ſtets ſo hell und klar, ſo mathematiſch, möchte ich ſagen, daß ich, trotz ſeiner ſtarken Phantaſie, nie geglaubt hätte, dieſer Menſch könnte wahnſinnig werden.“

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Charfreitag (28. März) 1834.

Lieber Bruder!

Vor Allem hab' ich zu melden, daß Du Emilien die größte Freude mit Deinem Briefe und poetiſchen Einſchluß gemacht haſt. Sie dankt Dir herzlich.

Mir geht es recht gut. Ziemlich fleißig war ich bisher. Wenn es ſo fortgeht, ſo macht mein Fauſt bis Herbſt ein Bändchen. Bis jetzt ſind folgende Scenen fertig: Das Einleitungsgedicht: „Der Schmetterling;" Fauſt und ſein Famulus Wagner im anatomiſchen Theater an einer Leiche, ſpäter Mephiſtopheles. Die Verſchreibungsſcene im Walde; die Tanzſcene im Wirthshauſe nebſt niederländiſchem Anhange; eine politiſche Scene (Epiſode): Mephiſtopheles inſtruirt in einem Hofgarten einen Miniſter; eine lange Scene in einer öſterreichiſchen Schmiede. — Dieſe Arbeit hat hier große Senſation erregt. Schwab beſonders iſt ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzliche Freude daran. Cotta iſt in Paris.

Schwab iſt erfreut, von Dir Beiträge zum Muſenalmanach zu erhalten. Nächſtens werden dieſe abgeſendet nebſt den meinigen. Ich gebe den „Schmetterling" und die „Warnung im Traume," weil dieſe einmal in Wien nicht gedruckt werden darf. Es wäre doch ſchön, wenn auch mein verehrter Freund Schleifer was im Muſenalmanach hätte. — Wer wird denn in Zukunft die „Veſta" redigiren, da Zedlitz ihre Redaction aufgegeben? Erkundige Dich bei Gelegenheit. — Die Cotta'ſche Buchhandlung hat mit mir noch nicht contrahirt. So viel aber iſt gewiß, daß ſie zur Herbſtmeſſe eine zweite Auflage meiner Gedichte veranſtalten will, und gewiß unter anſtändigen Bedingungen, denn ich gelte große Stücke bei ihr. Das bleibt aber vor der Hand unter uns.

Ich hoffe demnach zum Herbſt mit zwei Bändchen Poeſien in Wien einzumarſchiren. Früher komm' ich nun einmal ſchwerlich weg, weil ich die Correktur jedenfalls ſelbſt machen will. — Das Frühjahr werd' ich wahrſcheinlich in einem Badeorte zubringen, um meine Geſundheit ganz herzuſtellen. Der Mangel an Eßluſt iſt bei mir auffallend, mein vegetatives Leben iſt gedrückt. Dabei wird viel Kraft verzehrt auf heftige Empfindungen und finſtere Dichtung. Ich muß meinem corpusculum

ein wenig aufhelfen. Eine große Freude machen mir die Variationen von Schleſinger aufs Clavier. Ich ſpiele ſchon ſechs davon. Mit Anſtrengung kann man viel zwingen. Wenn ich ſie nur wieder von Deinem Bruder Joſeph hören könnte. Grüße mir den lieben Freund.

Wenn der Druck meiner Gedichte früher beginnen könnte, was allerdings möglich iſt, ſo würden wir uns noch dieſen Sommer wieder ſehen. In ſechs bis acht Wochen iſt viel möglich, beſonders wenn der Verfaſſer den Druckern auf dem Hals ſitzt und beſtändig urgirt. Ich ſehne mich ſehr nach Dir, mein lieber felſenbiederer Bruder, und nach Dir, meine geliebte Schweſter. Seyd überzeugt, daß ich komme, ſo bald möglich.

Unſer Mayer iſt gegenwärtig ſehr unangenehm beſchäftigt mit der Unterſuchung eines Doppelmordes, der ſich in ſeinem Amtsbezirke zugetragen. Der liebe Mayer! Wie er ſo lauter und innig uns ergeben iſt! Im Hartmannſchen Haus iſt jetzt eine große Freude einquartiert. Mariette iſt mit ihrem Kinde, einem ſtattlichen freundlichen Buben, auf zwei Monate bei uns. Der ehrwürdige alte Hartmann lebt ganz auf in ſeinem Enkel. Reinbeck iſt wieder völlig geſund und bei köſtlicher Laune. Emilie hat ein ſehr ſchönes Bild gemalt. Einen Kirchhof zwiſchen hohen Bergen an einem einſamen See im Mondlicht. Nach meiner Beſchreibung des Hallſtädter Kirchhofs hat ſie die Idee concipirt und meiſterhaft ausgeführt. Beſonders ſind ihr die Schneeberge des Hintergrundes gelungen.

Ich kann es noch nicht laſſen, Dir etwas von meinem Fauſt zu ſchicken. Hier haſt Du die Scene im anatomiſchen Theater, welche die erſte von allen ſeyn wird, weil ſie die Idee des ganzen Gedichtes expouirt. Lies ſie meiner Schweſter vor, meinetwegen auch Klemm, wenn er ſie hören mag; dieſer iſt gewiß einer der wärmſten und einſichtsvollſten Freunde meiner Muſe, wie er einer der allernächſten meines Herzens iſt. Dazu mußt Du ihn aber zu Dir laden. Trinket dann meine Geſundheit und vernehmt meinen Teufel! Weiter aber bitt' ich dieſe Scene nicht mitzutheilen. Meinen übrigen Freunden will ich ſie ſelbſt vorleſen. Oder beſuche Klemm in ſeinem Quartier, weil er ſo weit zu Dir hinaus hat, und lies ihm's dort.

Drei Tage ſpäter:

Dein Brief und der meiner lieben Theres haben mich ſehr erfreut. Wenn ich an Dich und Deine grundehrliche Liebe denke, ſo fühl' ich's ordentlich, wie meine Seele auf Dir, einem ſicheren Boden ruht. Gott ſegne Dich dafür!

Liebe Schweſter, wenn ich an Dich denke, ſo weht mich mein verlorener Frühling an, und es thut mir unbeſchreiblich wohl, daß Dein Gemüth ein ſo reiner Himmel iſt, in welchem ich meinen Sitz habe. Du biſt ſo zu ſagen, meine Heimath.

Geſtern ſchrieb ich und vorgeſtern eine neue Scene Fauſt. Ich will Euch lieber dieſe, als die anatomiſche ſchicken, weil ſie viel milder iſt. Fauſt hat der Schuld ſchon ſo viel gehäuft auf ſein unſtätes Haupt. Dieſe letzte Scene zeigt ihn — nach einem Abenteuer in einer öſterreichiſchen Schmiede, das ihn ſehr angegriffen hat, und nach einem heftigen Ritt durch einen Wald — nunmehr auf dem weiteren Ritt durch denſelben Wald in ruhigerer Stimmung: „Der nächtliche Zug."

Mir iſt eingefallen, ob ich die Redaktion der Veſtalin, im Falle ſie noch nicht vergeben wäre, nicht vielleicht bekäme. Durch Zedlitz ginge das nicht, denn er iſt mit dem Eigenthümer dieſes Taſchenbuches zerfallen. Klemm könnte ſich vielleicht erkundigen, und im guten Falle Schritte thun. Bitt' ihn darum in meinem Namen, aber haltet die Sache ſo ſtill als möglich, um ſich nicht durch Fehlſchritte zu compromittiren. Grüße mir Deine lieben Kinder und meine Freunde. Lebt wohl, liebe Geſchwiſter! Euer Niembſch.

Schreibe bald.

Guſtav Schwab an Anaſtaſius Grün.

Stuttgart, am 14. April 1834.

Daß wir Ihre „fünf Oſtern," denen ich mit Begierde entgegenſehe, nicht haben ſollen, thut mir ſehr weh, und auch Chamiſſo wird es kaum verſchmerzen; er hält Alles auf Sie und auf Lenau, und erwartet von Ihnen die Würzen des Almanachs. Der letzte liebe Freund weilt immer noch in unſerer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Fauſtſcenen geſchrieben, die köſtlich und wahrhaft bewunderungswürdig ſind,

und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden. Eine Scene davon enthält der Almanach als Probe.

Niembsch an Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen.

Stuttgart, den 15. April 1834.

Theurer Freund!

Ich bin der Frau Gräfin unendlich dankbar für ihre übergroße Freundlichkeit, daß sie bei Veranstaltung des Concerts Rücksicht auf mich genommen. Ich küsse ihr die Hände für diese Güte.

Mein Halsübel ist wieder gehoben, und wenn Du mir übermorgen Mittags den Wagen zu schicken bequem finden solltest, so bitte ich Dich darum; ich freue mich auf Deinen „Atargull." Daß Du keine schlafende Schöne so leicht schildern kannst, begreife ich. Du bist zu ungeduldig, ein schlafendes Wesen ruhig zu betrachten. Diese Art poetischer Conversation dünkt Dir zu langweilig. Aber nur dran; es muß doch gelingen! Der epische Dichter muß sich an alles wagen. Hier gilt es freilich die Saiten leise anzuschlagen, und die Schläferin nicht zu wecken, und das leise Wesen ist überhaupt nicht Deine Sache. Probir' es nur. Leb' wohl, geliebter Cäsarovicz! Dein alter treuer Dibitsch.

Schleifer an Schurz.

Ort, am 22. April 1834.

Mein lieber guter Schurz!

Von ganzer Seele und mit jauchzendem: Heil ihm! begleite ich Niembschens immer kühneren Aufflug. Möge es mir gegönnt seyn, noch lange von ihm zu hören, und mich im Abglanz seines leuchtenden Sternes zu freuen!

Das Unwohlseyn, an dem Niembsch kränkelt, ist nicht unbedeutend, wie mir scheint. Sowohl der Stoff,[1] die Wüste voll Finsterniß, Trostlosigkeit und Geistergrauen, zu dem er sich gezogen fühlt, als die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich hingibt, hinreißt, und den Stimmen des

[1] Faust.

Unnahbaren horcht, muß auch die kraftvollſten Organe benagen und zerſtören. Ich hoffe, er wird Aerzte finden, mit denen er ſich beſpricht. Wäre er älter, mir gleich an Jahren, ſo würde ich ſagen: Laßt ihn! Eines ſchöneren Todes kann er nicht ſterben. Aber ſelbſt dann möchte ich dieſe Sprache einer herben Stoa gegen den Schwager und die Schweſter des Dichters nicht vernehmen laſſen. Du willſt mein „Grab auf der Haide?“ Da haſt Du's.[1] In meiner Bruſt ſtand es viel ſchöner. Ich ſchicke es gleichzeitig mit dieſem Briefe an Niembſch. Er wird mit dem Ausgange, mit den letzten drei Strophen, nicht zufrieden ſeyn. Ich kann nicht anders. Nehmt mir die zwei Genien, den am Kreuz und den am Anker, ſo weiß ich und begreif' ich nicht, wie ein ehrlicher Mann noch drei Stunden auf dieſer Hundewelt aushalten kann.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. April 1834.

Lieber Bruder!

Ich hoffe, Ihr werdet Eurer Beſorgniß um das kranke Reschen bereits frei ſeyn, wenn Ihr dieſen Brief bekommt. Es wäre für mich gar zu traurig, wenn ich Euch nicht vollzählig anträfe bei meiner Zurückkunft nach Wien. Doch in Euren Kindern ſteckt gutes Blut, und die Mutter iſt ſehr beſorgt und ausſichtig. Das kleine Mariechen[2] wird wohl auch ſchon gut ſeyn. Kerner hat einen Mißverſtand mit ſeinem Scherze bei Dir erregt. Es iſt nicht von einer Toni die Rede, ſondern von einem Toni, nämlich: Deinem Sohne, den ich zum Oberförſter gemacht, und mit der kleinen Emma, Kerners Tochter, einem allerliebſten Kinde, vermählt habe. Cotta iſt wieder da von Paris und ich habe ihm Vorſchläge über meine zweite Auflage gethan. Dieſe wird um zehn Bogen ſtärker als die erſte. Ich habe das Honorar auf tauſend Gulden geſtellt. In einigen Tagen wird er ſich darüber entſcheiden. Ich zweifle nicht, daß ich mich mit ihm vereinigen werde, denn es iſt ihm ungemein viel daran gelegen, mich im Verlage zu behalten. Bis zum Herbſt hoff' ich dann

[1] S. Schleifers Gedichtſammlung S. 220.

[2] Marie Pauline.

auch ein zweites Bändchen mit meinem Fauſt geben zu können. Es ſollen hübſche Vignetten dazu geſtochen werden.

Mit meiner Geſundheit geht es ſo ſo. Ich muß friſche Bergluft aufſuchen und baden. Es ſitzen noch einige böſe Seegeiſter in meinem Leibe. Das verfluchte Salzfreſſen! Der Teufel hole das Pökelfleiſch!

Da meine Honorare erſt im September fällig ſind, ſo bitte ich Dich, mir 250 Gulden zu anticipiren. Ich werde ſie Dir im September mit Dank zurückſchicken oder wahrſcheinlicher bringen. Ich will doch für unvorhergeſehene Fälle gedeckt ſeyn. Sollt' es Dich aber geniren, ſo werd' ich den Herz um einen Creditbrief auf dieſe Summe erſuchen. Kannſt aber Du das Geld ſo lang entbehren, ſo bitte ich Dich, es dem Herz zu übergeben, der es für mich an die hieſige Hofbank zu ſenden die Güte haben wird.

Was von Deinen Gedichten in den Muſenalmanach kommt, weiß ich noch nicht. Dieß hängt von der Wahl Chamiſſo's ab. Sobald dieſer darüber entſchieden haben wird, ſchreib' ich Dir's. Du haſt auf keinen Fall von der Cenſur zu beſorgen. Es iſt ja Alles ganz unverfänglich. Doch ich will Deinem Wunſche nachkommen. Schleifer ſoll bald dazu thun, mir etwas zu ſchicken. Schade, daß Du Deine „Gemſenjäger", die ſich in Trilogie vortrefflich ausnehmen,[1] ſchon anderwärts vergeben haſt. Ich habe neuerlich angefangen zu recenſiren, und bereits Einiges an die allgemeine Literaturzeitung von Halle abgeſchickt. Es iſt dieß keine üble Studie; man erhellt und befeſtigt dabei ſeine Kunſtanſichten. Fahre doch fort, Deine Gedichte zu ordnen, damit ich dafür ſorgen kann.

Wenn ich die Redaction der Veſta bekäme, wäre mir's ſehr angenehm. Ich erhielte gewiß Beiträge von den beſten Dichtern Deutſchlands und könnte den Almanach vielleicht heben.

Der Druck meiner Gedichte wird hoffentlich binnen acht Tagen beginnen. Verſendet werden ſie aber erſt im September.

Mayer ſteckt tief in der Unterſuchung eines Mordes. Weh ihm, wenn er den Thäter herausbringt! Er müßte in persona der Hinrichtung beiwohnen. Schreckliches Loos für dieſe ſanfte Natur!

[1] S. Gedichte von A. X. Schurz, S. 128—138.

Meine „österreichiſche Schmiede“ kommt im Muſenalmanach. Ich habe darin die öſterreichiſche Küche verherrlicht. Meine liebe Thereſe und die Nani Schleifer werden eine Freude daran haben.

Deinem Pepi und Toni danke ich für ihre poſſierlichen Briefchen. Der „Herronkel“ hat hier viel Spaß gemacht. Man wußte hier gar nicht, daß ein Onkel bei uns in Oeſterreich (dem eigentlichen Land der Pietät) ein ſo geachtetes Weſen iſt. Ich zeige den ſchwäbiſchen Kindern dieſe devoten Zeilen an einen Onkel als Muſter der Nachahmung.

Danke dem guten Herz in meinem Namen für ſeine freundſchaftliche Verwendung bei Rockert, ſo wie meinem lieben Klemm.

Grüße Prean, Kaltenbäck, Huber, Braunthal, Skulsky u. ſ. w., alle Freunde.

Tauſend Küſſe Deinen Kindern. Lebe wohl, theurer Bruder, Herzensſchweſter! Grüße auch Mina und Marie ſchönſtens, Deine liebe Mutter und den wackeren Bruder Joſephus. So eben erhalte ich eine Einladung, heute den Abendthee bei Baron Cotta zu ſchlürfen. Da hör' ich ſchon was Neues. Euer Bruder Niklas.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, den 7. Mai 1834.

Geliebter Bruder!

Ich danke Dir herzlich für Deine bereitwillige Güte. Die 250 Gulden Conv.-Münze habe ich erhalten, und hoffe ſie Dir bis Auguſt zurückſtellen zu können. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat meinen ihr projektirten Vertrag unterſchrieben. Die zweite Auflage meiner Gedichte, mit deren Druck bereits begonnen iſt, wird 1200 Exemplare ſtark. Mein Manuſcript wird ungefähr 30 Bogen ausmachen; Druck und Papier wie bei der erſten Auflage; Honorar 1000 Gulden; Freiexemplare 36; neuer Vertrag im Falle einer dritten Auflage. Cotta hat ſich ſehr artig gegen mich benommen; ich habe gern mit ihm zu thun. An jenem Abend, den ich mit ihm zubrachte (Theegeſellſchaft), fand ich eine glänzende Verſammlung hieſigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Fauſt vorleſen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Geſellſchaft,

Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer; ſie waren wirklich, ſo zu ſagen, perplex. Seitdem ſpukt mein Fauſt und Mephiſtopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte ſchwarze Teufelsader, die ſich durch dieſe Arbeit zieht. Ich bin aber ſehr mißtrauiſch gegen dieſen Effect. Wer weiß, ob er recht künſtleriſch iſt; vielleicht iſt er bloß pſychologiſch. Einige neue Lyrica, als: Atlantica, Niagara, ein paar Erotica, ſind die einzige Ausbeute meiner letzten Zeit. Am Fauſt will ich fortmachen, wenn ich wieder ganz friſch bin. Ich hoffe das Beſte von einem Aufenthalte in dem Schwarzwälderbad Rippoldsau. Ich werde dort den Brunnen trinken. Mein Uebelbefinden gründet ſich bloß in einer Trägheit des Unterleibs, wogegen jenes Bad trefflich wirken ſoll. Die entfernte Urſache mag allerdings in Gemüthsbewegungen liegen, welche ich darum ſo viel möglich mäßigen will. Bedenklich iſt aber mein Zuſtand gewiß nicht. Wenn ich reſtaurirt bin, und meine Gedichte gedruckt ſind, komm' ich heim. Vier bis ſechs Wochen ſeyen meinem geliebten Schleifer gewidmet, deſſen Gedicht hab' ich bereits nach Berlin expedirt. Schwab fand viel Gefallen daran. Auch mir gefiel es ſehr; der Dichter hat dem Traunſee etwas von ſeinem geheimnißvollen Wogenſchlage abgelernt; es iſt ein gar ſüßer ahnungsvoller Tonfall in dieſem Liede. Schleifer iſt ein tüchtiger Poet.

Dem Herz einen Gruß und Dank für ſeine Freundlichkeit. Einen neuen Almanach auf eigene Rechnung herauszugeben, ließe ſich wohl in Oeſterreich ſchwerlich machen. Leichter ging es bei der bereits beliebten Veſta.

In einer Recenſion für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Beſtimmung verſucht: was eigentlich Naturpoeſie ſeyn müſſe. Wenn die Recenſion abgedruckt iſt, will ich ſie Dir ſenden.

Graf Alexander iſt der Alte. Er hat ein paar ordentliche Sachen gemacht, Gedichte nämlich. — Von Schwab und Pfizer ſchöne Grüße.

Ich freue mich in den Schwarzwald. Da will ich manchen Becher Geſundbrunnen nicht nur auf meine, ſondern auch auf die Geſundheit meines treuen Engels Anton und meiner Thereſe trinken. Liebes Schweſterl; ſey unbeſorgt; mit mir ſtehet es noch nicht ſo ſchlecht. Ich ſoll noch manchen unbändigen Band Poeſie in die Welt ſchicken, bevor ich aus

der Welt gehe. Deine lieben Kinder alle gesund zu wissen, ist mir sehr beruhigend. Meinem lieben Pepi aber danke ich für sein Briefchen. Seine Artigkeit gegen seinen „Herronkel" macht hier einige Sensation bei den Müttern, die sich bereits vornehmen, ihre Kinder zu ähnlicher Artigkeit gegen die, hier zu Lande allzu vernachlässigten Onkels zu dressiren. Oesterreich wird noch ein wahres Musterland für Deutschland. Sogar einige pädagogische Lichtstrahlen gehen schon von dort aus.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im hiesigen Schloßgarten sind viele Nachtigallen; ich belausche sie täglich. O, der Frühling! — Zieht Ihr nicht aufs Land? — Apropos! Sey so gut, lieber Bruder, meinen Freund Kaltenbäck zu erinnern, er möchte doch den bewußten Correspondenten für das hiesige Kunstblatt drängen, bald etwas einzusenden. Grüße auch meinen wackeren Huber, dann alle die Freunde von Neuner und mir.

Wie geht es dem guten Klemm?

Noch einmal meinen innigen Dank für Deine gütige, prompte und herzliche Hülfe. Euch und Eure Kinder und Schwester Marie und Mina umarmend, Euer getreuer Bruder und Onkel.

Die herzlichsten Grüße von Reinbecks und Mayer, der jetzt mit seinem Criminalfall fertig ist, und, Gott sey Dank, nichts herausgebracht hat.

Niagara.

Vale!

Ich bin um Mittheilung obiger von Lenau gelieferten Beurtheilung angegangen worden. Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gedichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Die Naturpoesie ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Haller „Literaturzeitung" gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter: „Schöne Literatur"

eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleiſcher aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Obwohl dieſer Aufſatz gar nicht unterzeichnet iſt, ſo ſah ich doch gleich, daß er von keinem Andern ſeyn konnte, welchem die abgedruckte Beurtheilung und die von deſſen eigener Hand geſchriebene in meinem Beſitze — ſtellenweiſe vollkommen gleichlautend — offenbar eines und deſſelben Vaters Zwillingskinder ſind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als verſucht angegebene Beſtimmung darin klar ausgeſprochen iſt. Ich füge dieſe daraus hier bei.

„Der Verfaſſer dieſer Gedichte gehört wenigſtens ſeinem poetiſchen Charakter nach offenbar einer ältern Aera unſerer Literatur. Das beweiſen diejenigen ſeiner Lieder am augenfälligſten, in welchen er ſich als Naturdichter zeigt; dieß beweist auch die auffallende Erſcheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteriſtiſche unſerer Zeit, völlig fremd geblieben iſt. Die Naturpoeſie unſerer Dichter des vorigen Jahrhunderts beſteht wohl größtentheils darin, daß ſie entweder eine Reihe von Naturerſcheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht ſind, oder ſie ziehen eine Parallele zwiſchen irgend einer Erſcheinung aus der Natur. Aber weder jene ſterile Enumeration, noch dieſer bloß verſtändige Parallelismus dürfte, ſtreng genommen, künſtleriſche Darſtellung zu nennen ſeyn. Die wahre Naturpoeſie muß unſers Bedünkens die Natur und das Menſchenleben in einen innigen Conflikt bringen und aus dieſem Conflikt ein drittes Organiſchlebendiges reſultiren laſſen, welches ein Symbol darſtelle jener höheren geiſtigen Einheit, worunter Natur und Menſchenleben begriffen ſind. Dieſe Geſtaltung der Naturpoeſie ſcheint unſerer Zeit vorbehalten, und auf eine merkwürdige Weiſe mit der charakteriſtiſchen Ironie der neueſten Poeſie überhaupt zuſammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironiſche Auffaſſung des Menſchenlebens und ihre ſchmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derſelben die ideale Befriedigung zu ſuchen, welche in der einſeitigen Diſſonanz der Ironie nimmer zu finden iſt.

Als belegendes Beiſpiel jener ſterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: Frühlingslied S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerſcheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt, und

nach jedem Doppelpaar wird gesagt, daß alles recht schön sey. Durch eine solche Aufzählung wird die Natur für den Leser getödtet, und das vermeintliche Poem ist nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlassenschaft der Verblichenen. Das Gedicht: Die Thränen, S. 53 ist ein Beispiel jener Naturpoesie, die sich in bloßen Verstandesparallelen bewegte. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menschenherz findet die seinige in den wohlthätigen Thränen."

Niembsch an Mayer.

Stuttgart. Donnerstag den 15. Mai 1834.

Amicissime!

Ich würde schon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schwester, der köstlichen Frau Köstlin, Regierungsräthin, geladen wäre; wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wärest, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachtetest, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führest. Schnlern, dem trefflichen Mann des Bades, sey so gut zu sagen, ich komme übermorgen nach Neustädtle, bleibe jedoch nur acht Tage dort, er solle also in seinen Bestellungen sich nicht geniren lassen.

Mir ist jetzt viel wohler, als in den Tagen der Bruthitze; wenn sie nur nicht wiederkommen. Schwab reist Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunsch, ihn noch zu sehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, so eben fällt mir ein, daß Schwab morgen schon abreist. Komm aber doch herein, wenn es seyn kann.

Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde gestern schon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er schon da. Ich will nächstens mit ihm sprechen über Deine Sache.

Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau, und was sie geboren hat.

Dein Niembsch.

Eben auch auf der Silberburg feierte, faſt 20 Jahre ſpäter (den 5. September 1853), der „köſtlichen Frau Köſtlin“ Sohn, Auguſt, ſeine Hochzeit mit Lenau's Nichte, Maria Thereſia Schurz, wobei es, nach des Dichters früherem Wunſche, gleichfalls nicht an Wein, zumal nicht an Champagner gebrach. Niembſch war im Neuſtädtler Bade mit Liebe an ſeinem „Fauſt“ geſchäftig; namentlich hat er die Partie „Maria“ und „der Maler“ daſelbſt ausgearbeitet. Bald wurde er aber von ſeinem Freunde, Graf Alexander von Württemberg, unterbrochen, der mit Familie und Gefolge nach Neuſtädtle kam, und ſich ſogar von Eßlingen herüber auf der Achſe einen anſehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neuſtädtler Muße zu Waſſerfahrten auf der Rems benützen zu können.

Niembſch an Mayer in Waiblingen.

Samſtag. (Neuſtädtle, den 24. Mai 1834.)

Liebſter!

Meine gräflichen Freunde haben ſich entſchloſſen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, wenn es ſchon beſtellt iſt, abzuſagen.

Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Viſite machen willſt, ſo komm heute nach Tiſch circa 2½ Uhr. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, den 27. Mai 1834.

Geſtern Morgen iſt Niembſch gleichzeitig mit Alexander von Neuſtadt abgereist. Es ward ihm leid, daß er durch die geräuſchvolle Gegenwart dieſer gräflichen Gäſte im Dichten und im ruhigeren Umgange mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neuſtadt, weil er vorausſah, daß er daſelbſt doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir hieher, um mich einen Augenblick zu ſprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Geſprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembſch oft ſo anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeſchnitten.

Samſtag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren ſehr freundlichen Einladungen ſchon zum Abendeſſen, beſonders aber zur Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag ſtatthatte, und wozu die Eßlinger Trompetermuſik herbeſchieden war, zu entgehen. Ich entſchuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline aufs Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen der beiden Mädchen ein ſchönes, freies Waldleben führend, bis wir endlich, auf dem langen Waldrücken hinzieheud, erſt hinter Rommelshauſen wieder in das Thal hinabſtiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander an jenem Abend auf den ſteilen Weinbergen, gegenüber von Neuſtädtle, und zum Theile, dem Feuerwerk jenſeits des Fluſſes entſprecheud, auch in der Nähe des Badhauſes abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieſer durch Trompetermuſik verherrlichten Luſtbarkeit verſammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembſch einſteigen wollte, mich noch einmal zu beſuchen. Er, Jettle, Maler F., der bei mir zu Nacht ſpeiste, fuhren dann in der ſchönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembſch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude ſeines Hierſeyns ein Ende.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Lieber Freund!

Mit dem Drucke Deiner Gedichte wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg, auf deren unverzüglichen Druck der Verfaſſer dringt, hat die Preſſe in Beſchlag genommen, welche ſonſt Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbſtmeſſe werden die Letzteren doch noch immer erſcheinen können, wenn auch erſt in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reiſe ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr Alle recht vergnügt ſeyd mit Eurer Braut, was mich recht ſehr erfreut.[1]

[1] Marie Kerner war Braut des Dr. Riethammer in Heilbronn.

Auch Alexanders ſind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte ſind in vier Wochen wahrſcheinlich fertig. Reinbeck iſt ſo gütig, in meiner Abweſenheit die Correktur zu beſorgen.

Lebe wohl, grüße die Deinigen. Dein Niembſch.

Mayer an ſeine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, 4. Juni 1834.

Am Samſtag kam Vormittags auf eine Viertelſtunde der treue Niembſch angefahren, um auf einige Tage Abſchied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinne, heute wieder in Stuttgart einzutreffen.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 28. Juni 1834.

Liebſter Bruder!

Meine Geſchäfte ſind hier nun beendet. Der Druck meiner Gedichte iſt fertig. Die zweite Auflage wird eleganter gemacht als die erſte. Von meinem Fauſt iſt nichts dabei. Ich will zuwarten, bis ſich das Gedicht, wo nicht ganz ſchließt, doch wenigſtens in einer gegliederten Scenenfolge abrundet, und dann unter dem beſcheidenen Titel: „Fauſtiſche Bilder" es erſcheinen laſſen. Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet; die leidige Politik iſt wenigſtens bis zum nächſten Landtag abgeſchüttelt. Er war auch ganz Freund, und ich hatte ihn nie ſo liebenswürdig getroffen. Es iſt ein ſchöner Zug in ſeinem Charakter, dieſe wahrhaftige Freude an den poetiſchen Beſtrebungen eines Andern. Das Urtheil eines ſolchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recenſionen auf. Ich las ihm einige Fauſtiana vor; und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisproceſſion las ich ihm, ohne es zu wiſſen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von ſeinen Gedichten wird jetzt ſchon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistage machten wir, nämlich Uhland ſammt Frau, Mayer und

ich einen Ausflug nach Niedernau, einem hübschen Badeorte. Auf dem Wege wurde sehr viel über Poesie verhandelt, bis in die kleinsten praktischen Details.[1] Uhland spricht sehr gründlich und ist gewandt im Denken, und scharf im Auffassen fremder Ansichten. Schwab äußerte einmal gegen mich sein Verwundern, daß Uhland mit so viel Poesie so viel Schärfe des Urtheils vereinige; mich wundert das gar nicht. Ohne scharfes Urtheil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig, und überall klappt. Mayer sprach weniger, der Bescheidene schien mehr seine Freude darin zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß.

Meine Gedichte werden erst zur Herbstmesse versendet werden. Meine Freiexemplare bekomme ich übrigens nächstens. Man hat mir mein Honorar entrichtet, und ich werde Dir meine Schuld bald mit herzlichem Danke abtragen. Mayer hat mir einen recht lieben Brief von Dir mitgetheilt. Die kleinen Gedichte sind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu schnell wieder entrissen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner table ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und

[1] So gab Niembsch die Klugheitsregel: Wenn man sich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt sehe, so sey es räthlich, das auffallende Reimwort vorausgehen, und das gewöhnliche folgen zu lassen, damit es nicht scheine, man habe zu dem Letzteren das Andere erst mühsam herbeiziehen müssen. (S. Mayer S. 161.).

aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppeditiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Mündlich mehr darüber. Meine Rückreise nach Wien hängt von meinem Magen ab. Es geht besser damit, und wenn es so fortgeht, werd' ich binnen vier Wochen von hier abreisen; wo nicht, muß ich nach Rippoldsau ins Bad. Es wäre schön, Herzensbruder, wenn wir uns bei Schleifer träfen! Gibt's keine Staubferien?

Rockert hat mir geschrieben, und im Allgemeinen bloß seine Nichtungeneigtheit, mir den Almanach zu übergeben, auf eine nicht unlangweilige Art geäußert. Ich kann dieses Herumfabeln nicht leiden. Es scheint übrigens ein guter Mann zu seyn; er wolle, heißt es in seinem Briefe, im Herbst die Sache mit mir mündlich besprechen. Gut!

Gestern las ich in der eleganten Zeitung einen sonderbaren Aufsatz über unsere neuesten Dichter. Man streicht mich sehr heraus. Schau doch das Blatt zu kriegen (Juniheft der Zeitung für die elegante Welt). Der Recensent thut mir die Ehre an, mich einen kriegerischen M.....! Lies selber!

Liebste Tertschi, wie geht's? Bald sehen wir uns wieder! Und Ihr, lieben Kinder, und meine verliebte Schwester Maria, ich grüß' Euch Alle herzlich!

Leb' wohl, Bruder! Dein Niembsch.

Deine Frau Mutter und Bruder Joseph, so wie den ganzen Reuner grüß' ich schönstens. Vogels Gedicht[2] liegt noch bei Schwab fürs Morgenblatt.

[1] Matthisson.

[2] „Die Kirche von Falster."

Niembſch an Friederike Mayer.

Stuttgart, 3. Auguſt 1834.

Liebe Freundin!

Beiliegendes Kettchen ſende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir iſt leid, daß ich's ihr nicht ſelbſt umhängen kann; thun Sie es und ſagen Sie dabei, daß es von ihrem Godi kommt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Württemberg.

Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Mayer ſeh' ich vielleicht in München, worauf ich mich ſehr freue.

Adieu. Ihr Freund Niembſch.

In Eile. In einer Stunde fahre ich ab.

Niembſch an Kerner.

Eßlingen, den 4. Auguſt 1834.

Lieber Kerner!

Ich überſende Dir die Aushängebogen Deiner Gedichte, ſoweit ich ſolche corrigirt habe. Meine Heimreiſe machte mirs unmöglich, das Ganze zu beſorgen. Beim proſaiſchen Theil wäre ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt geweſen, da Du ja ſelbſt ſagſt im Vorwort zu den Reiſeſchatten, ſie ſollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirſt, ſind, glaub' ich, von der Art, daß Du ſie, aufmerkſam gemacht, ebenſo vorgenommen haben würdeſt, und ſo hab' ich denn im Vertrauen auf Deine ſtillſchweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, ſo würde ich das ſehr bedauern und bitte Dich für ſolche Fälle um Vergebung. Die preſſanten Drucker geſtatteten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverſtanden ſeyeſt. Eine der auffallendereu Umgeſtaltungen dürfte Dir erſcheinen pag. 71: „Sängers Troſt"; ſie iſt aber ſchlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn concordirt nicht in genere mit dem Graben, wovon Strophe eins die Rede iſt. Das Grab iſt generis neutrius, darum müßte das Pronomen der zweiten Strophe nicht heißen auf ihn, welches ja das Masculinum iſt, ſondern auf es. Das geht aber nicht, folglich hab' ich verſuchen müſſen, es mit einem andern Reim zu geben. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen eben ſo rechtfertigen wollte; ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichſte Sorgfalt, womit ich das Geſchäft beſorgt. Bei einem mündlichen Geſpräche will ich Dir einmal, wenn Du es wünſcheſt, genauere Rechenſchaft geben. Trotz meiner Aufmerkſamkeit ſind einige Druckfehler, aber unbedeutende, ſtehen geblieben, weil der Setzer manchmal verſäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtſammlung begegnet iſt, woraus Du erſehen kannſt, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt corrigirte.

Meine Gedichte ſind fertig; man will ſie aber erſt zum Herbſt erſcheinen laſſen. Bis dahin müſſen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indeſſen dafür geſorgt, daß Dir ein ſolches in meiner Abweſenheit ſeiner Zeit zugeſtellt werde.

Mittwoch reiſe ich von hier nach Hauſe. Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu beſuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichſt für alles Liebe und Gute, das ich bei Euch genoſſen, Deiner Tochter Marie wünſch' ich eine glückliche Ehe und hoffe ſie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen. Dein Freund Niembſch.

Niembſch verließ Stuttgart am 6. Auguſt in Geſellſchaft Reinbecks und Emiliens, die ihm bis in das oberöſterreichiſche Salzkammergut das Geleite geben wollten. Dieſe Reiſe wurde von Reinbeck ſelbſt in ſeinen

„Reiſeplaudereien“, I. Band S. 215 u. ſ. w., ausführlich erzählt, woraus nachſtehendes entnommen wird.

Am 10. trafen ſie in München, wo ſie im goldenen Kreuz wohnten, zufällig auf der Gaſſe mit Uhland, deſſen Frau und Karl Mayer zuſammen, die ſo eben ſehr befriedigt von den bayeriſchen Seen zurückgekehrt waren. Schon am nächſten Tag Mittags reisten dieſe nach Schwaben, jene aber nach Oeſterreich ab.

Am 13. Auguſt, ſeinem Geburtstag, war Niembſch mit ſeinen Freunden Nachmittags in Plain, einem ſtattlichen Stift mit Wallfahrtskirche nächſt Salzburg, bei Milch und Brod vergnügt. Beim Beſuche der vom Fürſtenbrunnen durchbrausten Felſenſchlucht am 15. Nachmittags lagerte ſich Niembſch auf feuchtes Moos, was für ihn ſpäter von üblen Folgen geweſen zu ſeyn ſcheint.

Am 17. Auguſt Abends gelangten die Freunde nach Gmunden, und denſelben Abend noch fuhren ſie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer ſie mit Herzlichkeit empfing.

Am 19. ward der Laudachſen beſucht. Oben forderte Hani, die bekannte Jägermaid, Niembſch, den Vielgereisten, zu Erzählungen auf. Er fragte ſie, ob ſie wohl wiſſe, daß auf den Felſen dort ein Berggeiſt hauſe? Sie gab dieß als bekannt zu. „Und dennoch glaubſt du,“ fuhr Niembſch fort, „wenn die Felſen verhüllt ſind, das ſeyen Nebel? Da irrſt du dich aber ſehr!“ — Sie wurde ſichtbar geſpannt. — „Wiſſe, daß der See des Berggeiſts Waſchzuber iſt, worin er ſeine Hemden und Hoſen wäſcht, die hängt er dann auf den Felſen zum Trocknen umher, und das haltet ihr blind für Nebel.“ Sie aber ſchüttelte das Haupt und bat ihn um Erzählungen von den Städten und Menſchen, die er weithinaus geſehen habe.

Abends bei der Heimkunft nach Gmunden ins Gaſthaus zum goldenen Schiff gab Niembſch dem Mädchen ein Seidentuch und ihrem Bruder eine Weſte und auch für Vater und Mutter Geſchenke mit.

Am 21. wurde die Reiſe nach Hallſtatt fortgeſetzt, wo der Kirchhof wieder zweimal, in der Dämmerung und im Mondlicht, betreten ward. Gleich bei der Thür fiel ihnen — wie Niendorf S. 162 erwähnt — ein Grab in die Augen, auf dem ganz ſymmetriſch geordnet drei Todtenköpfe

lagen, die im Mondglanze noch blendender und greller erſchienen, was den drei befreundeten Wanderern, im Einklange mit der ganzen nächtlichen Scene und Stimmung, doch einen recht ſeltſamen Eindruck erregte ...

Am 22. Abends ſtiegen ſie im Zickzack viele Felſenſtufen empor, an geräumigen Raſten vorüber, auf deren mittelſten Kaiſer Max der Zweite im Jahre 1546 geruht, zum Häuschen des Bergmeiſters empor, das außerhalb eine erhabene ſchöne Ausſicht zeigt, und innerhalb ein ſauber gearbeitetes Nachbild des Inneren des Salzbergs. Niembſch bekam heftiges Seitenſtechen, ein Uebel, das er aus Amerika heimgebracht, und das vielleicht durch das neuliche längere Lagern auf dem feuchten Mooſe in der Fürſtenbrunnenſchlucht wieder erweckt worden war. Erſt ſpät unter zunehmenden Schmerzen des Dichters gelangte man wieder in die Tiefe.

Am 23. erhob ſich über ein Kreuz auf einem Felſenblocke am Wege zum Waſſerfall ein künſtleriſcher Streit. Niembſch tadelte ſolches an dieſem Orte, als der Kunſt und Naturanſchauung fremd und ſtörend, und als nicht von allgemeiner Bedeutung, ſondern blos conventionell. Die andern Zwei ſträubten ſich aber dagegen, ein Symbol nicht in die Landſchaft aufzunehmen, das ihr eine keineswegs unäſthetiſche Weihe verleihe, wenn auch von einer chriſtlichen Landſchaft nicht die Rede ſeyn könne. Es hatte ſie hier in der Mitte der Zerſtörung das Bild der Verſöhnung beſonders ergriffen.

Am 24. ward auf einem Einſpänner durch eine wilde Schlucht ins felsumſchloſſene Wieſenthal, die Goſau, gefahren.

Am 25. konnte Niembſch abermal wegen Seitenſchmerzen nicht zum unteren Goſauſee mit. Er benützte ſeine Einſamkeit dazu, den Wirth, deſſen 23jährige Tochter in der vorigen Nacht zum zweitenmale Mutter geworden war, zur Einwilligung in ihre Ehe mit ihrem Geliebten zu bereden. Es gelang aber ihm nicht. Der Burſch war dem Vater zu leichtſinnig, um ihm ſeine Tochter und ihr Vermögen zu vertrauen.

Nun tauſchten aber Niembſch und Reinbeck die Rollen; jener verlor ſein Seitenſtechen, und dieſer bekam Zahnſchmerzen, und dann ſogar die Gicht, und mußte daher am 27. zu Iſchl im Poſthauſe das Haus hüten. Auf ſein inſtändiges Bitten las ihm Niembſch ſeinen Fauſt vor. Hierüber

ſchreibt Reinbeck: „Lenau's Vorleſen übt einen eigenen Zauber; es iſt eine ächte, reine Recitation ohne allen declamatoriſchen Pathos, in ſehr ſonoren tiefen Tönen, ſonder große Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pauſe, den Blick auf das, was er vorleſen will, geheftet, ſo daß der Zuhörer ſich zur Aufmerkſamkeit ſammelt; ein Gebrauch, der ſehr zu empfehlen. Wie Tieck, ſtört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer ſich mit Arbeiten beſchäftigen, während er lieſt. Uebrigens kann nichts verſchiedener ſeyn, als Beider Vorleſen, und doch iſt jedes meiſterhaft; in Lenau's mehr Eigenthümlichkeit." — Hier werde beigefügt, was Mayer in ſeinem Buche S. 168 anführt: „Lenau liebte, daß der Hörer ſeiner Gedichte ſich ganz in ſie verſenkte. Als er einmal ſein Gedicht: „Die Thräne" vor Uhland vorlas, nahm er dieſem faſt die Bemerkung etwas übel: er ſey begierig geweſen, was auf das Wort „Oelung" in der vorletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er ſey dann durch die Worte: „feines Auges Höhlung" angenehm überraſcht worden. Uhland, meinte er, ſollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Aufmerkſamkeit auf einen ſolchen Nebenpunkt gehabt haben." —

Am 28. wurde von Iſchl nach Salzburg gefahren, und am 30. zu guterletzt nach Golling, wo aber der unpaſſe Reinbeck abermals nicht wagen durfte, ſeine Gefährten zum dreifachen Sturze des Harzbachs zu begleiten. Bei der Rückkunft fand Niembſch im Gaſthauſe zu Golling einen Reiſenden, in deſſen Wagen er einen guten Platz bekam. Die Deichſeln der Kutſchen wieſen nach entgegengeſetzten Richtungen hin. Es ward kurz geſchieden: die Reinbecks eilten nach Schwaben zurück, Niembſch nach Steiermark.

Niembſch an Emilie.

Neuberg in Steiermark, 6. September 1834.

Meine Reiſe bis hieher ging auf kleinen Poſtkarren ſehr raſch. Die Gegend iſt ſchön. Auf dem Wege von Golling nach Werfen liegen etwas abſeits die Oefen. Mein Reiſegefährte nannte ſie nur zufällig, und auf mein Bedauern, ſie nicht geſehen zu haben, machte er mir die angenehme

Entdeckung, daß ſie ganz in der Nähe ſeyen und erbot ſich ſehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie geſehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felſen hinunter, wie eine tiefe, finſtere, ewige Wunde. Unten in ſchwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt ſich hier ſo eng zuſammen, daß er zu überſchreiten wäre. Dadurch wird er ſehr tief und ungeſtüm, wie wenn ſich ein ganzes Leben zuſammendrängt in eine tiefe heftige Leidenſchaft. Ungeheure Felſen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen ſich ein grollender Geiſt Luft macht, und ſo ſtarr und ſtumm ſie auch daliegen, man ſpürt, wenn man ſie betrachtet, noch etwas von der Erſchütterung, mit welcher ſie einſt geſchleudert wurden. In dieſer Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen dieſe Zerriſſenheit iſt das wildeſte Lied Byrons ein Geſang der Seligen.

Niembſch kam Freitag den 5. September 1834 Abends bei mir in Neuberg an, wo ich beim kaiſerlichen Eiſenwerke ſchon ſeit einigen Wochen in amtlicher Sendung anweſend war. Ich hatte ihn erwartet, da ich von ſeiner Abreiſe aus Schwaben ſchon durch Mayer benachrichtiget worden war. Ich fand ihn heiter und wohlausſehend, wozu die ſchöne Reiſe durch ganz Oberſteyermark, und vielleicht auch das erſte Vergnügen des Wiederſehens einiges beitrug. Er blieb nur bis zum 11. dort; die Sehnſucht nach ſeiner Schweſter und vielleicht auch noch nach ſonſt Jemand ließ ihn nicht länger raſten; Sonntag den 7. ward ein fröhliches Feſt vor einigen hölzernen Hütten im Scheiterboden, in der Nähe „des todten Weibes“ gefeiert. Dieſe herrliche, von der grünen Mürz durchbrauste Felſengaſſe, worin aus einer Höhle mitten in der Wand ein Bach ſtürzt, ergriff auch Niembſch gewaltig.

Die Beamten alle des Eiſenwerkes und der Staatsherrſchaft mit ihren holden Frauen und Töchtern tafelten im Freien, und es ward viel gelacht und getanzt. Hier ſah Niembſch zum erſtenmal den Steyrertanz, den er ſpäterhin ſo meiſterhaft beſang.

Der damalige Kaſſier des Werkes, ein feiner kluger alter Herr, war ein leidenſchaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembſch ein wahrer Fund. Aus des Erſteren Geſpräche entſproß Lenau's „Lied

vom armen Finken.“ — Ueber Tags hatt' ich beim Eiſenwerke zu thun, und ſo blieb Niembſch viel allein, und wurde mitunter wieder recht traurig; dann lag er am liebſten unferne des Gaſthauſes zunächſt am Schloß auf dem Berge unter düſteren Fichten, dem einſamen ſchwermüthigen Rufe eines dort ſich aufhaltenden Gimpels lauſchend. Sein Gedicht „Einſamkeit“ erinnert mich lebhaft an jene Stelle. Nach einer Zurückkunft von dort war es, daß er mir einmal die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geſchlagen, klagte. Ein Brief Mayers an mich, bezüglich kleiner Lieder, worin er Lenau's etwas zu hartes Urtheil ſehr geſchickt anfocht, aber zugleich äußerte, daß er dadurch in der Freude ſeines Dichtens geſtört worden wäre, fiel Lenau ſehr ſchwer aufs Herz; doch ich tröſtete: „Nur Geduld; er wird ſchon wieder ſingen! Ein echter Vogel verlernt das nicht ſo leicht!“

Am 11. September gelangte Niembſch nach Wien, von wo er mir am 22. nach Neuberg ſchrieb:

Liebſter Bruder!

Hier überſende ich Dir einen Brief von unſrem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentroſt. Du hatteſt doch Recht: es wird wieder kommen. Ein wahrer Dichter läßt ſich nie das Maul ſtopfen.

Zu einer Gemſenjagd ſoll ich? Das wäre freilich köſtlich! Ich leide aber ſeit geſtern an einem kleinen katarrhaliſchen Fieber; darum kann ich auf Deine freundliche und lockende Einladung keine beſtimmte Antwort geben. Ich ſchwanke etwas in den Knochen. Bin ich bis Donnerſtag [1] wieder gut, ſo will ich kommen. Der Neuberger ſoll nur ſo gut ſeyn, im Neunerſchen Kaffeehaus (erſter Stock) anzufragen; wäre es aber nichts mit dem, ſo käm' ich auf dem Eilwagen. Aber wie geſagt, früher muß ich wieder aufrecht ſeyn.

Den Muſenalmanach werd' ich Dir ſammt meinen Gedichten nächſtens ſchicken oder ſelbſt bringen. Unſere Thereſe hat ihren ferneren Aufenthalt auf dem Lande [2] von dem Umſtande abhängig gemacht: ob ich nach Steiermark gehe oder nicht? Ja, ſo bleibt ſie; nein, ſo zieht ſie herein.

[1] Den 25.

[2] Zu Heiligenſtatt.

Deine Kinder hab' ich recht vorgerückt gefunden. Der Toni ein tüchtiger, ſtämmiger Kerl, und recht geſcheidt. Deine Mutter iſt ſehr freundlich für mich beſorgt, und ſucht mir die Abweſenheit meiner lieben Thereſe, die mir freilich ſehr abgeht, weniger fühlbar zu machen. Klemm iſt bereits hereingezogen.

Mittwoch [1] hab' ich in Penzing bei Max geſpeist. Er und ſie ſind mir ſehr zugethan. Recht gute, feine Menſchen. Sonntag darauf [2] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachteſſen auf dem Balkon; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie ſchlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewiſſe innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —

Lebe wohl, lieber Bruder! Dein Niembſch.

Mayers Brief hat Thereſe geöffnet.

Nicht ſo bald hat Lenau ſein trauriges Ende ſo klar vorausgeahnt; nein! voraus gekannt und voraus genannt; ein wahrer Vorausverkündiger, als wie in dieſem hoch merkwürdigen Briefe. Um dieſelbe Zeit ein Jahrzehent darnach ging ſein furchtbar Wort in Erfüllung. Was er hier ausſprach: „Es iſt doch Alles nichts!" hallt furchtbar ſein letztes Gedicht zurück, aus dem rollenden Eilwagen zwiſchen Zernolding und München in der Nacht des 18. September 1844. (S. Dichteriſcher Nachlaß S. 198. „Eitel nichts!") „Eitel nichts!" Dieſer Gedanke war gleichſam Lenau ſelbſt; er blieb ihm ſogar im Wahnſinn treu, denn er ſprach ihn uns noch im Wahnſinn aus.

Als meine Mutter damals Niembſch durch ihre Magd täglich das Frühſtück bringen ließ, gefiel er ſich manchmal darin, dieſe durch ſtarre Blicke und Geſichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. — „Jeſus, Maria und Joſeph, Mama," rief ſie dann, „der Herr v. Niembſch iſt ja gerade wie verrückt! Was er für Geſichter ſchneidet und wie wild er ſchaut!"

[1] Den 17.

[2] Den 21.

— Ja, male Du nur den Teufel an die Wand, und er kömmt über kurz oder lang leibhaftig! — Dieß und der Brief beleuchten ſich einander gar grauſig und grell.

Niembſch traf denn doch wieder zu rechter Zeit in Neuberg ein. Am 29. September 1834, Montag und Michelstag, ſtanden er und ich einige Stunden von Neuberg in der Burg (die Felſen der Veitſchalm haben dort das Anſehen von verfallenen lückigen Ringmauern) auf Gemſen. Es regnete furchtbar, wir glaubten uns in Vater Oſſians ſtürmiſchem Morven, allein wir hatten waſſerdichte ſteiriſche Lodenmäntel, einem Meßkleid ähnlich, nur Bruſt und Rücken bedeckend, zu beiden Seiten aber offen, umgeworfen, und waren mit Bundſchuhen angethan, und achteten daher des Unwetters nur gering.

Ein Rudel von ſechs Stück Gemſen kam endlich die Klippen heruntergetanzt, auf rollendem Schutte, von uns durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie blieben, uns feſt gegenüber, einige Augenblicke ſtehen, und ſpähten und lauſchten. Niembſch legte raſch an und ſchoß. Im Nu waren ſie alle, aber auch nicht eine Einzige blieb zurück, um die Felſenecke hinum. Hatte nun Niembſch auch gefehlt, ſo hatte er doch auf Gemſen geſchoſſen, und auch bloß das ſchon iſt eine Freude.[1] In Münzſteg ließen wir uns dann ein tüchtiges Jägermahl von Knödeln und Selchfleiſch baß ſchmecken. Man hatte vier oder fünf Gemſen erlegt, deren hübſcheſtes Krückleinpaar Niembſch zum Andenken verehrt ward. Er ließ ſich davon Meſſer und Gabel beheften. Das Meſſer iſt zur Stunde noch vorhanden. Auf der Heimfahrt von Münzſteg nach Neuberg wäre uns bald ein großes Unglück begegnet. Wir hatten ſehr ſchwächliche Pferde. Als wir an eine ziemlich ſteile, langgeſtreckte Anhöhe gelangten, mußte der Kutſcher dieſelben ſehr antreiben, damit ſie den Wagen (worin nebſt uns noch ein kaiſerlicher Eiſenwerksbeamter, Wilhelm v. Leitner, ſaß, ein Bruder des ausgezeichneten, aber allzubeſcheidenen und daher viel zu wenig bekannten

[1] Als Guſtav Schwab (am 28. September 1844) der Gemſen gedachte, welche er auf dem Watzmann erblickt, entgegnete Lenau mit unbeſchreiblich treuherzigem Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Gemſen geſehen haſt. Jeder Dichter ſollte in ſeinem Leben einmal eine Gemſe ſehen.“ (Niendorf S. 216.)

ſteyeriſchen Dichters, Gottfried, Ritter v. Leitner) — hinzuſchleppen ſich bemühten. Durch dieſes hitzige Antreiben gingen unſere Pferde raſcher als die ſtärkeren, ruhigeren Pferde des Vorderwagens; wir erreichten dieſen, und ſollten nun unſere Gäulchen nicht mit der Deichſelſtange in denſelben hineinſtoßen, ſo mußten ſie plötzlich zu ziehen ablaſſen. Die Wucht des Wagens zerrte ſie aber da ſogleich zurück, wobei dieſer weichend in eine ſchiefe Richtung gerieth, ſich neigte und ſtürzte, glücklicherweiſe noch auf den Rand der Straße und nicht in die mehrklaftrige nur mit zweifelhaften Schranken verſperrte Tiefe daneben. Als wir lagen, ſah ich nur Leitner, aber Lenau nicht. Ich dachte, er läge unterm Wagen oder wohl gar im Abgrund. Außer mir vor Beſorgniß um ihn und vor Wuth über den dummen Knecht, flucht' ich laut wie ein Heide. Siehe, da trat Lenau — gerade ſo wie abbildlich in ſeinem Frühlingsalmanach für 1835 der den Fauſt noch im Sturz erfaſſende Jäger Mephiſtopheles um die Felſenecke tritt, zu mir hervor an der Bergſeite des Wegs, während er früher auf der Abgrundſeite geſeſſen hatte, ſtumm, aber ebenfalls beſorgten Blicks, ob ich nicht etwa aus eigenem Beſchädigungsſchmerze fluchte. Noch heute bewundere ich die Geiſtesgegenwart, Raſchheit und Behendigkeit, womit Niembſch mir ganz unbemerkt während des nur kurzen Sinkens des Wagens aus demſelben hinaus und hinter ihn geſprungen war. Merkwürdig aber iſt, daß Niembſch genau an demſelben Tage, juſt zehn Jahre darnach, nämlich am Michaelstag 1844, wirklich in einen Abgrund fiel, in den ſchauerlichen des Wahnſinns.

Niembſch an Emilie.

Wien, am 5. Oktober 1834.

Geſtern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gemſenjagd gereist war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewiſſen ſchwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut iſt, und meinen Körper, worin es gegründet zu ſeyn ſcheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerſtreuung der Jagd, das mühſame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem

ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdluſt, die mir das alles leicht erträglich machte; dieß zuſammengenommen war wohl im Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreiſe in den Wagen geſtiegen, ſo war ich auch ſchon wieder in den alten Trübſinn zurückgefallen, und zwar ſo tief, daß ich in gänzlicher Abweſenheit der Seele in dem Poſtwagen der erſten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Fauſtiſches Manuſcript vergaß. Wahrſcheinlich iſt alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.

Meine metaphyſiſchen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur geſund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und geriſſen ſeyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es iſt nicht fade Phantaſterei, es iſt Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber ſagen muß ich es, weil Sie um meinen Zuſtand wiſſen ſollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, ſo wird es vielleicht abſtumpfen, wie abgeſtorbene Glieder aufhören zu ſchmerzen. Dann iſt es auch gut. Vielleicht iſt aber das Ganze nicht ſo ſchlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einſt mit dieſer verſchwindend.

Frankl erzählt: „Als ich Niembſch nach einem Ausfluge zu einer Gemſenjagd wieder im ſilbernen Kaffeehaus mit der Frage willkommen hieß: „Nun wie iſt's gegangen, Niembſch?“ antwortete er, indem er den Billardſtock mit Kreide beſtrich, improviſirend:

„O Einſamkeit, wie trink' ich gerne
Aus Deiner friſchen Waldziſterne!“

Niembſch war auf dieſer Gemsjagdreiſe durch die, ſo eben von einem furchtbaren Brande verheerte, geſchichtlich hochmerkwürdige, „allezeit getreue“ Wiener-Neuſtadt gekommen. Er ſchilderte die Brandleiche in einem Briefe an Emilie. Ewig Schade, daß dieſer ſich nimmer auffinden läßt!

Schurz an Niembſch in Wien.

Neuberg, den 13. Oktober 1834.

Rinnhofer hat mir am 10. von Schottwien geſchrieben, daß er ſo glücklich war, die drei Stück Bücher in Verwahrung zu bringen, und ich ſicher darauf rechnen könne, dieſelben würden künftigen Montag Vormittag (alſo heute) um „zirgo" 9 Uhr an ihrem Beſtimmungsorte eintreffen, wovon er auch den Herrn v. Niembſch unter Einem Anzeige zu machen ſo frei geweſen wäre. Von der Tabakspfeife ſey bisher nichts in Vorſchein gekommen; Rinnhofer aber hoffe, er werde ſie doch auch noch an das Tageslicht bringen.

Gott ſey Dank! Du haſt alſo nun wieder Deine theuren Bücher, und bis zum Empfange dieſer Zeilen hat ſie Dein leuchtender Blick vielleicht ſchon wiederholt durchflogen, und jeden Vers wie einen wiedergefundenen Sohn zärtlich betrachtet. Wie mich dieſes an ſich ſelbſt ſchon freut, ſo freut es mich auch noch darum, daß ich nun hoffen darf, Dich noch in Wien bei unſerer Reſi anzutreffen.

Niembſch hatte nämlich Knall und Fall nach Stuttgart reiſen wollen, um dort den Fauſt wieder zuſammenzuſtellen und herauszugeben, damit er einem allfälligen Mißbrauche der verlorenen Handſchrift durch den Finder derſelben zuvorkomme.

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. Oktober 1834.

Meine Geſundheit iſt nicht gehörig, aber doch leidlich; das beſte Mittel iſt, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgeſucht werde, in Gedichte entlade. Ich will dieſen Winter recht arbeiten. Bleibe ich dieſen Winter hier, ſo erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'ſchen kleinern Compoſitionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da laſſ' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchſtrömen laſſen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geiſt auf Erden, ſelbſt den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es iſt immer noch möglich, daß ich

bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, ſich ſelbſt genügende Zuſammenleben mit meinen befreundeten Herzen iſt auch Muſik, und zwar eine ſehr ſchöne.

Emilie Reinbeck an Mayer.

Stuttgart, 24. Oktober 1834.

Ich habe noch aus einem beſonderen Grund Dich zu ſprechen gewünſcht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um ſie unberührt gegen Dich laſſen zu wollen. Niembſch ſchrieb mir nämlich aus Neuberg im September Folgendes:

„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freunde Mayer, worin er ſich ſehr empfindlich äußert über meine kritiſchen Bemerkungen, ſeine Poeſie betreffend. — Er hat mich mißverſtanden. Was aus meiner Freundſchaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundſchaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poeſie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir ſehr leid und hat mich ganz verſtimmt. Ich werde künftig vorſichtiger ſeyn in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, habe ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geſchloſſenen Gedichten geſtaltet worden. Die wenigſten Leſer haben Liebe und Geſchick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufaſſen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelſtand, der ſonſt vielleicht dereinſt härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muſe um ihrer Kindlichkeit willen; daß ſie ſich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort ſo einſchüchtern läßt, iſt nicht recht. Wie geſagt, ich werde vorſichtiger ſeyn gegen den lieben allzuempfindlichen Freund. Es macht mir wirklich Kummer.“ —

Du ſiehſt daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verſtimmung, als deren Urſache er ſich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit ſeiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebſt, wie er es ſo ſehr verdient, ſo wirſt Du ihm auch die Beruhigung gewähren,

daß dieſe Verſtimmung nicht nachhaltig geweſen ſey, und der Freund Deiner Muſe Dir dieſe nicht entfremden konnte. Niembſchs Geſundheit ängſtigt mich ſehr, und der ſchwermüthige Charakter ſeiner Briefe macht es mir zur Pflicht, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zur Erheiterung ſeines hypochondriſchen Gemüthes beizutragen. Dazu wünſche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetiſchen Stimmung geben zu dürfen, und dieſen Wunſch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuverſicht auf ſeine Erfüllung.

Niembſch ließ ſich Ende Oktober eine Geldanweiſung von zweihundert Gulden Reichswährung aus Stuttgart kommen. Er ſcheint alſo in Verlegenheit geweſen zu ſeyn, um ſo mehr, da er auch mir meinen Vorſchuß nicht zurückerſtattet hatte, wie es früher ſeine Abſicht war, ſondern mich um unbeſtimmte Geſtundung erſuchte, die ſelbſtverſtändlich ihm gänzlich anheimgeſtellt wurde. Nichts lähmender für den Flug eines hochſtrebenden Geiſtes, als niedere, bleiſchwere Sorgen der Erhaltung! Dieſer leidige Umſtand ſteigerte wohl noch die dem Leib entſtammende Schwermuth Lenau's während dieſes düſtern Zeitlaufes. Eine arge Einwirkung, die ſich zehn Jahre ſpäter noch viel deutlicher bemerkbar machte.

Niembſch entſchloß ſich, nachdem er noch einige Weile geſchwankt, plötzlich zur Abreiſe nach Stuttgart. Kaum nahm er ſich noch Muſe, mehreren Freunden und Dichtern bei ſeinem Freunde Löwenthal, der mitten in der Stadt wohnte, eine Abſchiedsvorleſung aus Fauſt zu geben. Unter den Anweſenden befanden ſich, ſoviel ich mich entſinne, von Dichtern: Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Seidl und Frankl. Die Wirkung war eine mächtige, insbeſondere nannte Grillparzer ſpäter bei Neuner Lenau den deutſchen „Dante.“ — Am 19. November fuhr er davon.

Niembſch an Löwenthal in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Fauſt außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken laſſen, weil Fauſt ein geborner Schwabe iſt. Auch iſt ſein Charakter ein wahrhaft ſchwäbiſcher. Dieſer Hang

zur Schwärmerei, dieſer redliche Ernſt in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieſes leichtgläubige Sichprellenlaſſen vom Teufel ſcheinen mir ächte Züge des ſchwäbiſchen Nationalweſens, und ich möchte Fauſts Verſchreibung einen erhabenen Schwabenſtreich nennen.

Man wundert ſich hier über mein aufgeheitertes Weſen, und wie man ſagt, mein gutes Ausſehen. Das erſtere und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeſchlagenen Bilde, das lange an einer melancholiſchen verlaſſenen Kloſterwand gehangen, einen friſchen heiteren Firniß gegeben, ſo daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längſt für immer verloſchen wähnte.

Niembſch an Schurz in Wien.

Stuttgart, den 8. December 1834.

Geliebter Bruder!

Je ſpäter ich dießmal ſchreibe, deſto früher werde ich ſelbſt kommen, d. h. ich reiſe den 20. d. M. präcis von hier ab, und bin am Chriſtabend bei Euch, Ihr Geliebten! Was mich zu ſo ſchneller Heimreiſe beſtimmt, iſt ein neues literariſches Unternehmen, das ich hier mit der Brodhag'ſchen Buchhandlung contrahirt habe; dieſe forderte mich auf, einen „Frühlingsalmanach," der im Mai erſcheinen ſoll, zu redigiren. Die Bedingungen des Vertrages ſind anſtändig. Außer dem Honorar für meine Beiträge erhalte ich 500 fl. rhein. für die Redaktion. Ich laſſe den ganzen erſten Theil meines Fauſt in dieſem Almanach erſcheinen. Es ſind drei neue Scenen hinzugekommen, deren eine die erſte des Gedichtes ſeyn wird, gleich nach dem prologiſirenden „Schmetterling." [1] Eine zweite Scene wird zwiſchen „die Verſchreibung" und den „Tanz" eingeſchaltet. [2] Die dritte [3] kommt gegen das Ende. Jetzt rundet ſich das Ganze ab zu meiner Zufriedenheit. Außerdem will ich Beiträge von Uhland, Kerner, Rückert, Mayer, Schurz, Pfizer, Grillparzer, Auersperg, Zedlitz u. a. requiriren.

Indem nun die Beiträge öſterreichiſcher Dichter früher cenſirt werden

[1] Alſo „der Morgengang."

[2] Der Jugendfreund.

[3] Aber welche? Etwa „der See"?

müſſen, ſo will ich nach Wien eilen, dafür zu ſorgen. Dieſer Almanach ſoll auch für künftige Jahre erſcheinen. Ich habe große Freude daran. Ein braver hieſiger Künſtler wird ein Fauſtiſches Bild dazu ſtechen. Reinbecks und Hartmanns ſind ſehr vergnügt über meine Gegenwart, auch geſund bis auf den armen Reinbeck, der das Podagra hat. Mayer hab' ich geſtern geſprochen; er wartet mit Sehnſucht auf einen Brief von Dir. Er iſt heiter und wie immer ſehr liebenswürdig.

Chamiſſo iſt bedeutend krank; wir ſind in Gefahr, ihn aus unſerem Kreiſe zu verlieren. Zu Uhland mache ich morgen einen Ausflug; auch Kerner werd' ich noch beſuchen vor meiner Abreiſe.

Graf Alexander iſt noch immer in der Schweiz. Das iſt recht närriſch.[1] Ich werd' ihn dießmal vielleicht gar nicht ſehen. Die Reiſe von Wien hieher hat mich ſehr erfriſcht und geſtärkt. Ich habe jetzt den trefflichſten Appetit, und das Arbeiten geht flink von der Hand. Ich habe doch ſchon an vierhundert Verſe gemacht ſeit ich hier bin. Von Zeit zu Zeit muß ich wohl immer eine Reiſe thun, damit mein Blut durcheinander geſchüttelt werde. Ich freue mich ſehr auf Euch. Liebe Tertſchi, dießmal halt' ich Dir Wort mit Trompeten und Pauken. Wäre übrigens auch der Almanach nicht ausgebrochen, den 10. Januar hatt' ich feſt vor, in Wien zu ſeyn. Iſt Auersperg in Wien, ſo grüße den Freund, den Herrlichen, und ſag' ihm, er ſoll mir was Rechtes geben für meinen Maivogel, daß es kein Maikäfer wird; ich laſſe ihn dringend bitten. Die übrigen Herren werd' ich ſelbſt erſuchen.

Dein Tonerl bekommt ſeine Uhr; er ſoll ſich nur recht darauf freuen. Sehr beunruhigend iſt, daß Zöppritz die Nachricht gebracht hat, bei ſeiner Abreiſe von Wien ſeyen fünf Deiner Kinder krank geweſen. Ich hoffe, es iſt nicht bedeutend, aber das iſt doch möglich. Ich kann keine Antwort mehr von Dir erhalten; ſchreibe alſo nicht.

Grüße meine Freunde.

Leb' wohl, Bruder, Schweſter, mit allen Kindern! Ich küſſe Euch herzlich. Dein Bruder Niklas.

---

[1] Er war mit allen den Seinigen ſchon Anfangs September vor der in Stuttgart herrſchenden Cholera dahin entflohen.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 12. December 1834.

Niembſch iſt zu Reinbecks gekommen und meinetwegen auch zu Cotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich iſt — da ich für ihn ſchlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Geſpenſter — und er dichtet ſie nur und glaubt daher nicht an ſie — wie Keiner an ſeine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck ſehr ſchön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembſch noch nicht gegeben; weil ſie für ihn zu erbärmlich ſind, ſandte ich ſie ihm nicht nach Wien. Ich ſchrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun laſſ' ich alles andere Schreiben Niembſchs wegen ſeyn. Gott ſey mit ihm und dem Ende ſeines Lebens, vor welchem Keiner glücklich zu nennen iſt!

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 14. December 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Profeſſor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er geſucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunſt ſo leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und ſo beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unſere Kunſttheorie ſtehe auf ſo hohem Grad der Ausbildung, daß ein Profeſſor derſelben mit untrüglicher Zuverſicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!" Das ſind Arroganzen, und nun freut es mich erſt, daß ich in einer neuen Scene meines Fauſt den arroganten Profeſſoren eins verſetzt habe. Graf Iſenburg, Fauſts Jugendfreund und Schulkamerad, ſagt von Fauſt:

Wie er den alten Profeſſoren,
Den eingeſchrumpften Weisheitsthoren,
Des Volksverſtandes Burg verließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

Mögen die alten Griechen nur den menſchlichen Körper für ſchön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künſte gehalten haben, mögen

ſie die Malerkunſt auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beſchränkt, und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Geſichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wiſſen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landſchaft, ein einzelner Baum, eine Blume ſchön ſeyn kann. Und wenn es in unſeren Tagen Profeſſoren gibt, die dem antiken Unſinn huldigen, was kümmert das uns? Laſſen Sie ſich Ihren „Kunſtzweig nicht entgöttern," wie Sie mir ſchreiben. Freilich iſt die Idee des Schönen in einem Hiſtorienbilde leichter zu erfaſſen, als in einer Landſchaft; in dieſer leichter, als in einem Blumenbild; ſolche Auffaſſung muß um ſo ſchwieriger werden, je weiter ſich der künſtleriſche Eindruck vom Gebiete der klaren Vorſtellungen entfernt; je tiefer er ſich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine ſolche zu ſeyn, wenn ſie bloß geahnt wird? Und iſt ein Gebilde kein Kunſtwerk, weil es uns dieſe Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunſt die Idee des Schönen auf die ganze Scala unſerer Vorſtellungen von der dunkelſten hinauf bis zur klarſten, wirken laſſen, und ſo den ganzen Menſchen durchdringen? Pfui der ſtumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt ſich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er ſie freſſen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geſchlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei iſt nach meiner Anſicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menſchliche Antlitz hat wohl ſein eigenes Ideal; es erſcheint im gewöhnlichen Zuſtande *unter* dieſem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter ſein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeiſterung können das Menſchenantlitz in ſein eigenes Ideal gleichſam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künſtler macht, iſt, daß er das Ideal eines Geſichtes erkenne und im Bilde feſthalte. Mir ſcheint, mit der Blumenmalerei verhält es ſich auf ähnliche Weiſe. Die von der Natur gegebene Blume ſteht meiſtens unter ihrem Ideal, ſie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewiſſe Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. ſ. w. Das aber macht dieſe Malerei zur Kunſt. Wie ſchön haben

Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealiſirt! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schickſal dieſer ſchnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort eben ſo treffend als rührend: „Heute vorm Buſen, morgen vorm Beſen.“ Fahren Sie fort, manche ſchöne Blumengeſtalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine ſchöne Blume iſt ein ſchönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, ſchwindet und nie wiederkommt. Es iſt werth, daß auf ſeiner ſinnigen Geſtalt ein ſinniges Auge verweile, eine geweihte Hand ſie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieſelben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geſchrieben, für künftige Tage, wenn dieſer Freund nicht mehr ſeyn wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer ſo langen Correctionsepiſtel heimgeſucht; ich bin zu ſehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlaſſen können. Zudem handelt es ſich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild verſprochen, und darauf beſteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede ſeyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erſcheinen, mögen Sie mir das Geſchenk zurückhalten.

Ich laſſe mich durch kein Profeſſorengefaſel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Geſundheit von Herzen. Das iſt jetzt wohl ſchon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich ſehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünſche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde dieſe in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiederſehen! Ihr Freund Niembſch.

Am 6. December Abends hab' ich angeſtoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, vor Weihnachten 1834.

Lieber Freund!

Das iſt recht ſchön, daß der Wunſch, meinen Almanach zu unterſtützen, bei Dir eine poetiſche Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir ja die Bärenhaut recht breit aus, ich freue mich ſehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus[1] occupatus multis officiis et negotiis, weil ich aber zugleich totus quantus amicus bin, ſo kann ich nicht unterlaſſen, Dir einige Zeilen als ein signum amicitiae meae perdurantis zu ſchicken.

Das lyriſche Gedicht mußt Du aber ſelbſt machen, nicht ich, wie Du ſcherzweiſe mir ſchreibſt, man würde ja den Vogel, den ungariſchen Raben Niklas, gleich an ſeinen ſchwarzen Federn erkennen, man würde ihn ſogar ſchon von weitem riechen, denn ſeine ſchwarzen Federn ſind jetzt durch ſeinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas verſengt, und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sey ſo gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu ſchreiben, mit Deiner Namensunterſchrift und Zeit und Ort der Geburt; es gehört für einen meiner Freunde, der Handſchriften berühmter Leute ſammelt. Schicke mirs aber ſogleich, ich bin ja auf dem Sprunge, abzureiſen. Dienſtag reiſ' ich nämlich Viennam, ubi amicum tuum auditurus sum concionantem, et totum quantum occupatum etc.

Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an dieſe Geſchichte denken; und ich muß lachen. Es iſt ganz excellent. Uebrigens wie geſagt: altissimum silentium meum, et in altero mundo per omnia saecula saeculorum. Amen.

Wie geſagt: totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch Hungarus. Nota bene: nobilis. Ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da

[1] Unter dem „totus quantus“ verſtand Niembſch eine ſehr bekannte hohe geiſtliche Perſon, die von Kerner hatte Predigten ſchreiben laſſen.

wird Dein Name hineinlithographirt. Habe die Güte, Deine Verse ꝛc. in den großen Mittelraum des Blatts zu schreiben. Vale et fave.

Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 17. Januar 1835.

Verehrungswürdigster Freund!

Unser schreibunseliger Niembsch überläßt es mir, Ihnen Nachricht von dem zu geben, was ihn abgehalten hat, das seiner lieben Schwester eingesetzte Wort zu erfüllen. Ich wünschte nur, er hätte dieß schon früher gethan; da wollte er aber jeden Tag selbst schreiben; ja, ich weiß, daß er sogar einen Brief vor längerer Zeit geschrieben hat, dessen Absendung er nur, weil er noch immer etwas, seinen Inhalt betreffend, abwarten wollte, von einem Tag zum andern verschob. Wie er für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Eilwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Miklosch über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. So war unsere Neujahrsfreude sehr gestört, doch waren wir noch froh darüber, daß dieser unerwartete Anfall

unſerem Freunde nicht auf der Reiſe zugeſtoßen war. Daß bei ſolchen Umſtänden ans Reiſen nicht gedacht werden konnte, und auch die ungünſtige Jahreszeit nach der Beſtimmung des Arztes nicht ſo bald daran denken ließ, wird der brüderlichen und ſchweſterlichen Beſorgniß wohl einleuchten. Niembſch hat ſich des abgelaufenen Paſſes wegen ein ärztliches Zeugniß ausſtellen laſſen. Zu unſerer Freude iſt er gegenwärtig wieder wohl und munter.

Jetzt rückt aber der Druck ſeines Frühlingsalmanachs heran, bei welchem er im Anfange wenigſtens gern anweſend ſeyn möchte und auch wohl nothwendig ſeyn muß. Dieſer Almanach wird Epoche machen.

Unſer lieber Dichter war ſehr fleißig und hat ſeinen herrlichen Fauſt bis zu einem Wendepunkt ſeiner Schickſale gebracht, ſo daß nun das Fertige als ein kleines Ganze erſcheinen kann. Und dabei hat er den erſten Geſang einer höchſt originellen ungariſchen Romanze unvergleichlich ſchön vollendet.[1] In ihm iſt der deutſchen Dichtkunſt ein Stern erſter Größe aufgegangen, und als ſolcher wird er bereits ziemlich allgemein anerkannt.

So viel zur Beruhigung des ſchweſterlichen Herzens, dem ein ſchweſterliches Herz in meiner Frau die heilige Verſicherung gibt, daß dem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehen ſoll.

Wie lange wir unſern lieben Niembſch noch bei uns ſehen werden, iſt ſehr ungewiß, doch hoffen wir, daß er eine etwas günſtigere Jahreszeit abwarten und nicht die ganze Reiſe mit dem Eilwagen, als zu anſtrengend, machen werde.

Meine Frau empfiehlt ſich ganz beſonders Ihrer verehrten Gattin, und ich wahrlich nicht weniger. Mit Liebe und Achtung Ihr ergebenſter Reinbeck.

Alſo auch dieſer trübſinnige Zeitraum endete für Niembſch mit Entzündung und Aderlaß, nur aber glücklicheren Ausgangs als jener um zehn Jahre ſpäter. Von dieſer Herzentzündung her fand ſich bei Eröffnung von Lenau's Leiche am 23. Auguſt 1850 ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von ½ Zoll Durchmeſſer am Herzen.

[1] „Miſchka an der Maroſch."

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, um die Mitte Jänner 1835.

Liebſter Kerner!

Haſt Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus ſo verbiſſen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergiſſeſt? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich ſeyn, wie hundert Beiſpiele, beſonders in meinem chriſtkatholiſchen Vaterlande, beweiſen. Schicke mir doch Deinen Beitrag. Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich ſitze noch nicht feſt in den Knochen, ſchlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da iſt nun Muſe und Gelegenheit, die Almanachsmanuſcripte zu durchgehen; ſchicke, Bruder, ſchicke. Vor allem aber ſchreibe. Rückert hat mir einen Beitrag von vier Bogen verſprochen, was mich ſehr freut. Ich habe längſt gewünſcht, mit dieſem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten iſt.

Leb' wohl, liebſter Kerner, ſchicke mir die Abſchrift des Bärenhäuters ſogleich und grüße mir die Deinigen von dem Deinigen.

Niembſch an Mayer.

Dienſtag früh. (Stuttgart, den 20. Jänner 1835.)

Lieber Mayer!

Ich danke Dir für die Sendung. Da ſind koſtbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem ſchönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Laubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunſch; Die Schifferin."

Die übrigen von mir in Beſchlag genommenen ſind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht ſagen, daß die dem Muſenalmanach überlaſſenen geringen Werth hätten.

Freitag reiſe ich endlich ab. Donnerſtag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu ſehen. Kerner war geſtern hier und hat mir ſeinen Bärenhäuter, eine excellente Humoreske, vorgeleſen. Er iſt eigens gekommen,

mich nochmals zu ſehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits dreizehn Bogen für meinen Almanach und brauche deren nur noch ſieben, weil ich das Ganze auf zwanzig Bogen ſtelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Fauſt folgen laſſen. Die freie friſche Waldluft und meiſt heitre, immer aber fromme Weltanſicht, die ſich darin ausſpricht, werden dem Leſer wohlthun, wenn er aus den hölliſchen Caſematten meines Fauſt heraustritt. Ich habe Deine Lieder geſtern bei uns vorgeleſen; ſie haben ſehr gefallen. Du haſt mir meinen Almanach damit glücklich ominirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr zwei Druckbogen ausmachen, paßt alſo ganz in meinen Plan, nur größere epiſche, dramatiſche oder lyriſche Gedichte in größeren Reihen aufzunehmen. Kerners Bärenhäuter wird drei Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich ſchon eine Ausnahme machen und einen Beitrag kleinen Volumens aufnehmen. Pfizer iſt noch im Rückſtand.

Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von Deinem Niembſch.

Ebenſo.

Stuttgart, den 21. Januar 1835.

Liebſter Mayer!

Morgen, Donnerſtag, iſt der Geburtstag unſerer Emilie, und den will man natürlich zu Hauſe zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagraſtichen heimgeſucht, macht zwar ſeine Ausgänge ins Gymnaſium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigſtens dieſe Woche noch nicht, die nächſte Woche aber wird Deine liebe Frau wahrſcheinlich ſchon entbunden, iſt alſo zu ſpät.

Bei ſo bewandten Umſtänden bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

Euch Alle grüßend. Dein Niembſch.

Deßgleichen.

Den 2. Februar 1835.

Mein treuer Mayer!

Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmst Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, sehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlassen in ein Tauschgeschäft in Betreff der Gedichte: „Die Schneeglöckchen;" „Bitte um das Wort;" „Der Vogel im Winter;" „Der letzte Schnee;" „An einem Grabe." Diese (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Ersatz.

Deine letzten Lieder sind zum Theile sehr schön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden" besonders. „An einem Denkmal" ist trefflich. Auch: „Treue;" „Das Judenschloß" und „Die Feldhühner" erbitt' ich mir. „Zukunft" rathe ich, die zwei letzten Verse wegzulassen; auch dieß und „Die Zorngrimasse" bitte ich mir zu lassen. Nur „Nachts im Felde" ist dem Musenalmanach gegönnt. Hast Du mir heute wieder ein paar schöne Lieder geschickt, Du Guter? Gestern auf dem Heimwege wurde viel von Dir gesprochen. Mir wird sehr heimlich und heimisch zu Muthe, wenn ich von Dir spreche oder an Dich denke. Du bist doch der Kern meiner Freundschaften, guter Mayer!

Das Manuscript send' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu sehen. Ich muß schließen. Lebt wohl. Deine Rickele soll mich selbst noch sehen „festgeweint!"[1] Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 13. Februar 1835.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch, zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu schreiben, einen

[1] Bezieht sich auf Mayers Gedicht: „Der feste Bund."

Brief wenigſtens, worin ſich nichts von Redaktionsärger einmiſche; allein umſonſt. Ich bin nun einmal verdrießlich und konnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeſchlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigſtens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verſchmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es ſchon mit dem ärgerlichen Taſchenbüchler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach ſchon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieſes Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich ſo viel geſunden und feinen Geſchmack in äſthetiſchen Dingen, daß man alle unſere kritiſchen Journale vollauf damit verſehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das iſt ein heilloſes Volk. Das deutſche Volk aber iſt zu bedauern, das ſich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritiſchen Unverſtand und gemeine Gehäſſigkeitsklätſcherei vorkauen laſſen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritiſchen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel ſtehen, oder vielmehr liegen. Das ſoll aber nicht geſchmeichelt ſeyn: Ich bin ſelten, am allerwenigſten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Faſching hab' ich noch gar nichts genoſſen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter ſehen könnte, und mich durch luſtige junge Leute in gute Laune hineintanzen laſſen! Ich bin weniger ſchwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig.

Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre geſtickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hieſigen Geſchäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur ſelbſt beſorgen, weil die Manuſcripte zum Theil undeutlich geſchrieben ſind, der Druck bereits im Gange iſt, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlaſſen kann. Ich hoffe alſo noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zuſammenſitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hauſe gehen, als bis Max ſein Schnitzel gegeſſen, Sie

Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe.

Meine Geſundheit iſt doch noch nicht ganz hergeſtellt, ſie wackelt noch ein wenig; in Wien wird ſich das Alles wieder machen. Hier leb' ich ſehr einſam. Ich bin faſt den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, leſe, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Fauſtſcenen und eine ungariſche Romanze ſind mein Umundauf. Seit ſechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich ſehr ſelten.

Soll ich noch einmal von meinem Taſchenbuche anfangen? Es wird Sie doch intereſſiren, was Ihren Freund beſchäftigt. Alſo dieſes Taſchenbuch wird aus folgenden Stücken beſtehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönſte, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatiſche Poſſe von Juſtinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbade;" eine Satyre auf Kerners Geiſterglauben, ganz originell und luſtig. Eine Reihe ausgezeichnet ſchöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Fauſt. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorſtellend die Waldſcene, wo Fauſt auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft.[1] Eine ſehr hübſche Zeichnung von Fellner, einem geiſtvollen jungen Künſtler. Und dieſen Almanach ſoll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unſer Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübſch in ein Kapitel zuſammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieſes gewaltigen Herrgottsfrühlingstaſchenbuches im Univerſum herumflattern werden! Doch wir ſehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönſte, wie Ihre lieben Kinder, und ſehen Sie aufs allerſchönſte gegrüßt von Ihrem Niembſch.

[1] Das wirklich gelieferte Titelkupfer zeigt Mephiſto, wie er den von einem Felſen herabſtürzenden Fauſt rettet.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 22. Februar 1835.

Geliebter Bruder!

Mir geht es jetzt wieder ganz gut. Geſtern war ich bei unſerem Mayer in Waiblingen, und half ihm ein Kind, ein Mägdlein, Auguſte Louiſe, über die Taufe heben. Da wurde auch von Dir geſprochen, und Deine Gegenwart gewünſcht. Man kann aber nie alles Liebe beiſammen haben. Mit meinem Almanach geht es ſchnell vorwärts. Kerner, Mayer, Pfizer, Rückert und ich füllen ihn aus. Rückert hat mir herrliche Lieder geſchickt, ſo viel, daß ich die Hälfte für den nächſten Jahrgang aufſparen kann, wozu er mich auch in einem ſehr freundlichen Briefe ermächtiget hat. Er muß ein ſehr lieber Mann ſeyn, und wir ſind bereits Freunde geworden. Der Almanach wird nach meiner Meinung ganz vorzüglich. Pfizer gab eine poetiſche Erzählung, vielleicht ſein bisherig beſtes Gedicht: „Salomos Nächte.“ Mayers Lieder ſind ebenfalls ausgezeichnet. Kerners „Bärenhäuter im Salzbade,“ eine dramatiſche Humoreske, iſt ganz excellent. Ich habe den erſten Jahrgang gefliſſentlich mit bekannten Dichtern gefüllt, um dadurch dem Unternehmen gleich den Eingang zu ſichern, weil das Publikum am Namen klebt. Für künftige Jahrgänge kann ich dem bereits accreditirten Almanach mehr Freiheit laſſen, immer aber werde ich mich auf wenige Mitarbeiter beſchränken, um den Schein einer rivaliſirenden Concurrenz mit dem Muſenalmanach zu vermeiden. Sende mir bald etwas für den Muſenalmanach; ich will bis dahin meinen Beitrag zurückhalten, der wahrſcheinlich in der ungariſchen Romanze „Miſchka“ beſtehen wird. Schleifers Gedichte ſind ſchön, beſonders: „der Wittwer.“ Ich gebe ſie dem Muſenalmanach. Graf Alexander iſt aus der Schweiz zurück; der alte gute Freund. Er möchte gar zu gern in meinen Almanach, aber das geht nicht. Meine Geſchäfte hier können noch vier bis fünf Wochen dauern, dann komm' ich aber ungeſäumt nach Wien.

In Frankfurt hat ſich ein neues Blatt etablirt: „der Phönix,“ worin die Kritik, wo möglich, noch ſchärfer und indiskreter auftritt als irgendwo. Neulich kam darin ein ſehr bitterer Ausfall auf die „ſchwäbiſche Dichterſchule,“ beſonders auf Mayer gemünzt, vor. Unter Anderem heißt es: „Dieſe Lyrik iſt ſo beſchränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, ſo

einheimiſch ruhig und glückſelig, daß ſie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Dieſe Dichter ſind mit der Welt verſöhnt, ſie intereſſiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenſtand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen ſeyn wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede iſt" u. ſ. w. Rückert ſagt in einem Gedicht (es kommt in meinem Almanach):

„Wer ſich unter die Dichter miſcht,
Den freſſen die Recenſenten;
Hört ihr's, wie Bosheit, die Schlange, ziſcht,
Und Beifall ſchnattern die Enten?
Ich hätte mich auch nicht aufgetiſcht,
Hätt' ich irgend fürſtliche Renten."

Wir leben hier ſehr ſtill, aber vergnügt. Wenn ich nur mehr Muſik zu hören bekäme! Dieſe lange Abſtinenz von Beethoven thut mir weh. Gar ſelten hör' ich ein Stück aus einer ſeiner göttlichen Sonaten.

Kerner iſt vergnügt. Seine kleine Emma macht zu Tonerls Uhr ein Band. Ich ziehe dieſe täglich auf, um ſie zu reguliren; heute iſt ſie mir etwas vorausgegangen.

Liebſte Tertſchi, ſey nur wieder gut auf Deinen ſündhaften Bruder! Ich freue mich ſehr auf Dich.

Den nächſten Frühling wollen wir die Blüthen zuſammen ſehen, und uns an Maikäfern und Nachtigallen freuen. Dornbach wäre nicht übel.

Deine Ausſicht, lieber Bruder, Rechnungsrath zu werden, freut mich herzlich. Ich ſollte es vielleicht jetzt ſchon auf Deine Adreſſe ſchreiben.

Schwab iſt wieder recht freundlich gegen mich. Den Paul Pfizer hab' ich oft geſehn; er hat eine Neigung zu mir, wie ich zu ihm. Guſtav war abwechſelnd in Tübingen. Uhland hab' ich auch beſucht; er iſt ein warmer Freund. Hartmann war geſtern auch Pathe; er hielt das Kind. Es war ein ſchöner Anblick; der würdige Greis, in ſtattlichem ſchwarzem Anzug, mit zwei Ordensſternen, hielt den kleinen Ankömmling liebevoll in den Armen, und blickte ganz herzlich und ſegnend auf das Kind herab. Die Mutter war ſehr gerührt, auch der überaus glückliche Mayer, den man immer mehr lieben muß. Dann wurde ein tüchtiger Taufſchmaus

gehalten, wobei es luſtig herging. Mayers Verwandte waren großentheils da, ſein Bruder, ſeine Schweſtern, Schwäger, Vettern, Neffen, Nichten, Schwiegermutter, Vater ꝛc. ꝛc. Der gute Neckarwein ſtrömte. Wäreſt Du doch mit Tertſchi da geweſen!

Grüße meine Freunde, Deine Mutter zum ſchönſten. Euer treuer Bruder und Onkel. Reinbecks grüßen Euch herzlich, wie Mayers.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, vielleicht am 8. März 1835.

Lieber Freund!

Ich habe mich plötzlich entſchloſſen, nach Wien zu reiſen. Der Tod des Kaiſers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptſächlich dazu beſtimmt. Uebrigens iſts auch mit meinem Frühlingsalmanach ſchief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und ſo erſcheint er im Spätjahr 1836.

Ich danke Dir für's Fabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß ſehr erfreue. Du hätteſt nur Deinen Namen einſchreiben ſollen mit einem Gruße an die lieben Brodteufelchen.

Leb' wohl, Herzensfreund. Ewig Dein Niembſch.

Grüße Frau und Kinder ſchönſtens.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, den 19. März 1835.

Liebſter Kerner!

Vor Allem meinen herzlichen Dank an Deine Emma für die allerliebſte Kette. Das wird ein recht feſtlicher Augenblick werden für den Toni, wenn ich ihm das ſchöne Geſchenk überreiche. Dazu die verſchlungenen Hände in Gold, das iſt prächtig! Ich bin ſchon recht begierig, was mir der Toni als Gegengeſchenk an die Emma mitgeben wird, wenn ich von Wien abreiſe nach Schwaben. Man kann wahrhaftig gar nicht wiſſen, was noch aus dieſer Geſchichte wird. Ja — ja — das iſt eine kurioſe Geſchichte.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen iſt's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächſte Weinleſe komme ich wahrſcheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreue ſteigen ſollen, daß Salzer[1] einen Schnalzer macht. Morgen Abend reiſe ich nach Wien. Den Tantum quantum werde ich ſuchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium von meiner Seite. Der Almanach wird den 15. April wahrſcheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter iſt klaſſiſch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen. Dein Niembſch.

Der Bärenhäuter iſt abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, alſo einen vollſtändigen Gaul.

Leb' wohl, Brüderl!

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, 20. März 1835.

Liebſter Mayer!

In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und die Deinen. Hier ſind die Aushängebogen.

Leb' wohl, lieber Freund! heute Abend reiſe ich. Dein Alter, Niembſch.

Freitag Nachmittag.

Die Berliner Jungens geben zu Oſtern heraus einen: „Norddeutſchen Frühlingsalmanach." Das wird luſtig.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 9. März 1835.

Ihre etwas unwirſchen Zeilen zeugen von einer Verſtimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrſcheinlich vorüber iſt. Gleich Ihre erſten Worte ſind ziemlich ſpitz, wo Sie mir meinen Kunſtbrief, meine kunſtkenneriſche Weisheit aufmutzen, indem Sie verſichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berückſichtigt, doch von Ihren

[1] Ein Chemiker, dem die Weinsberger Feuerwerke übertragen waren.

Schweſtern und Andern gehörig bewundert worden ſey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf dieſe Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunſtkenneriſche Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung ſollte Ihnen blos ein Zeichen ſeyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochſchätzung Ihres ſchönen Talentes und wo möglich eine Ermuthigung für meine eingeſchüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweiſungen. Dieſer kleine Zwiſt zwiſchen uns beſtätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verſtimmt iſt, ſoll man an keinen Freund ſchreiben, denn da thut man ihm gewiß weh.“ Ich hätte ſelbſt nicht davon abweichen ſollen. Mündliche Aeußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann ſich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune ſey; aber ſo ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längſt wieder freundlich und verſöhnt iſt. Heute haben wir ſeit lange wieder einen ſchönen Tag. Das böſe Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Geſundheit iſt gar nicht verläßlich, ſie wackelt bei jeder ſtärkeren Anſtrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling ſchon da wäre! So ſchlimm iſt es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunſche mehr erheben könnte. Meine Heimreiſe werde ich auf jeden Fall noch dieſen Monat antreten.

Ihre Shakeſpeariſchen Leſungen gefallen mir ſehr.

Nach Eßlingen komme ich äußerſt ſelten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geſchrieben, weil ich ſie noch nicht geſprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder ſich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie ſich, wenn es noch nicht geſchehen iſt, für immer aus dieſer fatalen Stimmung. Sie ſind ſo würdig, glücklich zu ſeyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen laſſen. Max ſoll ſie nur hinaus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird friſch gedruckt, bis Oſtern erſcheint er.

Ich freue mich ſehr, Sie bald wieder zu ſehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schweſtern, zum ſchönſten. Schonen Sie Ihre Geſundheit.

Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembſch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. März 1835.

Glück auf zum Rechnungsrath! Das hat also gegolten! Ich hatte doch eine richtige Ahnung, als mirs war, als sollt' ich den Rechnungsrath auf die Adresse setzen. Das war doch wieder einmal eine rechte ungetrübte Freude!

Ich bin gesund und ganz Taschenbuch. Bis Ostern kommt das Zeug heraus. Es wird sich machen. Mich freuen meine Neuberger[1] um so mehr, als der Kernersche Bärenhäuter für die Steyrer besonders taugt; es kommen da prächtige Knopfgeschichten vor; auch ein Schneider aus Gratz. Da wird der alte Vogelfänger lachen. Das Gedicht Kerners gehört unter die seltsamen Produkte der Phantasie, wobei die allermeisten Leser nicht wissen, ob es dumm oder gescheidt ist. Sie stutzen, staunen, lachen, und werden ganz confus. Es ist ein köstliches Gedicht. Ich warte nur noch den völligen Abdruck meines Faust und des Bärenhäuters ab, was noch zehn Tage dauern kann; dann unverweilt zu Euch, meine Geliebten!

Mein Verleger wollte den Almanach verschieben; aber er muß jetzt heraus. Die Sache darf nicht auskühlen.

Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Reinbeck auf und ab schillern müsse, ist ein guter Witz, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmalrumor drin sitze. Es kommt viel Geld ein.

Das Album wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.

Ich freue mich höchst auf Euch, meine liebe Tertschi!

---

[1] Das winzige Neuberg mit seinen paar Häusern hatte sechs Frühlingsalmanache von Lenau verlangt.

Niembsch an Emilie in Stuttgart.

Salzburg, den 27. März 1835.

Mein Reisen geht langsam, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächst Geißlingen stieß mir nichts auf, als ein paar Entwürfe zu lyrischen Gedichten. In Geißlingen war ich allein, und spielte mir einen Beethovenmarsch und recapitulirte die schöne, so schnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen. Mein Abwechseln zwischen Stuttgart und Wien hat durch das oftmalige Abschiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieser Orte bleiben, ehe ich zum andern hinüberrolle, aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch saure Beeren an Ihren Weinstöcken, wenn ich wiederkehre, aber gewiß keine sauren Gesichter über das Zufrüh.

In Ulm fand ich bei Kiederlen eine herzliche Aufnahme. Montag[1] fuhr ich auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Gallerie. Abends war Concert im Odeonsaal, gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser. Mittwoch mußte ich noch in

[1] Den 23.

München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich beſuchte nochmals die Gallerie, ſpeiste dann in unſerem Kreuz, wo ich auch wohnte, in großer Tiſchgeſellſchaft; ſprach übrigens den ganzen Tag über beinahe nichts. Abends macht' ich einen Spaziergang im Hofgarten, denſelben, den wir zuſammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüthe recht ruhig, heiter und voll geſegneter Gedanken. Das waren aber keine poetiſchen Gedanken, ſondern von jenen feſten, ſtarken, klaren, charakterreifenden, für welche ich dem Himmel, wenn ſie mir manchmal zu Theil werden, mehr danke, als für die glücklichſten poetiſchen Einfälle. Ja, dieſe Stunde war geſegnet! Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieſer Erde, und dann auch meinen Freunden eine freudige Erſcheinung ſeyn. Vielleicht! — Geſtern fand ich einen Wagen, und ſitze nun in Salzburg. Auch unſere Berge ſind ganz traurig. Alles überſchneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie iſt freilich ein Strom, aber keiner, der in ſeinen Ufern an uns vorüberzieht, ſondern ein uferloſer, überſchwemmender, der heranſchwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unſerer Freuden, Wünſche und Hoffnungen in ſeine Fluthen begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unſeres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch ſelbſt weggeſpült. Wenn dann nur, was ſich liebt, auf dem höchſten, letzten Felſen beiſammenſtünde und auf einmal fortginge! Uebermorgen den 29. reiſe ich mit einem Landkutſcher nach Wien. Der Eilwagen geht erſt Dienſtag ab, den 31. Den 2. April komme ich in Wien an.

Schwab an Anaſtaſius Grün.

Stuttgart, 15. April 1835.

Ich würde längſt nach Ihrer Exiſtenz mit einem Briefchen geforſcht haben, wenn mir nicht unſer Niembſch (der jetzt wieder in Wien iſt) geſagt hätte, daß Sie höchſt wahrſcheinlich in Italien ſeyen. Glück zu der Erinnerung an dieſe herrliche Reiſe, die ich mir für mich ſelbſt gerne noch vorſpiegle! Guſtav Pfizer erzählt gar zu einladend von all den Herrlichkeiten, und jetzt hat Ihr Brief, und beſonders Ihre köſtlichen

Gedichte, neue Sehnſucht erweckt. Die ſo ſchöne Gabe hat dem Almanach recht Noth gethan, beſonders da Niembſch ſeine Hauptkraft einem Frühlingsalmanach zuwendet, zu welchem er ſich unerwartet hat beſtimmen laſſen.

Aus der Zeit dieſes Aufenthaltes Lenau's in Stuttgart iſt ein Bildniß von ihm vorhanden. Seine Freundin Emilie ſelbſt hat ihn gemalt. Gleich nach ſeiner Abreiſe ſchrieb ſie ihm, am 30. März 1835: „Wenn der Thee bei uns oben iſt, wird Ihr Bild bei uns aufgeſtellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entſchieden, daß es im Wohnzimmer ſeine feſte Stelle haben ſoll, weil es da jedem Einzelnen am nächſten ſey, und unſerem engen Kreis nie fehle. Steinkopfs Arkanum hat ſich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Laſur über das Ganze hat ſo viel Harmonie und Lebensfriſche hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt iſt. Ich habe eine kindiſche Freude daran, und könnte mir auf das Gelingen dieſer, gewiß recht ſchwierigen Aufgabe, etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bischen Talent.“ Sodann wieder am 5. Mai: „Ihr Bild wird viel bewundert, und ich immer ein bischen mit, was mir in dieſer Verbindung auch ganz angenehm iſt. Sagen Sie unſerer lieben Thereſe, wenn gleich ich mich nie werde davon trennen können, ſo lange ich lebe, ſo ſoll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deßhalb auch nicht näher bezeichnen will.“ Als dieſe erſt nach dem Tode Lenau's eingeſehenen gütigen Zeilen auch nach Stuttgart mitgetheilt wurden, mit der Bitte für Thereſe, wo möglich in den Beſitz des ihr ſo theuren Vorausvermächtniſſes geſetzt zu werden, konnte leider derſelben nicht mehr entſprochen werden, da der nach ſeiner Gemahlin verſchiedene Hofrath Reinbeck in ſeinem letzten Willen ausdrücklich beſtimmt hatte, daß das werthe Bildniß für ewige Zeiten in der Hartmann'ſchen Familie zu verbleiben habe. Es iſt nur billig, daß das Abbild denjenigen Kreis nie verlaſſe, worin ſich das Urbild ſtets ſo heimiſch gefühlt hat. Im April 1835 bewies ſich Niembſch ſeinen Freunden nach allen Seiten hin gefällig, für ſeinen Freund Reinbeck in Stuttgart, den Hauptſtifter des Schillerdenkmals, bewarb er ſich in Wien um Beiträge hiezu; worunter

beſonders der des Erzherzogs Karl durch die gefällige Verwendung eines hochachtbaren Mannes ſehr erfreulich ausfiel; auch beſuchte Niembſch auf Reinbecks Antrieb die edle Karoline Pichler zu ſeinem eignen Vergnügen; den Wiener Dichtern Frankl und Bauernfeld dagegen vermittelte er das Erſcheinen des epiſchen Gedichtes Colombo und des Schauſpiels Helene bei Brodhag in Stuttgart. So wußte er ſeine beiden Hauptaufenthalte Wien und Stuttgart in ſtets freundlichere Berührung zu bringen.

Um dieſe Zeit herrſchte ein beſonders warmer Verkehr zwiſchen ihm und dem eben wieder einmal in Wien befindlichen Dichtergrafen Auersperg; ja ſie bildeten ſich mitunter ſogar einen gemeinſchaftlichen Lebensplan, zu deſſen beſſerer Verwirklichung Niembſch wohl ſelbſt gern an dem Arme ſeines Freundes eine holde Gräfin aus Württemberg ſich träumte, bis er erfuhr, daß dieſe bereits gewählt. Und von jener Lebensvereinigung kam nicht einmal ſo viel in Erfüllung, daß Niembſch, wie oft auch eingeladen, auch nur kurze Zeit auf dem gräflichen Schloſſe zu Thurnamhart in Krain, mit dem Beſitzer wettſingend, gewandelt hätte.

Niembſch zog ſich Anfangs Mai in die Einſamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes, rechts, in ein ſchönes einzeln ſtehendes ſchloßartiges Gebäude, mit großem Garten, der ſich rückwärts in einen Bergwald verläuft, in welchem er den am 8. Mai erfolgten Tod einer jungen edlen Freundin und tüchtigen Beethovenſpielerin, trauernd ſang:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir ſonſt gebot,
Doch denk' ich hier in Waldesdämmern
Einſam gerührt an Deinen Tod.

(An Louiſe.)

Hier in Hütteldorf dichtete er auch dann noch ſein Schmauchlied: „Mein Türkenkopf" in einer begeiſternden Rauchwolke hochedlen Knaſters, der ihm von ſeiner Freundin Emilie geopfert worden war.

Ende Juni hatte Niembſch die Freude, einen Jugendfreund, den Arzt Keiller aus Ungarn, wieder zu umarmen, was dieſer in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 2, folgenderart ſeinem Puſzta-Reiſegefährten Kompert erzählt: „Ich hatte Lenau ſeit Jahren nicht geſehen, da

führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn sehen, und hören Sie zu — gleich mein Geständniß: ich dachte mehr an Lenau's Dichterruhm, als an den früheren Studien- und Stubengenossen; ich stellte mir ihn stolz und abstoßend vor; dennoch wollt' ich es versuchen. Im silbernen Kaffeehaus, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen.[1] Ich ging hin. Lenau spielte eben Billard. Von dem Tischchen aus, auf welchem gewöhnlich die Kreide zum Bestreichen der Billardstäbe liegt, sah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen; da blickte er mich erst starr an, und mit dem Ausruf: „„Keiller, bist Du's wirklich?"" ließ er Stock und Kreide fallen, und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembsch, der alte unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel; wir saßen zusammen und sprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinsten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; sie schienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu interessiren. „„Was meinst Du, Keiller, — rief er einmal flammenden Auges — wenn ich zu Deinen Slovaken ginge? und kranke Leiber kurirte! Vielleicht nähme dann Vieles in meinem Leben eine andere Gestalt an!"" Diese Worte klingen mir noch im Gedächtniß. Ich habe Lenau nie wieder gesehen."

Sonntag den 28. Juni wanderten Niembsch und ich nach Heiligenkreuz, einem mehrhundertjährigen Kloster im Wienerwalde, eine kleine Tagreise von Wien.

Oberhalb Gießhübel, von wo über eine endlose, dörferübersäte, fruchtbare Fläche das Auge hinfliegt, vertieften wir uns in einsame Wälder. Als wir eine tiefe, stille, grüne, dichtbeschattete Waldthalbucht, mit einigen, mehr malerisch, als furchtbar herausragenden Felsen, unter uns liegen sahen, im Hintergrunde von fernen Gebirgen überblaut, sprach Niembsch: „Sieh' da, die schwäbische Alb!" — Dann wandelten wir zwei Stunden lang immer oben auf dem Gebirgsrücken dahin, zwischen Buchen und Tannen, Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengesang und Finkenschlag und dem einfältigen harmlosen Liede hundert anderer Vögel begleitet, und wir sprachen von nahen und fernen Freunden

[1] Er hatte sich just damals von Hütteldorf nach Wien begeben, um sich auf eine Fußreise vorzubereiten.

und von der göttlichen Kunſt, und Niembſch meinte: unſere Kunſt wäre eben noch zu ſehr Kunſt, zu ſehr abſichtlich und zweckbefliſſen; ſie ſollte mehr Natur und kindlicher ſeyn.

Nachmittags erblickten wir in der Ferne den Edelſtein des untern Oeſterreichs, den grauen ehrwürdigen Schneeberg; hinter Dornbach vor Heiligenkreuz betraten wir das lieblichſte Wieſenthälchen, das ich mein Lebtage ſah. Niembſch, auch ganz entzückt davon, wollte Aehnliches geſehen haben bei Tübingen, und er erinnerte ſich lebhaft Uhlands, Mayers und Schwabs. Auf beiden Seiten ſtiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübſches Ahornwäldchen bis faſt an unſere Zehen herunter, und ein lautlos Wäſſerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Niembſch für ſeine Schweſter pflückte. In Heiligenkreuz rief Niembſch ein paarmal aus: „Wenn Kerner bei uns doch wäre! der würde aufjauchzen: „„Das iſt zu lieb!““ Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzkloſter von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Steyermark, in den abenteuerlichſten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft ſchallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm laut ſingend und betend anſchwamm, und überall war es lebendig und abſonderlich.

Um acht Uhr des andern Morgens ſchieden wir in Regengewölk; Niembſch und ſein Hund ſüd-, ich oſtwärts.

Niembſch an Schurz in Wien.

Neuberg in Oberſteyermark, den 10. Juli 1835.

Meine Reiſe bis her war ſehr angenehm. Ich nahm den Weg von Kaumberg über Ramſau nach Rohr. Von Rohr über Schwarza, den Oberhof, die Saurüſſelbrücke (eine herrliche Felſenſchlucht, von der Naß durchſtrömt, ähnlich dem Gutenſteinerpaſſe mit einer Längenbrücke; ich verweilte einen Tag dort), über den Naßwald in die Nähe der „kahlen Mauer,“ wo überaus herrliche Felſenberge zu ſchauen; dann über die Naß, einen ziemlich hohen waldbeſchatteten Berg, nach Neuberg. Von hier aus hab' ich mit Bruder Paul und dem Kaplan die Schneealpe beſtiegen, welche dieß inſoferne verdient, als es ſehenswerth iſt, wie die Aelplerei

ins Größere, gleichsam koloniemäßig betrieben, sich ausnimmt. Aber die Aussicht ist ordinär, das Vieh schlecht, die Schwaigerinnen meist schmutzig und garstig. Wir waren sehr lustig auf diesem Ausflug. Gestern machten wir mit Hampe einen andern zum „todten Weib." Morgen zieh' ich weiter, und zwar über Mürzsteg, Niederalpel, auf den Weichselboden, besteige den Hochschwab. Was dann? weiß ich selbst noch nicht. Bis Ende Juli komm' ich nach Wien. Meine Gesundheit ist trefflich. Mein Feldmann ist sehr brav. Besonders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleißiges Suchen. Leb' wohl, geliebter Bruder! geliebte Schwester! sammt Euren Kindern. Euer Niembsch.

Mit dem Dichten sieht es übel aus. Alle Geistesthätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Hampe hat mich überaus freundlich aufgenommen und herzlich und herrlich bewirthet. Bruder Paul ist sehr vergnügt und ein angenehmer tüchtiger Mann. Der Kaplan ist ein ganz fideler Kauz. Er hat auf die Schneealpe Dein Gedicht „Das todte Weib" mitgenommen, worein er ganz verliebt ist. Ich hab' es in der Sennhütte deklamirt mit großem Beifall. Auch ein Herr v. Pebal war mit oben. Meiner lieben Resi hab' ich von der Schneealpe ein hübsches Blümlein aufbewahrt. Adieu, lieber Bruder! ich freue mich auf unser Wiedersehen. Auf dem Heimweg bist Du wohl recht durchnäßt worden! Der zweitägige Regen hat mich in einem scheußlichen Dorfwirthshause zu Meierling festgehalten.

Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Fußwanderung Lenau's im Gebirg war wohl sein frommes und inniges Gedichtlein: „Weib und Kind." Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Thäler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kalberl" begegnete.

Niembſch an Anaſtaſius Grün.

Neuberg, den 10. Juli 1835.

Innig geliebter Freund!

Endlich bin ich auf meiner Fußreiſe hier angekommen, endlich beantworte ich Euren Brief, der mir eine Erquickung und Freude gebracht hat, wie ſie mir ſelten und immer ſeltener zu Theil werden. Fahrt fort, mein Freund zu ſeyn; Ihr ſollt mich auch unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt keinen, der Euch ſo kennt, ſo liebt wie ich. Die wenigen Stunden unſers letzten Zuſammenſeyns haben uns um ein Gutes näher zuſammengerückt, und bereits ſpürte ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundſchaft, wenn wir uns ungeſtört angehören konnten. Was würde erſt ein längeres Zuſammenleben wirken! Doch muß ich mir dieſes immer noch verſagen und etwa vom nächſten Winter hoffen.

Alles, was ich hier über Herzog Otto[1] auftreiben konnte, beſteht in einer Abſchrift der Privilegien, welche dieſer Fürſt dem von ihm geſtifteten Ciſterzienſer-Convente ertheilt hat. Monasterium gloriosae Virginis Mariae in Novo Monte.

In der Gruft des Stiftes Neuberg liegen die vermoderten Gebeine von Herzog Otto, von ſeiner erſten Gemahlin Eliſabeth, ſeiner zweiten Anna, und ſeiner beiden Söhne Leopold und Friedrich in ſchlichten Särgen von Sandſtein. Lange war, wie man mir erzählte, die Begräbnißſtätte vergeſſen und verborgen geblieben und hatte die Kapelle über der Gruft zum Holzgewölbe gedient; erſt vor ungefähr fünfzehn Jahren ward die Gruft entdeckt und vom vorigen Kaiſer eine Gedächtnißmeſſe geſtiftet, und in der Kapelle ein Marmorgrabſtein mit folgenden Inſchriften veranlaßt: Otto Dux Aust. St. Car. etc. Alb. Rom. Imp. Fil. Nov. Mont. Fund. ob. 26. Feb. 1339.

Prima Conj. Elisabetha. Duc. Bav. inf. Fil. ob. 25. Mart. 1330. Secunda Conj. Anna Fil. Reg. Boh. Soror Carol IV. Imp. ob. 8. Dec. 1338. Fridericus Fil. ex serenissima Domina Elisabetha. ob. 16. Dec. 1344. Leopoldus Fil. ex serenis. Domina Anna. ob. 17. Aug. 1344.

[1] Derſelbe ſpielt in Anaſtaſius Grüns „Pfaffen vom Kahlenberge“ eine große Rolle.

Was die Pfaffen verleiten mochte, die Gruft zu verheimlichen (es wurde jedem ein Eid abgenommen, das Geheimniß zu bewahren), war, wie man vermuthet, verbrecherische Ausplünderung der Leichen, denn diese wurden ohne allen Schmuck in ihren Särgen gefunden. Herzog Otto war nach der Länge seiner Gebeine ein sehr langer Mann von wenigstens 6′ 6″, nach den vorhandenen beiden Bildnissen war er ein schöner Mann. Langes schwarzes Haar, schwarze Augen voll Contemplation, edle feingekrümmte Nase, um den Mund ein Zug eleganten Spottes und des Bewußtseyns auch geistiger Ueberlegenheit. Auf beiden Bildern erscheint sein Haupt mit Rosen bekränzt; doch ist der Ausdruck seines Gesichts nicht der einer durchgängigen Fröhlichkeit, vielmehr bezeugten Aug' und Stirne, daß der Mann, wenn er allein war, sehr ernste Stunden haben mochte.

Morgen, mein geliebter Freund, pilgere ich weiter in die Berge. Meine Wallfahrt gilt der Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Ich wollte Euch gerne Alles schreiben können, was mir auf meinen Bergwegen durch Kopf und Herz gefahren. Nach acht Tagen reise ich nach Wien zurück. Schicket mir bald was für den Almanach, damit ich das Manuscript zusammenstellen kann. Einige Faustische Scenen habe ich bereits weiter gemacht. Ich freue mich schon recht auf Euren Beitrag. Lebt wohl, lieber würdiger Freund, und seyd glücklich auf Eurem Terglou. Der Herbstwind soll uns, mein' ich, wohl zusammenblasen. Ich umarme Euch mit vollem Herzen. Euer Niembsch.

Niembsch an Max in Penzing bei Wien.

Neuberg, 11. Juli 1835.

Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirthshäuslein, in der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten, hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Scharivari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack soff, stritt, schrie und stank durch

einander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen bei reinem Himmel entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfriſchte Bergwieſen und Wälder. Der Genius (oder Dämon?) meiner Reiſen ſchien es auf dieſen Effect angelegt zu haben. Mir war unausſprechlich wohl zu Muth. Auch mein Feldmann war, obſchon ohne ſeine Penzinger Fidel, fidel. Es iſt eine wahre Luſt zu ſehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune ſpringt. Nur machmal ſcheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbiſſen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmuth eines gekränkten Magens anblickt.

In den Bergen Unteröſterreichs iſt es jetzt ſehr unſicher; allenthalben würzte man mir meine einſame Fußreiſe mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wanderern verübt. In Steiermark iſt dergleichen nicht vorgekommen. Heute Abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einſamkeit, dieſer wahren Mutter Gottes im Menſchen. Von hier geh' ich auf den Hochſchwab. Die Neuberger Schneealpe habe ich bereits beſtiegen. Auf dieſem über fünftauſend Fuß hohen Berge wird die Sommerwirthſchaft ins Größere getrieben; ſiebenundzwanzig Hütten mit eben ſo vielen Schwaigerinnen ſind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerſtreut. Der Anblick dieſer Colonie iſt hübſch. Nur Schade, daß das Vieh ſo ſchlecht iſt, und daß die Sennerinnen nicht poetiſch ſind. Garſtig und unrein ſind ſie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu beſingen; ſo unflätig, daß auch auf dem ganzen Leib einer ſolchen Schwaigerin nicht ein ſauberes Fleckchen zu finden iſt, wo man einen Vers appliciren könnte. Meine Geſundheit iſt vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe faſern mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung. Die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu meinen Füßen. So groß auch meine Genüſſe ſind auf dieſer Reiſe — manches vermiſſe ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufſpielen, um mir Beethoven zu erſetzen, und Penzing kann mir ſelbſt der Himmel nicht erſetzen. Du ſiehſt, daß ich meine Nothpfennige von Courtoiſie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felſen.

Niembſch an Schurz.

Neuberg, den 12. Juli 1835.

Ein plötzlich eingefallener Regen hielt mich geſtern noch hier. So eben ſagte mir Freund Hampe, unſer Freund Prean werde in acht Tagen hier eintreffen und einige Tage bleiben. Ich habe mich entſchloſſen, auf anderem Wege wieder nach Neuberg zurück, und von da nach Wien zu reiſen. Einige Tage mit meinem lieben Freund Prean in den hieſigen Gebirgen herumzuſtreichen, wäre mir ſehr angenehm. Meine Kleider ſind bereits jetzt erbärmlich zugerichtet; vollends vom Hochſchwab werde ich in einem desperaten Aufzug wieder erſcheinen. Sey ſo gut, lieber Schurz, mir folgende Stücke aus meiner Garderobe herauszuſuchen:

Den blauen Frack;

Ein Paar Sommerhoſen; wählſt Du von den nankingenen, ſo bitte ich welche ohne Strupfen, weil mir die mit ſolchen zu kurz wären;

Ein Gilet und die beſte Cravate.

Wenn Prean wirklich kommt, ſo könnte er vielleicht die Güte haben, das „Äckerl" mitzunehmen; wo nicht, könnte es Reinhofer bringen. Ich werde etwa in zehn Tagen wieder hier ſeyn, dann noch ein paar Tage bleiben, und ſodann zu den Meinigen kutſchiren. Ginge es mit dem Dichten, ſo würde ich wohl noch länger reiſen; aber der Almanach!

An Max hab' ich geſchrieben; Du brauchſt Dich alſo nicht mit Benachrichtigung zu beläſtigen.

Adieu, lieber Bruder! Küſſe mir die Reſi ſtatt meiner. Hier ein Blümlein der Schneealpe! Ich küſſe auch Deine Kinder. Dein Niembſch.

Niembſch beſtieg wirklich den Hochſchwab. Wäre er nur nicht ſo bald darauf nach Wien zurückgekehrt — wir hätten uns wohl einer eben ſo köſtlichen Beſchreibung dieſer Beſteigung zu erfreuen, wie jener des Traunſteins am 9. Juli 1831. Die Beſteigung war, wie ich noch im Allgemeinen weiß, ungemein angenehm. Niembſch hatte in der Hütte des Waldhüters in der „Höll" am Fuße des Berges eine ſehr freundliche Aufnahme gefunden, und von dort, wenn ich nicht irre, in Geſellſchaft des hübſchen Hüttertöchterleins, den ſchwäbiſchen Rieſen, den höchſten, worauf er je ſeine Sohle geſetzt, rüſtig und freudig erklommen.

Auf ſeiner Rückkehr nach Neuberg dürfte Niembſch mit ſeinen Freunden v. Prean und Hampe ſchon in dem Eiſengußwerke nächſt Mariazell zuſammengetroffen ſeyn, woſelbſt er durch ſein wunderbares Lippenpfeifen Hampe in vielleicht nicht viel minder achtungsvolles, faſt heiliges Erſtaunen verſetzte, als wie früher durch ſeine eindrucksmächtigen Gedichte. Lenau war auch in dieſer ſonſt verachteten, weil gemeinen Kunſt — Lenau. Uebrigens zeigt auch dieſe ſchöne Ausfahrt wieder die große Beweglichkeit der Entſchlüſſe Lenau's. Er kehrte weit vor der Hälfte des anfänglich beabſichtigten Weges (er hatte bis ins erhaben ſchöne Pinzgau wollen, wo die Maler nur kniend zu malen wagen) wieder um. Die Wirklichkeit konnte ſeinem ewig voraneilenden unſtäten Geiſte nie raſch genug nachkommen, und er verlor dann die Luſt der vollen Ausführung, wozu überhaupt ruhigere, geſetztere, wenn auch ſelbſt beſchränktere Seelen geeigneter ſcheinen. Er gelangte glücklich nach Hütteldorf zurück, von wo er nachher wieder zu den Schwarzſpaniern zog. Vielleicht war auch ſein harlicher „Steyrertanz" eine ſpäter gereifte Frucht dieſes Ausflugs.

Niembſch an Mayer.

Wien, 15. Auguſt 1835.

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden, Friedrich Kleyle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er iſt ſehr brav und liebenswerth. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Waſſeralfingen, wo er die Eiſenwerke zu ſehen wünſcht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, was Du ihm erzeigt haben wirſt.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude geleſen. Deine wahre, edle Freundſchaft dauert, und ich kann ſie nicht todtſchweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächst, wenn auch im Stillen. Du dankſt mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterſtützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Fauſt, angeſpieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Luſt, den Leuten was vorzuſetzen. Deine Bemerkungen über den Fauſt haben mich ſehr erfreut.

Das Gedicht iſt in wenigen Tagen fertig. Fauſts Tod iſt bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht ſo gar übel, ſo möcht' ich dem Fauſt wohl ein einleitendes Wort der Verſtändigung voranſchicken; z. B. daß bei dieſem Gegenſtande eine abgeſchloſſene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgeriſſene Züge aus ſeinen äußern Erlebniſſen hingeſtellt habe, zwiſchen welchen hindurch die Perſpektive in einen großen Hintergrund offen geblieben iſt; daß die einzelnen Facta aus ſeinem Leben mehr exemplicativ, und gleichſam als Repräſentanten von mehreren ähnlichen hingeſtellt ſeyen, denn als definitive Erzählung. Bei dieſem Stoße kommt Alles auf pſychologiſche und metaphyſiſche Einheit an; die hiſtoriſche würde nur ſchaden, weil ſie zu begrenzend wäre u. ſ. w.

Deine Idee einer Satyre über die Ergebniſſe philoſophiſcher Syſteme iſt gut; aber für den Umfang meines Gedichtes würde ſo etwas nicht paſſen. Wäre die Satyre kurz, ſo wäre ſie zu dunkel; wäre ſie lang, ſo wäre ſie zu lang. Ueberdieß könnte man mir's als eitles Auskramen meiner philoſophiſchen Erudition mißdeuten.

Deine Gedichte ſind allerliebſt. Abendſchwere iſt wahrhaft ſchön. Wenn der Almanach wieder erſcheint, ſo bitte ich Dich weiter um einen beträchtlichen Beitrag.

Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunſt der Recenſionen möglich iſt, ſo ſteh' ich ab vom Vertrage, und geb' eine Sache auf, die mich ohnedieß nicht mehr freut.

Was macht unſer Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du ſchreibſt. Ich freue mich wieder recht auf Euch, meine lieben Freunde!

Leb' wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid.[1] Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in specie meine Pathchen. Von ganzem Herzen Dein Niembſch.

[1] Stadtſchultheiß Bruckmann in Heilbronn war ein Schwager Mayers und guter Bekannter Lenau's geweſen.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Stuttgart, 22. August 1835.

Werther Herr v. Niembsch!

In höflicher Antwort auf Ihre werthen Zeilen vom 8. d. können wir Ihnen aufrichtig gestehen, daß wir keinen Augenblick wegen dem Frühlingsalmanach in Angst waren, und sind weit entfernt, denselben eingehen zu lassen, indem wir nicht gewohnt sind, unsere Unternehmungen durch bezahlte Kritiken bestimmen zu lassen.

Sobald Sie uns mit Manuscript zum zweiten Jahrgange dieses Almanachs erfreuen, eben so geschwind können wir mit dem Druck beginnen, und wenn derselbe unter Ihrer persönlichen Leitung stattfinden könnte, wäre uns um so angenehmer. Was die Anticipation Ihres Honorars betrifft, stehen wir Ihnen gerne zu Diensten.

Mit wahrer Achtung und Freundschaft zeichnet Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seine Wiederhinausreise nach Schwaben auf Anfang Septembers festgesetzt, nun aber, da er sich durch die freundliche Gefälligkeit der Brodhag'schen Buchhandlung für längere Zeit einer für einen Dichter zumal sehr lästigen Sorge enthoben sah, verschob er jene auf unbestimmte Zeit. Die leidigen Geldsorgen waren für kein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, und sie vermehrten seine natürliche Mißstimmung oft ungemein. Um sich ihrer möglichst zu entschlagen, und auch um eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, bereitete er sich damals ernstlich für die ästhetische Professur an der theresianischen Ritterakademie in Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter seiner Würde hielt, sich um dieselbe auf dem allgemein vorgeschriebenen Wege zu bewerben. Sie sollte ihm angeboten werden, und zu so etwas war man damals noch sehr wenig geneigt. Ueberhaupt hat der große Staat Oesterreich nie das Geringste für seinen größten Dichter gethan, widrigenfalls dieser wohl nie das traurige Ende genommen hätte, das er leider nahm.

Niembsch war zu dieser Zeit so wenig zum Dichten aufgelegt, daß

er ſeinem Freunde Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum Schilleralbum anging, als einen ſolchen aus dem alten Büchlein: „Der Deutſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche“ in zwei Teil zuſammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen; Amſteldam bei Ludwig Elzevieren Nr. 1653 die im erſten Theile Seite 152 vorkommende Stelle ausſchrieb:

„Wer ſtirbt, ehe er ſtirbt,
Der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.“

Späterhin ließ ſich Niembſch durch Reinbeck doch bewegen, ein eigenes Gut hiefür abzugeben, und zwar „Gutenberg.“

Jenes Sprüchlein aber hatte Niembſch, dem Ahnungsvollen, nicht umſonſt ſo gefallen, denn dieſe Reime, welche „Johann der Aeltere, Graff zu Naſſau, deß Printzen von Branien Bruder, Stiffter der Schul Herborn“ in ſeinem 71. Jahre in ſeinem Gemache an die Wand geſchrieben, ſind — freilich anders, als urſprünglich gemeint — an Niembſch ja ſelbſt ſpäter buchſtäblich in Erfüllung gegangen: „Er war todt, ſechs Jahre lang, bevor er ſtarb, und nun geſtorben, lebt er ewig.“

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, (ohne Tagangabe, wohl vermuthlich): den 23. November 1835.

Lieber Bruder, liebe Schweſter!

Ich bin ganz gut angekommen, und habe meine Angelegenheiten bereits ſo weit betrieben, daß der Druck meines Fauſt bei Cotta in wenigen Tagen begonnen wird. Bei Reinbeck und Hartmann hab' ich Alles geſund getroffen, nur Julie iſt noch nicht ganz geneſen von einer fieberhaften Bruſtkrankheit. Geſtern hatten wir ein großes Diner bei Cotta. Reinbeck, Hauff (Redacteur des Morgenblattes), Grüneiſen, Menzel, Pfizer und ich waren dabei. Es ging ſehr lebhaft zu. Es gab einen hitzigen Streit über Goethe's Briefwechſel mit Bettina. Ich brachte durch einige Behauptungen Alles in Aufruhr und Durcheinander; dabei wurde gezecht, daß der Bediente heute einen ſteifen Arm haben muß von lauter Einſchenken. Cotta machte den Wirth auf die liebenswürdigſte Weiſe. Auch

ſeine Frau war ſehr angenehm. Ich ſaß neben ihr, und mußte von Zeit zu Zeit meine lauten Declamationen und Demonſtrationen unterbrechen mit ſanften Tönen, die ich an meine freundliche Nachbarin zu richten durch den Anſtand gezwungen war.

Karl Mayer hat mich bereits beſucht. Er iſt ſehr heiter. Uhland wird jeden Tag erwartet; die Ständeverſammlung ſoll am 27. d. eröffnet werden. Der Streit zwiſchen Menzel und Gutzkow hat hier viel Senſation erregt. Ich habe nun die Streitſchriften alle durchleſen, welche hin und her gewechſelt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Verwegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine ſchlechte. Es iſt natürlich, daß des Publikums Beifall ſich dem erſteren zuwendet.

Das Geſchenk an die Emma Kerner[1] und das an Mayers Kinder[2] werd' ich perſönlich abgeben. Emilie hat große Freude an Deinem Ring, liebe Thereſe.

Schicke mir Dein Manuſcript ſo bald als möglich. Ich werde nicht lange hier bleiben, ſo wohl ich mich auch fühle im Hauſe meiner treuen liebevollen Freunde.

Sage Bauernfeld, für die Aufführung ſeines Stückes ſey hier wenig Hoffnung. Grüße meine Freunde. Lebt wohl, Ihr Lieben, mit Euren Kindern! Ich umarme Euch Alle. Euer Niembſch.

Der Bruder von Kerners Frau, mein „Herr Onkel" Ehemann, iſt leider geſtorben. Ein guter Mann!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 26. November 1835.

Wenn ich meinen abſcheulichen Schnupfen in Wien hätte, ſo würde ich Sie doch beſuchen, auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Naſaliren, vulgo Schnoſeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf iſt ſo ſehr eingenommen, daß ich dieſen Brief unter Thränen ſchreibe, und meine Feder

[1] Ein ſilbernes Nähzeug.

[2] Ein Bilderheft, den Wiener Straßenausruf darſtellend, wodurch, wie Mayer S. 21 erwähnt, ſeinen Kindern, mit der Hülfe von Niembſch, die Wiener Mundart drollig genug, ganz geläufig wurde.

ſogar ſchnoſeln muß; aber Sie werden gewiß entſchuldigen. Das iſt ſchon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich Anfangs mit meinem Schnupfen beſchäftige.

Ich bin noch immer nicht fertig mit activen und paſſiven Beſuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht geſehen, noch auch die Gräfin Helene. Bei meiner nächſten Zuſammenkunft mit Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derſelben mein Gedicht, das in Caſtelli's Almanach ſteht, vorzuleſen.[1]

Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Iſt das nicht luſtig?

Ueber meine Rückreiſe nach Wien will ich dießmal ſo lange nichts Beſtimmtes ſagen, als ſie nicht unabänderlich beſtimmt iſt. Nur ſo viel iſt vorderhand gewiß, daß ich reiſe, ſobald ich meinen Fauſt in der Taſche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, ſondern, gewiſſer dringender Geſchäfte wegen, die aber höchſtens vier Wochen wegnehmen, vorerſt nach Heidelberg abgehe. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und ſich ſelbſt herzlich von Ihrem Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 9. December 1835.

Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, ſich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um ſo weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe ſittliche Würde, deren Bewußtſeyn Ihnen ein ewiger Quell ſtiller Freuden ſeyn muß, wie ſie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude iſt, und eines der erheiterndſten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren ſtillen feſten Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie

[1] Dieß Gedicht hat Niembſch nicht in ſeine Sammlung aufgenommen. Frankl gibt es auf S. 91: „An die mediſirenden Damen.“

ſich nicht feindſelig ab von ſich ſelbſt! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, iſt ſchön, und ich habe das immer ſo hoch geachtet an Ihnen; aber laſſen Sie ſich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, dieſe Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für dieſe Welt. Und ſomit iſt meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübſinn ſeyn und Ihr verwünſchter Zahnſchmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er iſt mir der alte liebe Freund; betrübend aber war mir der Anblick ſeiner herabgekommenen Geſundheit. Er ſaß eben mit Helenen zu Tiſche, als ich ankam. Ich ſetzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir Beide Geſchichten ganz ausführlich; dann ſtanden wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geſchichten hatten noch kein Ende und dauerten, bis ich mich wieder in den Wagen ſetzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte ſtattgefunden, ſo lange mir Alexander einige ſeiner Geiſteskinder vorlas und mir ſeine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebſt ſind, beſonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard iſt ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberger.

Mit meiner Heidelberger Reiſe wollte ich Sie nicht ärgern; ſie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden ſind in den Brunnen gefallen; Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehemann in Oehringen, mit dem ich jagen wollte, iſt geſtorben.

Sobald mein Fauſt gedruckt iſt, reiſe ich nach Wien. Wir warten, wie geſagt, auf das Papier; kommt dieſes in einigen Tagen nicht an, ſo laſſ' ich auf das vorräthige ſchlechtere drucken.

Fräulein v. Bauer iſt die alte Liebenswürdige. Neulich ſpielt' ich ihr eine Beethoven'ſche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich dieſe gewandte Hofdame frug: „In welcher Gemüthsſtimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt?“ Ich durchſchaute die kleine Diplomatik und antwortete: „„Ich habe den letzten Sommer in großer Gemüthsruhe verlebt.““ Sie dachte an jene lange Geſchichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterſchluckte. Das iſt aber ja ſchon wieder ein Trätſchchen! Dießmal entſchuldigt mich kein Schnupfen.

Alexander ſoll zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit reiſen. Er trug mir eine gemeinſame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht ſo übel; ich habe aber doch keine Luſt dazu. Mit dem Dichten gehts gar nicht. Geſtern Abend war ich gräßlich verſtimmt. Meine Hypochondrie regt ſich wieder; ich muß bald reiſen. Hinter dem Eilwagen wird dieſer Hund zurückbleiben, und ſtellt er ſich in Wien wieder ein, ſo muß ihn Roſalie in die Flucht lachen. Graſſirt in Wien das Nervenfieber, ſo haben wir hier das Schleimfieber. Man ſieht da überall in den Gaſſen der ungeſunden Stadt die Herren Doctoren in ihren ſonderbaren Einſpännern. Ich bin jetzt ſehr geſund; alle krankhafte Dispoſition hat ſich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt mit Ihren Kindern von Ihrem Niembſch.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, am heil. Chriſtabend 1835.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt zwölf Blätter. Einige davon ſind ſo ſchön, daß man ſie demjenigen, der ſie nicht ſo ſchön findet, an die Stirne nageln ſollte.

Grüße mir Deine liebe Frau und Dein ganzes heutiges Chriſtkindelspublikum. Den Brief an Hauff hab' ich abgeſchickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch ſehr nach der Hand, d. h. ewig, Dein Niembſch.

Schwab an Anaſtaſius Grün (damals in Wien).

Stuttgart, den 29. Januar 1836.

Unſer lieber Niembſch ſetzt ſich heute in den Eilwagen, um in einem Zug und Flug dem Geburtstage einer geliebten Schweſter[1] zuzueilen.

Ob der Almanach[2] erſcheint, iſt noch problematiſch; ſie wollen den

[1] Thereſens; am 5. Hornung.

[2] Der „Muſenalmanach."

Papſt des verruchten „jungen Deutſchlands“ in effigie voranſtellen; da wird ein großer Theil der von dieſem geſchmähten ſüddeutſchen Dichter ſich zurückziehen. Aber, lieber Freund, ſetzen Sie einſtweilen voraus, daß er erſcheine, und enterben Sie uns nicht. Nicht wahr?

Lenau kommt als ein lebendiger Brief zu Ihnen, und ſoll Ihnen unter Anderem auch von unſerm Abſcheu vor der „jeune Allemagne“ erzählen.

Als Niembſch in Wien anlangte, traf ihn eine erſchütternde Nachricht. Sein Jugendfreund, Fritz Kleyle, war unvermuthet geſtorben. Niembſch lieh ſpäter ſeinem Schmerze in dem Gedichte: „An eine Wittwe,“ Worte. „Das war,“ antwortete ihm am 11. Februar Emilie auf dieſe traurige Mittheilung, „die Unruhe, welche Sie dießmal ſo bald aus unſerer Mitte trieb, und was mich ſo namenlos ängſtigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und dem Kummer, der Sie erwartete!“ —

Niembſch an Emilie.

Wien, den 22. Februar 1836.

Meine Geſundheit iſt gut, und die Erſchütterungen meiner Stimmung beruhigen ſich im Dichten, das mir jetzt beſonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängſtlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunſt gegriffen. Da ich zu Hauſe eſſe, was erſt um drei Uhr geſchieht, ſo geh' ich gewöhnlich erſt um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus,[1] ſpäter folgt manchmal noch ein Beſuch, Concert oder Theater.

Ich habe halb und halb im Sinne, nächſtens wieder einmal nach Ungarn zu reiſen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beiſammen iſt, wäre keine üble Zerſtreuung. Auch iſt dort, eben wegen des zahlreich verſammelten Adels, jetzt gewiß ein Zuſammenfluß der beſten Zigeuner. Es geht mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufriſchen.

[1] Niembſch hatte es dießmal ungemein bequem, er durfte nur drei Treppen niederſteigen; denn er hatte in demſelben Hauſe, wo das Kaffeehaus ſich befand, bei ſeinem Freunde Weigel ein Zimmer ſich genommen. Im nächſten Winter wohnte er aber wieder im Schwarzſpanierhauſe.

Dichter Frankl erzählt auf Seite 58: er habe einmal Niembſch aufgefordert, ſich in den ungariſchen Landtag wählen zu laſſen, wenn er ſich dazu erſt noch zuvor den Schnurrbart mit Speck ſpitzig zugewichst haben würde. Niembſch lachte herzlich über den Einfall, erwiederte aber nach einer Pauſe ganz ernſthaft: „Dazu tauge ich nicht. Erſtens bin ich der ungariſchen Sprache nicht ſo mächtig, um Reden halten zu können; zweitens verſtehe ich vom ungariſchen Rechte nichts, und vor erſtens und zweitens: Ich paſſe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten. Ich rühme mich nicht deſſen als eines Vorzuges, vielmehr möcht' ich ſo urwüchſig, ſo feurig und ſo naiv, ſo huſarentapfer und ſo gutherzig ſeyn, wie ſie!" Frankl ſchließt Seite 59: „Der faſt mythiſche Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau,[1] die beide donauaufwärts nach den deutſchen Landen wanderten, und in Sängerkämpfen ſich Lorbeeren erwarben, ſind die wunderbarſten Dichtergeſtalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der ſüßen und kräftigen Sprache der Magyaren geſchrieben haben."

Lenau ſelbſt nannte ſich einen ſtreng öſterreichiſchen Dichter." —

Ob der kleine Ausflug nach Preßburg wirklich erfolgte, iſt nicht mehr erinnerlich. Wenn aber auch, ſo war er gewiß nur ganz klein.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 14. März 1836.

Mein Leben iſt jetzt ganz kunſtbewegt. Faſt kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen muſikaliſchen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorſänger der hieſigen Synagoge, Sulzer, der ſehr wahrſcheinlich die ſchönſte Stimme in Deutſchland hat. Die von Schmidt[2] komponirten Schilflieder waren mir ſehr willkommen für dieſen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den ſogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philiſter gar „Teufelsquartett." Wenn das der Teufel gemacht, ſo bin ich ſein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir faſt das Herz geſprungen wäre. Kennen Sie nicht jene ſüße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit

[1] Siehe vor Allem die herrliche „Eulenmythe" im „Sturm" des Fauſt.

[2] Hofſchauſpieler in Stuttgart.

jedem ſolchem Tonſtück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es iſt ein köſtliches Gefühl, wie einem ſo das Leben verklingt!

Ich habe zwei größere epiſche Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten.“ Bis zum Herbſt müſſen ſie fertig ſeyn, wenn meine Geſundheit ausreicht.

Schwab an Grün.

Stuttgart, 19. März 1836.

Die Correctur des Frühlingsalmanachs beſorgte Guſtav Pfizer für unſern Niembſch, und hat daher mit Vergnügen auch Ihre Beiträge corrigirt. Ich erwarte den ganzen Almanach, von dem ich noch gar nichts kenne, mit hoher Neugierde. Von unſerem Muſenalmanach bin ich für dieſen Jahrgang definitiv zurückgetreten, da Heine's Bild, in dem Augenblicke, wo er meinen geliebten Freund und Meiſter Uhland mit dem ſchnödeſten Neide vernuglimpft, an der Spitze ſtehen wird, und Lenau, Pfizer, Menzel, Mayer, Juſtinus Kerner und Grüneiſen ihre Beiträge auf das Beſtimmteſte verweigert haben. Der Entſchluß koſtete mich viel, aber bei dem ganz innigen Verhältniſſe in welchem ich zu Uhland ſtehe, konnte ich nicht anders handeln. Reimer und Chamiſſo proteſtiren gegen meine Anſicht, die ich auch niemand aufdringen will; namentlich bitte ich Sie, keine Rückſicht darauf zu nehmen. Sie haben hier nicht dieſelbe Verpflichtung wie wir Schwaben, und es befremdet mich daher nicht, daß Hirzel-Reimer mir ſchreibt, daß Sie auch meiner Anfangs geäußerten Anſicht ſeyen, daß die Aufnahme von Heine's Bild ein Beweis von Unparteilichkeit von unſerer Seite ſey. Es wäre mir höchſt leid, wenn Chamiſſo, der mir einen ſehr traurigen Brief, welcher mich in der Seele rührte, geſchrieben hat, noch mehr Kummer von der Sache hätte, und auch Reimer möcht' ich um's Leben nicht kränken und ihm niemand debauchiren. Die Schwaben, und namentlich Lenau, beſtimmten vielmehr mich, als ich ſie.

Schurz an Schleifer in Ort.

Wien, 25. März 1836.

. . . Niembſch iſt ſeit etwa ſechs Wochen wieder hier, auch Auersperg iſt ſeit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Oſtern. Er iſt

ordentlich verliebt in Niembſch. Dieſer dürfte ein Mädchen ſeyn, ſo könnte es nicht ärger zugehen. Sie ſind den größten Theil des Tages beiſammen.

Und gleichwohl trat noch im April ganz plötzlich und unvermuthet eine leichte Trübung zwiſchen Lenau und Grün ein, der die Verſöhnung nur durch den Zufall von Grün's Abreiſe nicht ſogleich auf dem Fuße folgte, worüber dieſer am 26. December 1850, als er mich durch Ueberſendung eines Briefes Lenau's an ihn vom 5. December 1836 erfreute, folgendes beizufügen ſo freundlich war: „Der Brief bezieht ſich auf die einzige, zwiſchen uns ſtattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Löſung mir eine dringende, unabweisliche Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlaß dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entſchlüpfte, unbeſonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angeſichte des edlen Todten kann ich es ſagen — nicht durch irgend eine meinerſeits damit verbundene Böswilligkeit, ſondern nur durch die, mir erſt damals im ganzen Umfange erkennbar gewordene, in ſeiner überaus zarten Gefühlsweiſe gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit ſeinerſeits einige Bedeutung haben konnten. Wie die vorübergehende Disharmonie durch ihn die edelſte Löſung fand, geht aus dem Briefe ſelbſt hervor.“ — Ich werde dieſen zu ſeiner Zeit mit Vergnügen einreihen. Uebrigens erwähne ich zur Hintanhaltung eines etwaigen Mißverſtändniſſes, daß Lenau's anklagendes Gedicht „An einen Jugendfreund“ nicht etwa auf Auersperg in Folge des vorliegenden Falles bezogen werden dürfe, indem dieſer ſich erſt im April 1836 ereignete, während jenes Gedicht bereits in der zweiten Auflage vom Jahre 1834 zu finden iſt. Weder ich, noch ſonſt vielleicht irgend wer weiß, wem dieß galt.

Von der ſehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenau's zu jener Zeit gibt das damals entſtandene, ebenſo ſchöne als ſchmerzvolle Gedicht an ſeine verſtorbene Mutter „Der Seelenkranke“ das ſprechendſte Zeugniß. Aber das Geſchick, indem es uns mit der Rechten eine Wunde ſchlägt, reichet uns oft zugleich mit der Linken einen heilenden Balſam. Für den nur vermeintlich verlorenen Freund gewann Niembſch ſogleich wirklich einen andern, wie er uns bald ſelbſt erzählen ſoll, abgeſehen

davon, daß eben auch Graf Alexander für längere Zeit nach Wien kam, und Niembsch häufig besuchte. Inzwischen schreibe aber noch:

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 28. April 1836.

Lieber Freiligrath!

Da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir Alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen muß.[1] Das Neckische ist, daß die Noth um Raum, welche gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

. . . . Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer, hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Adelbert v. Chamisso.

Auch schon in einem Briefe vom 8. Juni 1834 an Braunfels in Koblenz hatte Chamisso gerügt: „Das Weib am Grabe," ein sehr hübsches Gedicht; aber der Verfasser (J. Kerner) ist noch nicht Meister der Form. Das Uebergreifen einer Terzine in die andere ist unzulässig. Er studire den Dante, und nicht Lenau, der, einer unserer ersten Meistersänger, diese Form nicht kennt. (S. Adelbert v. Chamisso's Werke, VI. S. 281 und 279.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 29. April 1836.

„Endlich ein Brief!" — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibelust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum

[1] Der Rücktritt Schwabs von der Redaktion des Musenalmanachs hatte mehrere Dichter zur Zurückforderung ihrer Beiträge veranlaßt.

haben ſich denn auch die Hemmniſſe meiner letzten Zeit auf dieſe Partie geſchlagen. Dieſe ſchädliche Potenz, dieſer Hemmſchuh, heißt Martenſen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken geſtohlen hat. Ich habe nie einen ſo ſpeculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menſchen, deſſen ganzes Leben, ſo unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichſten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine ſo ſieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Geſpräch mit ihm iſt ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich ſeit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in dieſem Bade geſeſſen. Zu leſen hab' ich auch einen Wuſt hiſtoriſcher Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetiſche Aufgabe iſt eine große epiſche Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten.“ Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martenſen hat eine meiſterhafte Abhandlung über meinen Fauſt geſchrieben, die er in einer eigenen Broſchüre erſcheinen laſſen will.

Niembſch an Dr. Johannes Martenſen zu Paris.

Penzing, den 14. Juni 1836.

Theurer Freund!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber noch immer keinen von Cotta. Unbegreiflich iſt mir ſein Stillſchweigen, aber noch unbegreiflicher die Zumuthung, welche von der Cotta'ſchen Buchhandlung an Sie gemacht wurde: Ihre Fauſtkritik äſthetiſch zu ergänzen. Das verſtehe ich nicht. Als ob das nicht eines und daſſelbe wäre. Ueber das Gedicht als ſolches haben Sie genug geſagt; es hätte vielleicht nur noch etwas über das Charakteriſtiſche des Dichters geſagt werden können, wie ich Ihnen bereits mündlich bemerkt habe. Der Aufſatz muß aber auf jeden Fall gedruckt werden.

Was Sie mir über Ihre Bearbeitung der Myſtik geſchrieben, hat mich ſehr begierig gemacht nach Ihrem perſönlichen Umgange. Trauriges Surrogat der Briefſchreiberei! Wenn meine Schweſter ſpazieren fahren will, ſo kann ſie nicht alle ihre Kinder mitnehmen, weil dieſe nicht Platz finden in dem kleinen Wagen, einige bleiben immer zu Haus, vielleicht gerade die beſten, und blicken dem Wagen traurig nach, wenn er davon

rollt. Wie es meiner Schweſter mit ihren Kindern, geht es mir mit meinen Gedanken, die gern alle fort möchten zu Ihnen, mein lieber Freund!

Was Sie ſagen von der poſitiven Religion als einer abſoluten Vorausſetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch dieſe Vorausſetzung finde ich vortrefflich. Allerdings iſt es ſo. Die poſitive Religion ſetzt das Abſolute, und das Setzen des Abſoluten iſt nothwendig ein Vorausſetzen, denn würde das Abſolute nachgeſetzt, ſo wäre es ja ein bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweiſung, wie alles Leben nur durch die poſitive Religion organiſirt ſey. Das hängt, glaub' ich, genau zuſammen mit der Lehre über das Böſe in der Welt. Vielleicht ließe ſich alles Böſe darſtellen als eine Afterorganiſation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältniſſes zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demüthigen Verpflichtung vergeſſend, ſich ſelbſt zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane ſich unterwerfend, dieſe und ſich ſelbſt am Ende zerſtören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes iſt, als eben ein freudiges Unterordnen und Conſpiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geiſtes. Die phyſiſche Pathogenie in Ihrer Lehre von den Afterorganiſationen iſt hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. Ich freue mich außerordentlich auf Ihr Werk über die Myſtik.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen ſind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöſer Anſchauung zuſammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, ſo hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth ſeyn dürfte. Sie umſchweben mich oft als unſichtbarer Cenſor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martenſen approbiren?“ Jener ſetzt freilich einen religiös organiſirten Geruch voraus, und der Leſer wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht ſchwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich ſehr brauchbarer Zug — und doch blühten Roſen in ſeinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von ſeinen Sünden abſolviren ſoll, hält ihm dieſer eine Roſe und das Evangelium vor's Geſicht und ſpricht: „Wie der Duft dieſer Blume ungeſpürt in Deiner Bruſt

ein- und ausgeathmet wird, ſo iſt es Dir ergangen mit dem Dufte dieſer heiligen Blätter."

Lorenzo's Apologet, der armſelige Roscoe, hat mir mit ſeiner Notiz von der Geruchloſigkeit ſeines Helden einen guten Dienſt gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbſt doch fertig mit dieſem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römiſchen und das der evangeliſchen Kirche in Hauptumriſſen darzuſtellen, und dabei überall poetiſch zu bleiben. Die Nothwendigkeit iſt hier ſo groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß ſich darüber ausſprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das geſtattet die epiſche Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatiſche Ader geſtoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epiſchen Ausfluß ſchaffen werde.

Grüßen Sie mir unſern lieben Freund Bornemann herzlich. Er wird Ihnen, dem armen Juden in Babel, das Pariſer Leben gewiß von einer plauſiblen Seite darzuſtellen wiſſen, denn er iſt einer von den liebenswürdigen Juriſten, die eben ſo billig ſind als gerecht. Max ſammt Frau, Kaltenbäck und die übrigen Brüder im Kaffee grüßen Sie ſchönſtens.

Leben Sie wohl, mein lieber Martenſen, greifen Sie nicht falſch auf Ihrer Geige, und ſuchen Sie auch hier den rechten Ton, wie Sie ihn oft getroffen und geweckt haben in meinem Herzen. Ihr Niembſch.

Ein Seitenſtück zu dieſen beiden edlen Dänen: Martenſen und Bornemann, war ein ehrenhaftes Schwedenpaar: Hagberg und Böttiger, welches jenen noch um einige Zeit vorangegangen war. Es thut gar wohl, einen theuren Landsmann, daheim hoch verehrt, auch ſelbſt von nur raſch Vorüberziehenden ferner Lande innig liebgewonnen zu ſehen, und laut loben zu hören.

So ſtelle ich denn auch noch hieher, ſchon ihrer Halbbruderſchaft halber, zum dermaligen Biſchof in Seeland, Martenſen, den Hochlehrer in Lund, Hagberg, als gleich warmen Lenau-Verehrer.

Der Letztere antwortete mir auf meine bittende Aufforderung zu Beiträgen für Lenau's Lebensgeschichte dermaßen:

Lund, am 23. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

Ihr hochgeschätzter Brief, datirt: Wien, den 15. December 1850, kam in meine Hände erst am 12. Jänner d. J.

Ich bekam ihn von Upsala her, wovon ich seit einigen Jahren nach der Universität Lund gegangen bin.

Der unvergeßliche Lenau war eine der interessantesten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je gekannt habe.

Ich werde mich stets mit Stolz erinnern, daß er mich unter die Anzahl seiner Freunde gezählt hat. Die durch die öffentlichen Blätter mir mitgetheilte Nachricht von seiner unglücklichen Krankheit und Tod machte mir tiefen Schmerz.

Vor einigen Tagen wurden mir diese schmerzlichen Gefühle erneuert, als ich im „Album österreichischer Dichter" Ihre Lebenszeichnung Lenau's las. Lenau's Freunde und Verwandte in Wien glaubten wohl kaum, daß einer seiner Freunde hier im fernen Norden ihnen damals so nahe gerückt war.

Zur Lebensgeschichte Lenau's kann ich wenig beitragen. Unser Umgang war innig, aber dauerte leider nur kurze Zeit. Lenau's tiefe Phantasie und tief fühlendes edles Herz bildeten ein liebevolles Ganzes, das eine sehr magische Wirkung auf einen Jeden, der in seine Nähe kam, ausübte. Niemals werde ich die herrlichen Stunden vergessen, als ich, mit ihm in den wunderschönen Gegenden Wiens lustwandelnd, schwedische Volkslieder übersetzte, oder Sagen aus meiner Heimath erzählte. Sein edles Auge funkelte, sein ganzes Wesen war Begeisterung, als er mir mit Sagen aus dem schönen Ungarn vergeltete.

Im Anfange von November 1835 schied ich von ihm in Wien. Im Jänner 1836 sah ich ihn wieder in Stuttgart. Er schenkte mir ein Exemplar von Faust, und schrieb mir ein freundliches Wort auf dem ersten Blatte des Buches. Ich ging damals nach Paris. Sie sollen ohne Zweifel sein freundliches Herz wieder kennen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Verewigte mir das Anerbieten gab, mit ihm eine längere

Reiſe durch Deutſchland zu machen, und endlich in Wien bei ihm zu überwintern. Mein Reiſeplan verſtattete es nicht; ich ſah zum letztenmale einen der edelſten Söhne Deutſchlands.

Meinen liebevollen Gruß der herrlichen Kaiſerſtadt, wo ich die angenehmſten Stunden meiner Jugend verlebt habe! Grüßen Sie mir gefälligſt den Herrn v. Frankl; erzählen Sie ihm, daß ich ſeit einigen Jahren als Profeſſor der Aeſthetik in Lund angeſtellt bin, daß ich verheirathet bin und Vater vier lieber Kinder. Mit Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen Ihren ergebenſten Diener Karl Auguſt Hagberg.

Der oben genannte Frankl aber berichtet auf Seite 45, hieher gehörig, ſolcherart:

„Eine Eigenthümlichkeit ſeines Weſens, wie ſie ſich mannigfach in ſeinen (Lenau's) Schriften ausprägt, war es, das Dämoniſche zu lieben und in ſeinen Schauern zu ſchwelgen. Schuberts „Anſichten von der Schattenſeite der Natur," deſſen „Geſchichte der Seele" neben den myſtiſchen Schriften der Gnoſtiker, der Kirchenväter, wurden ſeine Lieblingslecture und blieben nicht ohne wichtigſten ſchädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ ſich gerne Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten erzählen; vor allen gefielen ihm die luſtigen; ſie konnten ihn in die heiterſte Stimmung verſetzen; zur Bearbeitung wählte er aber nur jene, die, tiefen Ernſtes voll, ein ſchauerlich Erhabenes an ſich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835.

Wir begrüßten im ſilbernen Kaffeehauſe zwei ſchwediſche Dichter, die auf der Reiſe nach Italien Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein epiſches Gedicht: „Guſtav Adolph," den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Ariſtophanes ins Schwediſche überſetzt; er ſprach ziemlich fertig deutſch, und bekundete dieß auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien," das in Kaltenbäcks „Archiv für Geſchichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns ſchauerliche Geſchichten aus dem Norden zu erzählen.

In Lenau's Gedichten ſind „der traurige Mönch" und „Anna" nach Erzählungen Hagbergs.

Lenau äußerte, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erſcheine,

wenn er Mythen und Legenden erfindet, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig sind, als hätte sie ein Volk, dieser größte aller Poeten, erfunden."

Martensen an Niembsch.

Paris, den 24. Juli 1836.

Ihren Brief, mein wertheſter Freund, habe ich erhalten, und ſehe, wie ich ſchon wiſſen konnte, daß Sie ganz einverſtanden ſind. Es wäre mir ſehr lieb geweſen, wenn Sie, lieber Freund, mir einen Wink gegeben hätten, wie ich mich rückſichtlich der Cotta'ſchen Buchhandlung zu verhalten habe.

Ich hab' ihr noch nicht geantwortet.

Wenn ich antworte, weiß ich nichts anderes zu ſchreiben, als daß ſie entweder den Aufſatz ſo, wie er vorliegt, drucken, oder Ihnen das Manuſcript zurückſchicken muß, welches Sie, beſonders in dem Falle, wenn es nicht gedruckt werden ſollte, als eine Erinnerung behalten werden. Soll ich ihr dieſe Alternative vorlegen? — Ich möchte es nicht gerne thun, ehe ich hierüber Ihre beſtimmte Meinung erfahren habe. Haben Sie noch keinen Brief erhalten? Oder haben Sie wieder an ſie geſchrieben? Ich wünſchte gerne, ſobald wie möglich, Nachricht zu erhalten. Sehr lieb ſollte es mir ſeyn, wenn der Aufſatz in irgend einer Buchhandlung erſcheinen könnte,[1] denn ich bin noch immer rückſichtlich ſeines Inhaltes mit mir ſelbſt einverſtanden, und kann nicht zweifeln, daß er in Deutſchland wenigſtens einigen Anklang finden muß. Ich muß aber Ihnen, theurer Freund, die Sorge für dieſes verſtoßene, in der Fremde herumirrende Kind ganz überlaſſen, da es mir in der Ferne faſt gänzlich unmöglich iſt, etwas für es zu thun.

Wie lieb iſt mir nicht geweſen, wieder etwas von Ihrem geiſtigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola ſo weit vorgerückt ſind, freut mich höchlich. Sie ſind da auf eine Schwierigkeit geſtoßen: wie, wo, gegen wen ſoll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation ausſprechen? Sie ſuchen hiefür die epiſche Form, da Sie die dramatiſche nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß alſo nicht, ob das, was ich ſagen werde, in

[1] Dieß geſchah wirklich in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

den Zuſammenhang hineinpaßt; aber es ſcheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigſtens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiſte des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden ſich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola ſich über den Unglauben ſeiner Zeit, den Verfall ſeiner Kirche u. ſ. w. gelegentlich ausſpricht; wenn es aber die Aufgabe iſt, ſeine Idee der Reformation darzuſtellen, ſeine Vorſtellung von jenem beſſeren Zuſtande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegenſatze gegen die ſchlechte Gegenwart; ſo ſcheint mir dieß nirgends beſſer an ſeiner Stelle zu ſeyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro iſt alſo hier im Geiſte und der Geiſt der Kirche, oder der Geiſt Gottes wird hier in ſeinem Geiſte offenbar. Die Contemplation Savonarola's iſt nicht, wie die germaniſche, eine abſtract-ideelle, ſondern wie die der romaniſchen Völker eine poetiſch-concrete, und der Symbolismus iſt daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatiſch, noch lyriſch ſeyn kann, ſondern nothwendig epiſch oder lyriſch-epiſch. Es iſt hier einerſeits das lyriſche Moment des contemplirenden Subjects, andererſeits das epiſche der Objectivität, die ganze Reihe der ſymboliſchen Viſionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umriſſe der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darſtellen. Der Typus dieſer Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, iſt in der Apokalypſe gegeben. Hiedurch ſcheint mir auch das gewonnen zu ſeyn, daß das Gedicht ſich über die Proſa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Proteſtantismus und Romanismus, wie dieſe Gegenſätze ſich ſpäter entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie dieſe wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele ſeyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er ſeine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, ſo kann er ſie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatoriſchen Geiſter ſie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlöſers, der die Religion ſelbſt iſt, und namentlich vom Zuſtande der apoſtoliſchen Gemeine, dieſem paradieſiſchen Zuſtande der Kirche, als ſie noch in jungfräulicher Reinheit und

Unſchuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geiſtige Maria auf Erden erſchien. Dieſes Ideal als Erinnerung und Sehnſucht, im Gegenſatze gegen die tiefe Verweltlichung, dieſe Gegenſätze dargeſtellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich ſpeculativ-ſymboliſchen Geſtalten, welche ſich dem in der Contemplation ganz verſunkenen Gemüth als rein geiſtige Objectivität darſtellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend löſen. Die Poeſie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Proſa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegenſätze wird ausgeſchloſſen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig iſt, und wo tauſend Jahre wie ein Tag ſind, und die epiſche Form ſcheint ſich hier von ſelbſt zu ergeben.

Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieſes brauchen können, oder ob Sie ſchon ſelbſt eine befriedigendere und für den Totalzuſammenhang Ihres Gedichtes mehr paſſende Löſung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Anſicht mit, und ſagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig ſind. Ich ſehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich ſehne mich darnach, den reinen Roſenduft der poetiſchen Contemplation und contemplativen Poeſie einzuathmen. (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köſtlich iſt und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)

Was mein Pariſer Leben betrifft, ſo befinde ich mich nicht ſo ſchlecht, wie ich erwartet hätte. Ich habe hier einige Landsleute gefunden, mit welchen ich recht angenehm lebe. Die Bibliothek, welche ich faſt täglich beſuche, iſt vortrefflich, und ich arbeite immerfort in der Myſtik, und hoffe dieſen Winter in meiner Heimath eine Partie über den Tauler zu Stande zu bringen. Jetzt aber arbeite ich in den franzöſiſchen Myſtikern, denn ich wünſchte gerne, wie Sie wiſſen, den Begriff der Myſtik in ſeinen Hauptmomenten darzuſtellen. Meine Geige ſpiel' ich fleißig und denke dabei oft an Sie. Ich habe mir jetzt einige Studien von Kreuzer angeſchafft und wünſche nur, daß ich Sie mit Ihnen durchgehen könnte. Uebrigens glaube ich doch, daß ich dem Ton etwas mehr auf die Spur gekommen bin.

Ich bleibe hier von Dato noch einen Monat; wenigſtens iſt das der feſtgeſetzte Terminus. Wenn ich darum hoffen ſoll, in Paris noch einen

Brief von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, lieber Freund, mir gleich nach Empfang dieſes Briefes zu ſchreiben, worauf ich gleich antworten werde, und das Nähere über meine Reiſe (welche wahrſcheinlich über Belgien und den Rhein nach Hauſe geht), wie über unſere fernere Correſpondenz, welche wir nothwendig fortſetzen müſſen, mittheilen. Grüßen Sie Max und ſeine liebenswürdige Frau, wie alle Freunde im Neuneriſchen Kaffee. Schade, mein Freund, daß wir nicht mehr da nach Tiſche unſere Pfeife rauchen können! Damals gab es noch manche gute Stunde! Ich gäbe Vieles, wenn ich künftigen Winter in Wien zubringen könnte! Dann aber ſitze ich im fernen Norden! Leben Sie wohl, mein Freund! Bornemann grüßt Sie ſchönſtens. Ihr H. Martenſen.

Niembſch hatte ſich für dieß Jahr eine Sommerwohnung zu Penzing im gräflich Chriſtalnigg'ſchen Hauſe genommen. Da Thereſe mit den Kindern ohnehin den Sommer immer auf dem Lande zu verleben pflegte, ſo hatten wir uns im Mai 1836 im Dorfe Kirling bei Kloſterneuburg, drei Gehſtunden von Wien, ein hübſches Haus um ein ſehr Billiges gekauft. Die Spaziergänge bei Kirling gehören zu den ſchönſten unter den bekanntlich ſchönen um Wien. Dort brachte nun auch Niembſch manchen angenehmen Tag zu. Auch war er dieſen Sommer wieder einmal, vom 23. bis 28. Juli, in ſeinen geliebten Alpen. Ueber den Beginn einer Reiſe nach Schwaben aber findet ſich folgendes Bruchſtück:

Salzburg . . . .

Liebe Freundin! So eben hier angekommen, beeile ich mich, Ihnen einige Zeilen Nachricht von mir zu geben. Die Reiſe war bis jetzt ſehr glücklich. In der Nähe von Burkersdorf vermißte ich meinen Nachtſack. Das war der erſte Anſtoß. Wir ſchickten einen Expreßboten zurück, der das Vergeſſene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack ſammt dem Savonarola vergeſſen oder gar verloren ſey. Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren geweſen. Aus dem Gedächtniſſe hätte ich es nicht wieder herſtellen können. Unſer zweites Abenteuer war ein Unglück am Wagen. Eines der Räder ſperrte ſich plötzlich . . . . .

Niembsch an Sophie zu Peuzing in ihres Vaters Landhause.

Ulm, den 18. September 1836.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirthshause zum schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll von württembergischen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen, und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird, mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen.

Meine Gesundheit erfuhr die wohlthätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft.

Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemeinsame Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heut über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu Alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer theuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüth sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut Jedem

wohl, auf eine ſolche hinzublicken. Ich aber verſichere Ihnen insbeſondere, daß mich kein Menſch auf Erden ſo verſteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menſchen ſchmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Max werde ich nächſtens ſchreiben.

Die Officiere ſind noch da und die Poſt geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte.

Max ſoll ſo gut ſeyn, mir zu ſchreiben und entſchuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn ſtört keine Soldateska.

Schöne Grüße an L..., Ch..., Sch.. und A.. Ihr Freund Niembſch.

Der verheißene Brief mit dem Näheren der Sache blieb aus, da Niembſch ohnedieß ſchon wieder Ende des Herbſtmonds zu Penzing eintraf und mündlich berichten konnte. Merkwürdig bleibt die Wirkung des Anblickes kühnen Muthes auf einen kühnen Mann. Wie innig auch Niembſch ſeinen Freund Alexander liebte, ſo konnte er ſich trotz der daraus entſpringenden hohen Gefährdung für dieſen denn doch nicht erwehren, über das höchſt entſchloſſene ungeſchlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denſelben (ſie kämpften mit dem Säbel) Bewunderung, ja ſogar namhafte Freude zu empfinden. Der damaligen Reiſe Lenau's nach Stuttgart erwähnt Fräulein v. Hünersdorff folgenderweiſe in ihrer gütigen Mittheilung vom December 1850 an mich:

„Ich erinnere mich noch eines ſehr ernſten Momentes des Wiederſehens mit Lenau nach einem unvermeidlichen Duell, bei dem er Graf Alexander als Zeuge gedient, als er Gräfin Marie die beruhigende Kunde über das Befinden ihres geliebten Bruders brachte. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher uns durch den Rückblick auf eine ſchönere Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart und ihren möglichen ſchmerzlichen Folgen um ſo ernſter ſtimmte. Lenau entfaltete bei dieſer Unterredung eine ſo ſchöne edle Wärme, ſprach ſeine Gefühle für den theuern Freund mit ſo ergreifender Beredſamkeit aus, daß wir uns erhoben und begeiſtert fühlten. Es war eine ernſte ſchöne Stunde; ſie hatte uns mehr als alles Vorangegangene das herrliche Gemüth des treuen Freundes und Dichters enthüllt."

Niembſch wird übrigens dieſer kurze Beſuch in Stuttgart auch gut zur Begütigung ſeiner durch ſeine Schreibunſeligkeit verletzten edlen Freundin Emilie und der werthen Ihrigen zu Statten gekommen ſeyn. Die wackere Frau hatte nämlich ihr Wort vom 11. Mai gehalten: „Laſſen Sie ſich zum Schreiben mahnen! Ihr Gewiſſen iſt in dieſem Punkt etwas ſtumpf geworden, und wenn ich die Wirkung meines guten Beiſpiels verloren ſehe, muß ich doch endlich müde werden, es immer wieder geben zu wollen.“

Nun aber ſchrieb ſie ihm wieder am 16. Oktober, daß der durchreiſende frühere Miniſter v. Wangenheim, bei ihrem Vater Hartmann abgeſtiegen, ſehr bedauert habe, ihn nicht mehr zu finden; auch dankt ſie ihm für die Mittheilung eines ſchönen Planes für ein Carrouſſel, das bei Hof, unter perſönlicher Theilnahme des Königs, geritten werden ſollte.

Niembſch an Graf Anton Alexander von Auersperg.[1]

Wien, den 5. December 1836.

Mein lieber guter Auersperg!

Eure warme ausdauernde Zuneigung, die ſich nicht irre machen ließ, und mein ſtarres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ichs Euch nicht ins Geſicht ſagen und blicken kann. Wenn Ihr nach Wien kommt, trefft Ihr mich vielleicht nicht mehr, denn ich reiſe im März wahrſcheinlich nach Stuttgart. Auch mir wären die Wölfe und Kroaten lieber als die Inquirenten auf dem Petersplatze. Hol's der Teufel!

Auf Eure Beiträge für den Frühlingsalmanach freue ich mich ſehr. Laßt ſie nur recht anſchwellen! Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling iſt er fertig. Das unvermeidliche Dogmatiſiren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben iſt eine ſchwere Arbeit; doch geht es leidlich.

Die „Blätter der Liebe“ hab' ich nochmals durchgeſehen und Euch meine kritiſchen Unmaßgeblichkeiten ins Buch gekritzelt. Wann erſcheinen Eure Gedichte?..

[1] Zu Thurn am Hart in Krain, an der Grenze von Croatien.

B . . gibt einen österreichischen Musenalmanach heraus. Er hat mich entsetzlich zum Beitritt geschraubt, indem er behauptete, wenn ich nicht beitrete, werde auch Grillparzer, Bauernfeld und Andere nicht beitreten, und an meiner Weigerung müsse das ganze Unternehmen scheitern. Er will, wie er mir sagte, sich nicht als Herausgeber nennen. Da er auf diese Weise ganz in den Hintergrund treten und nur die Rolle eines literarischen Depositärs oder Colporteurs spielen will, ließ ich mich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf mich zu ziehen; als hätte ich ein vaterländisches Institut hintertrieben.

Lebt wohl, lieber Auersperg! seyd fleißig und vergnügt, und im Herzen und in einigen Zeilen eingedenk Eures treuergebenen Freundes Niembsch.

Ueber die „Inquirenten am Petersplatze" diene zur Erläuterung, was Frankl in seinem Buche S. 57 niederlegte:

„Was galten Oesterreichs Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen.

Herr „Nikolaus Niembsch von Strehlenau" wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sey? Als er dieß bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimath, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dieß zu Protokoll zu nehmen."

Fast gleichzeitig war auch „Anton Graf Auersperg" ob seiner „Anastasius-Grünschaft" zur Rede gestellt worden. Daher ihre gegenseitigen unmuthigen Ergießungen. Die auch nach Weinsberg an Kerner gelangte Nachricht, „man werde wohl Niembsch wegen Preßvergehen in Wien einsperren," erfüllte jenen mit großer Freude, „denn daraus würden die

herrlichsten Poesien, die je dieser reichbegabte Genius producirte, entspringen." (Niendorf S. 40.)

Niembsch, der unverbesserliche Briefschuldenmacher, hatte nach seiner Zurückkunft aus Schwaben diese nur ganz kurz dahin gemeldet (Ende September), seitdem aber gar nicht mehr geschrieben. Da kam ihm eine würdig ernste Mahnung von Emilie aus Stuttgart vom 8. December, worauf Niembsch rasch ein heiteres Briefchen ohne Datum ablaufen ließ, worin er, anstatt sein Unrecht reumüthig zu bekennen, vielmehr selbst Vorwürfe über jenseitiges langes Stillschweigen erhob.

Niembsch hatte sich auch in früheren Jahren immer, wenn er eben in Wien war, am heiligen Abend bei uns eingefunden, um sich an der anfänglich ganz staunensstarren verblendeten Freude der Kinder über die schöne Bescherung, welche — wie sie selig meinen — von kleinen Englein, unter Voranflug des heil. Christkindleins, unmittelbar aus dem Himmel herabgebracht wird, nach Herzenslust zu weiden. Es war eben im Jahre 1836, wo er selbst anfing, vielleicht als Stellvertreter einer sehr werthen Freundin, seine Hand ins Spiel zu mischen. So erschien durch ihn z. B. dießmal ein vollständiger kleiner Kochsparherd von Eisen nebst Geschirren, worauf sogleich meine älteste, schon elfjährige gar liebe und liebliche Tochter Kathi ihren übrigen fünf Geschwistern ein förmliches, gutgenießbares kleines Mahl herstellte. Ach, und es war ihr erstes und letztes wahrhaftes „heiliges Abendmahl," das sie gemeinschaftlich genossen! Am nächsten heiligen Abend fehlte bereits die liebliche Wirthin.

Auch Niembsch selbst ging zu Weihnachten nie ganz leer aus. Er pflückte vom vollen prangenden Christbaum im Hause von Sophiens Eltern manche erfreuliche Frucht.

Niembsch an Kerner.

Wien, den 23. Januar 1837.

Lieber Freund!

Du, der Du einen so festen Glauben hast, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen

einer Geisterwelt in dieses elende Leben nicht im mindesten erschüttern konnte, Du, sage ich, mußt so fest glauben an meine Freundschaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irrmachen konnte. Es ist gewiß so, gelt Alter? So eben sagte ich unserm guten Alexander (dem ich gegenüber sitze, indem er im Bette rasirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir, und sehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat das nämliche Heimweh und den nämlichen Wunsch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische ..... habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am meisten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir, bald hoffe ich Euch zu sehen.

Leb' wohl und schreibe bald Deinem Niembsch.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch.

Stuttgart, den 3. Februar 1837.

P. P. Mit diesen paar Zeilen ersuchen wir Sie dringend, uns doch umgehend Text zum Frühlingsalmanach einzusenden, indem sonst Herr Fellner nicht mehr im Stande ist, die Zeichnung fertig zu machen. Zu ausführlicher Zeichnung ist es bereits wieder zu spät, und wir werden uns mit Umrissen eben begnügen müssen. Ohne Mehreres haben wir die Ehre, mit wahrer Achtung zu zeichnen: Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seiner Freundin Emilie zu Stuttgart einen ausgestopften Eisvogel als Bürgen seines eigenen alljährlichen Einrückens ins Winterquartier alldort gestellt, gleichwohl blieb er dießmal den ganzen Winter über in Wien, und arbeitete fleißig an seinem Savonarola fort, den er auch glücklich fertig brachte. Seine Erholung war Nachmittags ein Besuch bei Neuner und Abends bei seinem Freunde Max. Sonntag aber für Sonntag fand sich sein Freund, Graf Alexander, bei ihm selbst im Schwarzspanierhause ein, und verkoste ein paar trauliche Vormittagsstündchen mit ihm, bis jener Ende März mit seiner Familie nach Schwaben heimkehrte.

Philipp Huber an Ihro Hochwohlgeboren Freiherrn v. Niembsch, einen gebornen Strehlenauer, in Wien in Oesterreich.

Wheeling, den 16. April 1837 in Nordamerika in Steht Fartschienen (Virginia) im Kaunte Ohio.

Jetzt will ich meinen dritten Brief an Sie schreiben, da ich Ihnen den ersten Brief geschickt habe im Jahre 1835. den 1. Jänner, und keine Nachricht bekommen; den zweiten Brief habe ich abgeschickt im Jahre 1836, den 12. Februar, und keine Nachricht bekommen; darum ich vor wirklich denke, daß mir diese Briefe abgefangen worden, da ich keine Nachricht bekommen von Ihnen; oder es ist meine Adresse nicht gut. Da ich aber dreimal nach Pittsburg gegangen bin, um die gewisse Adresse zu bekommen an Sie, da bin ich bei dem Herrn Volz gewesen, der hat mir gesagt, daß mein Herr v. Niembsch wieder gesund Europa erlangt habe; da war ich froh.

Der H. iſt durchgegangen vor 2½ Jahren. Er hat wollen den Großen ſpielen; da hat er gekauft ½ Acre Land zu 25 Thaler, ½ Meile von Ihrem Land; da hat er ein Kaufhaus darauf gebaut, das hat gekoſtet 300 Thaler; dann hat er Kaufmannswaaren auf Kredit genommen; hat ſeinen Sohn, den Krämer, in den Laden geſtellt; der hat gekauft und verkauft und das Geld eingeſteckt; ſein Vater aber Bürgſchaft gegeben für die Waaren, wie wenn Ihr Land ſein Eigenthum geweſen wäre.

Späterhin hat der alte H. ein Kaufhaus gekauft für 800 Thaler, acht Meilen davon. Dann hat der Krämer den guten Schimmel verhandelt für einen andern; den andern hat er ſogleich todtgeritten. Ich bin froh, daß er den guten Schimmel nicht mehr hat; er hätte ihn auch todtgemacht; ſo lebt er aber noch. Das war gethan mit Ihrem Gelde, zum Schein, wie wenn Sie es Alles kauften, wie wenn Sie es großbauen wollten. Es iſt nicht ſo. Ein Schindeldach nur darauf, ein ſchlechter Stubenboden, dann oben ſogleich das Schindeldach. Die Scheune iſt eine Viertelmeile davon, ſie iſt zu bauen bloß angefangen, lang 60 Fuß, breit 25 Fuß, hoch einen Stock, hüben und drüben Frucht aufzubewahren, und in der Mitte zu dreſchen; da iſt der Dreſchboden gelegt; an deſſen einer Seite iſt aufgeblockt und ein Dach darauf; die andere Seite iſt nicht höher als drei Fuß vom Boden. Der alte H. und der Chriſtian H. haben Alles verkauft, was ſie konnten; Ochſen und Kühe und all Ihr Vieh und Pflüge und Wagen; — nun ſie haben Alles verkauft!

Der Ludwig H. hat Verdruß mit ſeinem Vater gehabt; ſogleich ein Jahr nach Ihrem Landankauf hat er geheirathet. Er hat ſich eine Hütte auf Ihr Land gebaut, auf unbeſtimmt. Er arbeitet dort in der Nachbarſchaft im Taglohn. Ich hab' ihn gefragt, warum er nicht auf des Herrn v. Niembſch Land arbeiten thät? Er gibt mir zur Antwort: „Was ſoll ich hier arbeiten? Ich habe keinen Contract, und mein Vater hat die Schriften mit ſich.“ („Und mein Vater hat die Schriften weggeſtohlen wie das Andre!“ Das war ſeine Abſicht.) Geklartes Land iſt darauf 30 Acre. An den andern 20 Acres iſt das Holz abgehauen, zu Stücken zu 12 Fuß lang, und nicht zuſammengebeugt, und nicht verbrannt.

Wenn es verbraunt wäre und aufgeſäubert, ſo wäre es viel mehr werth; es thäte beſſer gucken. Ihr Land liegt in einem guten Klima.

Rings um Ihr Land wird der Acker verkauft um 10, zu 15 und 18 Thaler. Die Zaunſtecken oder die Fenzen ſind auch zerriſſen; ſie könnten auch Reparation brauchen. Es guckt ſo ziemlich, wie wenn es keinen Herrn hätte. Befehlen Sie mir, ſie zu flicken und das Holz aufzubrennen, ſo will ich es thun; Ihr Land iſt es immer werth. Ich will Ihnen bemerken, daß Ihr Land fünf Jahre nach Ihrem Ankauf taxirt oder geſchätzt wird. Da hab' ich den Prediger Schuh geſprochen, der ſagt mir: wenn der Tax nicht bezahlt wird, ſo wird einem Jeden ſein Eigenthum verkauft; wird er aber bezahlt von Jahr zu Jahr, dann kann man Keinem ſein Eigenthum verkaufen. Für Ihr Land iſt zu bezahlen nächſtes Jahr 1838. Für Ihr ganzes Land iſt 10 oder 16 Thaler für ein Jahr. Von Jahr zu Jahr mehr. Befehlen Sie mir, daß ich auf Ihr Land ziehen ſoll, ſo will ich es befolgen. Oder wollten Sie es verkaufen? Sie bekommen einen guten Preis dafür. Oder befehlen Sie mir, daß ich Tax bezahlen ſoll auf Ihren Namen, da ich hörte, daß ſich ſo Viele freuen, daß ſie Ihr Land bekommen um den Taxpreis? Dieſe haben gedenkt, es wird Niemand mehr darnach fragen. Ich wollte, Sie könnten ſelber wieder 'rein; ich möchte mündlich mit Ihnen ſprechen, das wäre mir das Liebſte. Jetzt will ich auch nach Ihrer Geſundheit fragen, wie Sie ſich befinden? Ich wollte wünſchen, ich wäre in Europa bei Ihnen, und könnte Sie ſelber ſprechen!

Jetzt will ich auch berichten, was ich arbeite. Ich arbeite im Sommer als Steinmaurer, und im Winter als Kohlengräber. Da bin ich im Bergwerk darin. Da liegt auch ſchon ein Mancher begraben. Die Arbeit iſt härter als in Deutſchland auf Strafe. Nun, ich bin geſund und wohl. Ich verdiene den Tag 1½ Thaler, davon hab' ich zu bezahlen für Koſt die Woche 2½ Thaler. Da fliegt mir auch ein mancher Kohlen- oder Steinbrocken, oder Erzbrocken an mein Hirn oder an meine Knochen; das iſt hart und gefährlich. Seit der Zeit, daß Sie hier waren, hat Alles um die Hälfte aufgeſchlagen; es hat Alles einen guten Werth. Ich habe mir viele Mühe gegeben, den H. aufzufinden; er iſt nach Canada; er darf nicht mehr nach Amerika, weil er den Schlechten gemacht hat. Ich bleibe Ihr unterthänigſter Diener Philipp Huber, und wünſche, daß Sie mein Schreiben bei guter Geſundheit bekommen.

Da Sie mir befohlen bei Ihrer Abreiſe, mit meiner eigenen Hand zu ſchreiben, das befolg ich.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, den 4. Mai 1837.

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe, die Ohren ſteif zu halten.

Sie kündigten mir baldige Einſendung Ihrer Beiträge zum deutſchen Muſenalmanach an, ich ſehe denſelben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab aus Leipzig finden ſie ſich nicht vor. Helfen Sie ein Inſtitut aufrecht halten, das, wie ich ſelbſt, alt und wacklig zu werden ſcheint. Lenau zürnt und — ein noch unerhörter Fall — Schwab, der redigiren und abſchließen ſoll, ſcheint um Manuſcript bekümmert zu ſeyn. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachſen. Ich meinerſeits habe eher gewehrt als zuſammengetrieben. Die Muſe iſt von mir gewichen, der Muſenalmanach wird ſo gut als gar nichts von mir bringen — ein paar unbedeutende Machwerke, bloß um den guten Willen zu beweiſen. Lieber Freiligrath, meinen herzlichſten Händedruck! Ad. v. Chamiſſo. (S. Chamiſſo's Werke IV. 285).

Schwab an Grün in Wien.

Stuttgart, den 6. Mai 1837.

Was die Muſenalmanachs-Blamage betrifft, ſo leſen Sie ein Gedicht vom 4. Jänner im Morgenblatt. Daß Heine nichts beigeſteuert, erfuhr ich nicht ohne eine kleine Schadenfreude. Grüßen Sie mir unſern Niembſch aufs Herzlichſte, und ſagen ſie ihm, ich ſey durſtig nach ſeinem Savonarola. Sie und er werden den Almanach hoffentlich nicht im Stiche laſſen.

Derſelbe an Denſelben.

Stuttgart, den 22. Mai 1837.

Spenden Sie doch gewiß ein längeres Gedicht für den Almanach, der tüchtiger Beihülfe dießmal ſehr nöthig hat. Daß Niembſch, den ich

mit Verlangen erwarte, ſich erweichen läßt, hat mich mit Freude erfüllt. Ich darf es ſagen, das Gegentheil hätte mich ſehr gekränkt. Ich ſelbſt habe bis jetzt nur ganz Weniges für den Almanach.

Im April war Niembſch, der immer bequemer und gehunluſtiger wurde, aus dem Schwarzſpanierhauſe der Alſervorſtadt in die Stadt hineingezogen, in die Nähe von Nenners Kaffeehaus, ich glaube in das Gaſthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgaſſe Nr. 1086, worin er überhaupt gern ſpeiste. Kurz darauf erkrankte meine älteſte zwölfjährige Tochter Kathi am Nervenfieber und ſtarb nach 23tägigem Leiden am 19. Mai 1837.

Niembſch, kein Freund ſonſt von allmälig ſterben Sehen, hatte ſie täglich beſucht. Als er am Tage ihres ſchon erfolgten Hintrittes kam, fragte er in der Küche die alte Magd, wie es Kathi gehe?.. Sie ſchwieg. Da ſtürzte er in das dritte Zimmer, wo ſeine liebe Nichte — wir waren eben Alle bei meiner greiſen Mutter oben — ſchon einſam aufgebahrt lag. Er warf ſich über ſie hin mit vorgeſchlagenen Händen, ſo heftig weinend und ſchluchzend, wie die Alte in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen ſehen, ja gar nicht gedacht hätte, daß einer weinen könnte

Niembſch zog hierauf für ein paar Wochen nach Penzing, ganz in die Nähe ſeiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hauſe in der Schmidgaſſe. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe nach Stuttgart, am 20. Juni, brachte er bei ſeiner troſtloſen Schweſter in Kirling zu, wohin ſie ſich, um den allzulebhaften Erinnerungen in Wien zu entgehen, ſogleich nach der Tochter Tod geflüchtet. Aber nimmt man nicht überallhin Herz und Hirn mit? Ihr Gram — ſie war durch lange Zeit wie verloren — blieb nicht in Wien zurück.

Eines wunderſchönen Juniabends ſaß ſie mit Niembſch im Garten in der oberen Laube zwiſchen blühenden Roſen. Sie ſah im Geiſte ihre Todte ausgeſchloſſen von Sonnenlicht und Roſenduft, und zerfloß darüber in Thränen. Da tröſtete Niemſch ſehr beredt, wie viel ſchöner dieſelbe es doch jetzt wohl noch haben würde, was er höchſt dichteriſch ausmalte.

Bei ſeinem zärtlichen Abſchiede von Kirling gab ihm Thereſe, welche wußte, daß er eben damals nicht ganz gut verſorgt war, einige Hemden

von mir mit, nebſt einem von ihr geſtrickten Beutelchen, worein ſie ohne ſein Wiſſen etliche Dukaten geſteckt. Als er die ſpäter gewahr ward, ſprach er ſich äußerſt gerührt gegen ſeinen Freund Klemm in Wien aus: wie ſehr ihn doch ſeine Schweſter liebte!

Niembſch an Thereſe und Schurz.

Stuttgart, 8. Juli 1837.

Liebe Schweſter, lieber Bruder!

Im Drange der Zubereitungen zu meiner Abreiſe war es mir unmöglich, Euch noch einmal zu ſehen. Meine Reiſe war eine ſehr unangenehme, durch Zahnſchmerz, geſchwollenes Geſicht, Mundſperre, ſchlechtes Wetter und ſchlechte Geſellſchaft verdorbene. Deſto angenehmer und freundlicher war mein Empfang und iſt mein Aufenthalt in Stuttgart.

Meine Geſchäfte haben noch nicht angefangen; die Zeit meiner Heimreiſe kann ich noch nicht beſtimmen. Wahrſcheinlich bleibt es beim erſten Vorſatz. Ich möchte noch einen Theil der guten Jahreszeit im Gebirg zubringen.

Sey ſo heiter, als es Deinem wunden Herzen möglich iſt, geliebte Schweſter! Ich denke ſehr oft an Dich mit meiner gewohnten innigen Liebe! Lebt wohl! Tauſend Grüße Deinen Kindern!

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 9. Juli 1837.

Theure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war ſehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war ſtille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen, Leſen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Eſſen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geſchweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Beſuch zwiſchen herum, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographiſche ſeyn konnte, benutzte ich theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicher Weiſe einige der Felſen

ſprengte, welche hiſtoriſch hereinragen in den Strom meiner Poeſie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geſchildert habe; theils füllte ich ſie aus mit einigen Studien für den Huß. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Geſundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel ſchon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den erſten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildniſſe; Savonarola für ſich allein in einem Bande. Meine neueren Lyrica behalte ich noch zurück, bis ſie zu einem Bande werden angewachſen ſeyn. So ſchien es Cotta am beſten, und mir iſt es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu ſehen an der Schmidgaſſe. Das war die letzte Herzſtärkung vor den vielen Leiden und Beſchwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hieher begleiteten. Dieſe Reiſe war die niederträchtigſte meiner ganzen Wandergeſchichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, ſo würde ich ſagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Poſtknecht iſt mir ein Scheuſal und Entſetzen.

Max ſchrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hausweſen ſo eifrig betreiben und ſich ſelbſt ganz darüber vergeſſen, wie ich es auch ſonſt öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie ſich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht geſehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch ſehen, Uhland ſchwerlich. Schwab iſt halskrank. Mein Savonarola hat ihn, ſo zu ſagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenoſſen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.[1]

Fräulein v. Hünersdorff erwähnt, daß ſie am 18. Juli 1837 in Begleitung der Gräfin Marie auf einer kleinen Reiſe nach Kirchberg mit ihren beiden Brüdern, Graf Wilhelm und Alexander, wirklich Lenau nebſt

[1] Fritz Kleyle's Wittwe.

einem ruſſiſchen Dichter, deſſen Namens ſie ſich nicht erinnert, bei Juſtinus Kerner traf. Als ſie, Lenau die Hand zum Abſchiede reichend, in ſein dunkles, an jenem Tage ſo auffallend düſteres Auge blickte, ergriff ſie ein unbeſchreibliches Gefühl der Wehmuth.

Sie ſah Lenau nicht wieder, da ſie, durch ihre fortdauernd ſchwankende Geſundheit gezwungen ward, ihren Abſchied zu nehmen, und ſich in das ſtille Privatleben zurückzuziehen.

Niembſch an Max.

Stuttgart, 6. Auguſt 1837.

Mein Leben iſt Correktur und Studium einiger Huſſitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieſes tragiſche Epos rollt ſich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff iſt groß und reich; die Aufgabe: die pathologiſche Seite der Reformation poetiſch darzuſtellen, während ich es beim Savonarola gleichſam mit der phyſiologiſchen zu thun hatte, iſt höchſt anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geiſter in mir zu Worte kommen laſſen, welche dem Girolamo gegenüber ſo lange kuſchen mußten. Es ſoll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen ſie ſich nicht zu geniren, er iſt vielmehr ganz der rechte Mann für dieſes Volk.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart (Ende Auguſt oder Anfangs September 1837).

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu ſchreiben, da ich es ſchon unterlaſſen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu erſehen glaube, daß Sie ſehr wenig Luſt haben, mit mir zu correſpondiren.

1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich ſie nächſtes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band.

2) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief

ſchrieb, eines alten Manuſcriptes wegen. Ich werde ihn ſchwerlich ſehen, weil mir meine Geſchäfte eine Reiſe nach Tübingen nicht geſtatten.

Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Fäden abſpinnt, iſt nicht viel zu erzählen.

3) Ihrem lieben Ernſt gönn' ich ſeine Tölpeljahre von Herzen.

Daß Arthur anfängt, eigenwillig zu werden, iſt hübſch von ihm; Wille und Eigenwille ſind ſynonym. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen ſoll, bei dem muß er ſich bald zeigen. Alſo gratulire ich. Der lieben Zoe will ich ihr „Kuſſerl" zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde ſo glücklich ſeyn, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengeſicht zu machen bitte, damit ſich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen laſſe. Das wird Ihnen ein Leichtes ſeyn. Solches aber ſoll geſchehen an Ihrem Geburtstage,[1] den wir recht vergnügt zuſammen feiern wollen. Ihr Freund Niembſch.

Niembſch an Max.

6. September 1837.

Wer da glaubt, das Corrigiren ſey eine Luſt, den ſollen die Götter ſtrafen. Nein, es iſt eine heilloſe, geiſtloſe, erbärmliche Nuſelei, und es hat mich in eine totale Verſtimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schickſal wie ein beſoffener Setzer, und ich ſelbſt in meinem verdrießlichen, unraſirten, vernachläſſigten Zuſtande wie ein ſchmutziger Bürſtenabzug.

Niembſch an Emilie.

Wien, 30. October 1837.

Ich bin geſund. Seit meiner Ankunft in Wien[2] hab' ich mehre kleine Gedichte geſchrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen.

[1] 25. September.

[2] Am 19. September. Bis Anfangs Oktober verweilte er dann wieder zu Penzing in der Schmidgaſſe.

Ich habe noch immer den langen und tiefen Athem nicht holen können, wie er zu größeren Arbeiten nöthig ist. Es liegt mir auf der Brust. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüsterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Respiration.

In diesem Briefe ist ohne Zweifel auch enthalten, was Emilie auszugsweise (unterm 10. November 1837) an Mayer mittheilte, der nach S. 177 seiner Schrift einmal, von einer Urlaubsreise zurückkehrend, versäumt hatte, Niembsch zu Stuttgart im Vorübergange zu besuchen.

Lieber Karl!

Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unserem Niembsch, und da ich weiß, wie Du nach einer versöhnenden Antwort von ihm verlangst, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommst, sondern Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber schreibt. „Mayer hat mir geschrieben. Ich werde ihm antworten, sobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, so gründlich wie meine Versöhnung mit dem guten lieben Landstreicher.

Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, so wär's mir gleichgültig gewesen, er mochte an meiner Wohnung noch so lustig vorbeitornistern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenster einwerfen. Aber er hatte mich durch seine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Deficit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, sagen Sie ihm das vorläufig nebst einem herzlichen Gruß."

Niembsch hatte seiner Schwester an ihrem Namenstage, den 15. Oktober, in Erinnerung an jene Dukaten, die sie ihm im Frühjahre gespendet, ein reichliches Gegengeschenk gemacht mit einem Hundertguldenzettel, den sie alles Widerstrebens ungeachtet annehmen mußte.

Er blieb bis Ende des Monats bei ihr in Kirling, worauf er dann ein Zimmer in der Stadt, im rechten Eckhause der Johannisgasse, gegen die Kärnthnerstraße Z. 969 im zweiten Stocke bei seinem Freunde Max bezog.

Er war damals oft sehr traurig, auch ziemlich schlaflos. Das Licht

in ſeinem Zimmer brannte meiſt tief in die Nacht hinein. Er löſchte überhaupt nicht gern das Licht vor dem Einſchlafen aus, ſondern liebte, bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählig ſich beſchleichen zu laſſen.

Bei einem Luſtwandel durch das reizende Kirlingerthal in jenem Herbſte blieb er ſtehen und beklagte gegen ſeine Schweſter, daß doch der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichſam mit Schweiß düngen müſſe, und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm ſchenke, ſein nennen dürfe, auch dabei noch ſo ſchwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Ein Menſch — ſagte er auch damals — brächte es nur ſodann zur höchſten Vollkommenheit in ſeinen Arbeiten, wenn dieſe mit ſeinen Anlagen und Neigungen völlig übereinſtimmten.

Hierauf hätte man bei der Erziehung, Ausbildung und Beſtimmung der Kinder ganz vorzüglich zu ſehen.

Niembſch trank ſaure Milch für ſein Leben gern. Er bildete ſich ein, die aus dem Hauſe wäre denn doch nicht ſo gut (ſeine Schweſter hielt zu Kirling zwei Kühe) als die aus andern Häuſern gekaufte. Einmal mußte ihm Thereſe gleichwohl, doch ohne es ihm zu ſagen, Hausmilch geben, da anderwärts juſt gar keine mehr zu bekommen war. Und gerade dießmal ſchmeckte ſie ihm ganz ausgezeichnet; er hätte noch gar nie eine beſſere genoſſen; ſie ſollte ihm doch immer nur von dieſer geben! Die Kluge verrieth ſich mit keinem Worte, und bediente ihn fürderhin zu ſeiner beſondern Zufriedenheit ausſchließlich nur mit Hausmilch.

Das Haus, das Niembſch durch ſeine öftere Gegenwart weihte, liegt unter Zahl 58 im oberen Theile von Kirling, dort wo der kleine Bach aus dem vertieften Fahrwege im Dorfe ſich ſeitwärts biegt. Es iſt ein vor hundert Jahren von einem reichen Müller erbautes, ſchönes, feſtes, geräumiges Haus, aus deſſen erſtem Stockwerke man ebenſöhlig in den von Erde aufgebankten, vornezu abgemauerten Garten tritt.

Wir überließen es im Jahr 1840 dem kaiſerlichen Waldamte, und es iſt nun des dortigen Förſters Sitz.

Baader an Niembſch.

München, den 8. November 1837.

Hochwerther Freund!

Aus meinem Schriftchen iſt eine Schrift geworden, in welcher nicht nur eine, ſondern ein halb Dutzend der dickſten philoſophiſchen Wanzentapeten niedergeriſſen ſind, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie die durch jene verborgen gehaltenen Myſterien in ihrem eigenen Licht uns an- und einleuchten, und wie man nicht einmal braucht die Thranlampe vor den Tapeten ihnen auszulöſchen, weil in jenem Licht dieſes Lampenlicht von ſelber zur Farbe verwird.

In Betreff des Drucks bitte ich folgendes anzuordnen:

1) Die Anmerkungen werden wie im Manuſcript hinter den Text mit gleich großen Lettern als dieſer gedruckt;

2) Der Vorſpruch (II.) kömmt hinter den Titel auf ein eigen Blatt;

3) Auf dem Titelblatt wünſchte ich, lithographirt, folgende Vignette? Auf einer flachen Wieſe inmitten ein Quaderſelſen, auf ſelbem ein hohes Kreuz, rechts eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln und zum Kreuz emporgehaltenem offenen Schnabel, links eine andere Gans mit vorgehaltenem Kopf, beißen wollend. Im Vorgrnnd mehrere Gänſe weidend; unten die Worte: „Das Kreuz ſteht dem Gänſeverſtand zu hoch."

Dieſer Gedanke von Kreuz und Gänſen gehört Goethen, welcher in ein Album, jedoch zum Spott des Kreuzes, eine ähnliche Zeichnung machte.

4) Zur Supracorrectur erbitte ich mir mit Diligence zween Exemplaire zugeſchickt.

5) Obſchon das Manuſcript viermal ſtärker iſt, bedinge ich nur 60 fl. C. M. und 30 Exemplaire Honorar.

Ich freue mich zum Voraus auf die Conceptionen, in welchen E. H. W. die eine und andere Idee uns plaſtiſch darſtellen werden.

Hochachtung und Ergebenheit. Baader.

Niembſch war mit Franz Baader ſehr gut. Einmal beſuchte der Dichter den Theoſophen auch wieder wie gewöhnlich auf der Rückreiſe in München und ſchrieb dann von Wien aus nach Stuttgart: Es ſey doch

ein herrlicher Menſch; er habe ſich wieder recht an Baader gefreut. Dieſer habe ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben, das er wie einen ſchönen grünen Strauß auf ſeinen Hut geſteckt und woran er ſich ſein ganzes Leben lang erfriſchen wolle:

„Die Geſcheidten werden immer geſcheidter und die Dummen immer dummer!“ (Niendorf 280.)

Als Baader in ſpätem Alter geheirathet hatte, und bald darauf geſtorben war, ſagte Niembſch, der ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeiſtertſten Philoſophen nannte:

„Wenn man einmal Theoſoph iſt, ſo ſoll man ſich fern von der Materie halten, denn die rächt ſich immer.“ (Ebendaſ. 45.)

Später (22. Juli 1842) äußerte er: „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr ſprechen kann, geht mir ab. Er ſagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem dünnen Faden.““ (Ebendaſ. 127.)

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung an Niembſch in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1837.

Euer Hochwohlgeboren! haben wir auf Ihr Verehrliches vom 21. zu erwiedern die Ehre, daß wir uns, den Frühlingsalmanach fortzuſetzen, nicht entſchließen können, da wir uns überzeugt haben, daß dieſes Unternehmen keine Theilnahme, auch nicht die geringſte, gefunden hat, denn wir verlieren unſer ganzes Kapital, welches wir darauf verwendeten. Wenn wir dadurch abgeſchreckt, uns nicht mehr, ſelbſt zu den ſehr vortheilhaften Bedingungen, welche Sie uns machen, zu Fortſetzung dieſes Unternehmens entſchließen können, werden Sie es uns nicht übel deuten.

Inzwiſchen haben wir die Ehre, mit vollkommenſter Hochachtung zu ſeyn Euer Hochwohlgeboren gehorſamſte Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.

Niembſch an Emilie.

Wien, den 16. Januar 1838.

Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beſchäftigt mit dem Studium des Spaniſchen und Provencaliſchen.

Digitized by Google

Der Huß nämlich, und die Huſſiten haben ſich bei näherer Bekanntſchaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles ſeyn, was ich aus dieſem Stoffe herausſchlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umſonſt gemacht haben, und die Idee nicht verſchweigen will, die mir über den Huſſitenkrieg entſtanden iſt. Dieſe iſt neu, und wie ich glaube, der Schlüſſel zu dieſem Ereigniſſe. So wichtig es auch an ſich iſt, ſo ſtellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorſtechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeſchreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden.

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigſtens zwei Jahre werde zu ſchaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenſer. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Bei der Erlernung des Spaniſchen und Provencaliſchen auf der Wiener Hofbibliothek mag wohl Lenau von ſeinem Freunde Ferdinand Wolf, Cuſtos alldort, dem berühmten Aufſchürfer ſpaniſcher edler Schätze, gefällig unterſtützt und geleitet worden ſeyn. Letzterer eröffnete mir am 1. December 1850:

„Natürlich war bei meinem Verkehr mit Lenau er der reiche Spender, ich nur der dankbare Empfänger; doch darf ich mir ſchmeicheln, ihm die erſte Anregung zu den „Albigenſern" gegeben zu haben; denn er wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieſelbe Idee in einer Trilogie: „Ziska, Huß und Hutten" bearbeiten, und ich machte ihn aufmerkſam, daß ſie durch die Unterlage der Geſchichte der Albigenſer ſich vielleicht noch wirkſamer herausſtellen dürfte, was er mit ſeinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er ſich mit den Quellen dieſer Geſchichte bekannter machte, und ſie zu ſeinen hochpoetiſchen, meiſterhaften Bildern verarbeitete, die er uns (Münch, Karajan und mir) gleich nach Entſtehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenſtand unſeres Geſpräches an unſeren winterlichen Donnerſtagsverſammlungsabenden, wechſelweiſe bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beſchäftigten ihn auch Skuhrs mythologiſche Unterſuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Albigenſern finden.

— Wir legten ihm ſpäter auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den ſpaniſchen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm beſonders die Bearbeitung von Telez (Tirso de Molina) zuſagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoeſie, und er hatte große Freude an den franzöſiſchen, bretoniſchen und ſpaniſchen Volksgeſängen, die ich ihm mittheilte."

Hieher gehörig bemerkt auch Frankl S. 99:

„Nach dem Savonarola ging Lenau mit dem Gedanken einer epiſchen Trilogie um, deren Helden Huß, Ziska, Hutten ſeyn ſollten. Der Gedanke, die franzöſiſche Revolution als Stoff eines epiſchen Gedichtes zu wählen, beſchäftigte ihn faſt gleichzeitig.

Die Motive, die ihn von dieſen Stoffen abwendeten, ſind mir nicht erinnerlich. Er ſchrieb die Albigenſer. Als ein Freund die ſeltſame Eigenthümlichkeit des Gedichtes hervorhob, daß es keinen Helden habe, erwiederte Lenau:

„Der Held dieſes Gedichtes iſt der Zweifel." (Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184.)

Hier möge denn auch unter Einem Einiges von dem eingeſchaltet werden, was Frankl in Bezug auf Savonarola beibringt (S. 55).

„Es muß hier um ſo mehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien geſprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oeſterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten ſich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte ſich vom Pantheismus abgewendet, nun ſogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich paſſirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darſtellen wollte, er es faſt ſieghaft erſcheinen machte. Andere jedoch erſchracken gar ſehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behauſungen des Prieſterthums warf. Beide Parteien aber bäumten ſich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geiſt auf den Thron des Königthums ſchleuderte, und gegen die elementariſch gewaltige Rede für die Republik. Während ſo denjenigen, die an des Dichters Chriſtenthum ſich erbauten, die Freude getrübet wurde, ſöhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leſer ſich mit ihm wieder aus, der den romantiſch kühnen Dichter des „Fauſt" und des „Raubſchütz" wieder zu erkennen glaubte."

Im Vorfrühling 1838 trug ſich der Auftritt zu, den der unbeugſame Niembſch mit der damaligen todesängſtlichen Büchervehme hatte, und welchen wieder Frankl (S. 60) folgender Art erzählt:

„Als Peſth im Jahre 1838 durch Ueberſchwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelſten dichteriſchen Kräfte Oeſterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau daſſelbe mit einem herrlichen Prologe, und theilte mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte für ſeine unglücklichen Landsleute in demſelben mit: „Der gute Geſell," „Die drei Zigeuner" u. ſ. w.

Der Prolog ſollte von der Cenſur eine kleine Abänderung erleiden, die ſich der Dichter nicht gefallen laſſen wollte. Er ging zum Cenſurbeamten, und gerieth da, wie er oft und ſelbſt bei unbegreiflich kleinen Anläſſen konnte, in einen Berſerkerzorn. Guſtav Schwab nannte dieß die wilde Hußarenlaune in ihm. Der Beamte ſuchte zu beſchwichtigen, bat höflichſt um Mäßigung. In ſolcher Weiſe hatte vielleicht kein öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky geſprochen, und die beanſtändete Stelle, an ſich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im ſilbernen Kaffeehauſe, um zu hören, was die hochlöbliche Cenſur mit Lenau geſprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und ſetzte ſich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu, Niembſch, was iſts?" ſchrie er faſt: „Nichts iſts! Nichts wird geſtrichen! Man muß ſich von dem Geſindel nicht auf die Leier ſch .... laſſen!" In demſelben Momente, als ſchäme er ſich ſeines heftigen Ausdruckes, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten."

Die Haderſtelle war meines Wiſſens:

„Fort iſt die Stadt, die blühend ſich geregt, ...
„Als eine leere Tafel blieb das Land."

Die engbrüſtige Behörde mochte ſich der Beſorgniß überlaſſen haben, die proſaiſche Welt könnte die dichteriſche Uebertreibung wirklich wörtlich glauben, und vor Entſetzen erſtarren. Uebrigens wurde dieß Gedicht ſogar auch ganz unverſtümmelt bei einem zum Beſten der Peſther abgehaltenen

Wort- und Tonfeſt im Saale der Wiener Hochſchule vom Hofſchauſpieler Ludwig Löwe vorgetragen.

Niembſch an Matzerath.

Wien, den 17. April 1838.

Verehrter Herr!

Als mir das Morgenblatt zuerſt einige Ihrer Gedichte zugeführt hatte, war ich überraſcht und erfreut von der gediegenen Bildung und der poetiſchen Einſamkeit derſelben. Das iſt ein Dichter — dacht' ich mir — der ohne praktiſche Erhitzung und profane Schweißtropfen auf dem Angeſichte die Schattengänge einer heiligen Abgeſchiedenheit wandelt. Auf die erfreulichſte Weiſe wurden mir dieſe Gedanken beſtärkt und erweitert durch die Sammlung Ihrer Gedichte, für welche ich Ihnen meinen beſten Dank erſtatte. Ihre Muſe zeigt mir die Wärme eines lebendig pochenden Herzens und die künſtleriſche Kühle einer klar und tief ſinnenden Stirne in ſchöner Vereinigung.

Zu meinem Wohlgefallen an ſolcher poetiſchen Erſcheinung geſellte ſich meine Freude über jenen Zug von Wahlverwandtſchaft zwiſchen uns, den Ihr Brief mir ausſprach, nachdem ihn mein Herz bereits empfunden hatte.

Sie werden Anerkennung finden; freilich nicht jenen gellenden ſinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an ſinnliche Verirrungen der Kunſt herumgereicht wird, denn nur Gleichgeſinnte werden Sie erfaſſen; ſolcher Naturen Sache iſt es aber nicht, ins panegyriſche Hifthorn zu ſtoßen, und den Geſchmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. Die wahre Meinung wächst und gedeiht inmitten unſerer kritiſchen Turbulenz ſicher und unſtörbar, und jedes echte Streben ſteht unter ihrem Schutze und mag getroſt abwarten, daß die Meute vorüber brauſe. Dieſes Vertrauen finde ich auch in Ihren Gedichten ausgeſprochen. Expectemus, amice! dum defluat amnis, qui labitur, sed non labetur, in omne volubilis aevum. Gott läßt den wahren Geſchmack nicht untergehen, denn dieſer iſt das Senſorium der Geſchichte, und in höchſter Beziehung das Organ, womit wir ihn ſelbſt erfaſſen. Dieſer

Geſchmack wird weder unter den Hufſchlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaſchine gerathen.

Wenn ich wieder einmal nach Stuttgart reiſe, und es mir dann irgend möglich wird, ſo ſoll mir dieß die Erfüllung eines theuren Wunſches werden, Sie perſönlich kennen zu lernen.

Auf Ihr ſchönes an mich gerichtetes Gedicht werden Sie in einer neuen Sammlung meiner Gedichte, welche hoffentlich zur nächſten Herbſtmeſſe erſcheinen wird, eine Antwort finden.

Mit inniger Verehrung, Lenau.

Meine Adreſſe kann ich wegen Unbeſtimmtheit meines nächſten Aufenthaltes nicht angeben. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, ſo belieben Sie ſolchen an Herrn Hofrath Reinbeck in Stuttgart zu adreſſiren.

Jene Gedichtantwort Lenau's weiß ich nicht zu bezeichnen. Ob ſie wohl erfolgte?

Niembſch an Johannes Martenſen in Kopenhagen.

Wien, 24. April 1838.

Theurer Freund!

Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola ſey Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewiſſer Vorwurf; allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachſicht mit meiner bekannten Läſſigkeit im Briefſchreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zuſendung dispenſirt. Auch verging mir der letzte Winter unter ſo manchen tief eingreifenden Stimmungen des Gemüthes, welche mich nicht zu einem heitern Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gerne geſchrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht genug gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſtern Affektes iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere, ja faſt als eine res derelicta erſchienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das

Ungeziemende ſolcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und ſomit die Sanktion vor mir ſelbſt erhalten, wenn es auch den Geruchloſen und Ruchloſen nicht gefällt. Noch ſitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrſchen den Markt der Literatur. Bei dieſen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Conſumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unſere Männer des Heils, die ſtürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernſtes ins Fleiſch, als ihr verwesliches Aſyl, oder vielmehr ihr dick umfleiſchtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheiſtiſchen Wulſt hindurch.

Ihre Auffaſſung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, ſo bin ich aufgemuntert und belohnt.

Es iſt ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leſer ſeine ſpeculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er dieſen Leſer kennt und ſeinen Freund nennt. Auch mir ſind die Stunden unſeres Zuſammenſeyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu ſchnell entſchwundenen iſt ein Gegenſtand meiner lebhafteſten Wünſche; doch mehr als aller Reiz eines perſönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwiſchen uns, daß ich Sie als ein ſtets gegenwärtiges geiſtiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe.

Geſtern ſprach ich mit Wolf von Ihnen, der Sie ſchönſtens grüßen und bitten läßt, ihm, womöglich, eine Abſchrift der auf beiliegendem Zettel genannten Schrift zu beſorgen. Unter Anderem ſprachen wir auch von einer kritiſchen Zeitſchrift, welche ein Verein Gleichgeſinnter herausgeben ſollte, um der immer lauter werdenden Meſſiade des Fleiſches zu oppugniren; wie wünſchenswerth ein ſolches Inſtitut wäre, wenn ſich die innern und äußern Mittel dazu finden ließen. Wenn Sie nur in Deutſchland lebten!

Noch hab' ich Ihnen zu danken für das treffliche Geſchenk: Ihre

Abhandlung über die Autonomie des Bewußtſeyns. Wenn Sie wünſchen, über meinen Savonarola mit mir mündlich zu diskutiren, ſo muß ich noch viel mehr wünſchen, über Ihre Diſſertation Ihr lebendiges Wort zu hören, und mich in die weiten Gedankenperſpectiven hinausführen zu laſſen, die ſich hier und dort in Ihrer gediegenen Schrift eröffnen, als Seitengänge in manches unbetretene Gebiet, zu mancher friſchen und tiefen Quelle des Forſchens. Ich wage es nicht, dieſe meiner Ueberzeugung nach wichtige Schrift mit einigen hingeworfenen Bemerkungen zu beurtheilen, und behalte mir vor, darüber in Kopenhagen mit Ihnen zu ſprechen, was noch geſchehen muß. Gegenwärtig beſchäftigt mich ein größeres epiſches Gedicht: „Die Albigenſer.“

Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. ſind als das größte Trauerſpiel der Kirche einer poetiſchen Bearbeitung würdig. Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntſchaft mit dieſem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Huſſens Charakter erſchien mir aus deſſen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centraliſiren, und die Begebenheiten des Huſſitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöſes reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den ſpekulativen Schlüſſel des Huſſitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organiſirendes Princip für ein kleines epiſches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erſt mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung ſchwer. Ich habe überhaupt nie an einen bedeutenden Menſchen einen Brief geſchrieben, ohne Unwillen über die erbärmliche Dürftigkeit ſolchen Vehikels, und indem ich ſchrieb, beſtärkte ſich meine Unluſt am Schreiben. Die Freunde grüßen Sie. Leben Sie wohl und eingedenk Ihres treuen Freundes Niembſch.

Martenſen begleitete den vorſtehenden Brief Lenau's an ihn, dann deſſen früheren vom 14. Juni 1836 — die beiden einzigen, die er von mehreren ſo eben auffinden konnte — bei deren gefälliger Ueberſendung an mich mit nachfolgenden Zeilen:

Kopenhagen, 8. Oktober 1850.

.... Faſt gleichzeitig mit meiner Ankunft in Wien erſchien Lenau's

Fauſt, durch deſſen Leſung ich mich von einem hochbegabten, zartkräftigen, eben ſo poetiſch wie tief religiöſen Geiſte angezogen fühlte. Nicht weniger aber wurde ich angezogen von ſeiner edlen, eben ſo hochherzigen, wie liebevollen Perſönlichkeit, von der Wahrheit ſeines Weſens, von dem tiefen gemüthreichen Lebensernſte, der ſich in ſeinem Geſpräche in ſo ſchöner, oft in ächt humoriſtiſcher Weiſe offenbarte. Während meines dortigen Aufenthaltes ſchrieb ich einen Aufſatz über ſeinen Fauſt, der beim Dichter die freundlichſte Aufnahme fand, und den ich ſpäter in däniſcher Bearbeitung herausgegeben habe. Die Stunden unſeres Zuſammenlebens zähle ich zu meinen ſchönſten und beſten Erinnerungen. Unſere Geſpräche bewegten ſich gewöhnlich in religiös-philoſophiſcher Richtung über Pantheismus und Perſönlichkeit Gottes und des Menſchen — über Spinoza, Hegel und Baader, auf welchen Letzteren, den ich in München perſönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerſt aufmerkſam machte — über Mittelalter, Myſtik und Reformation — über die geiſtige Desorganiſation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geiſtigen Wiedergeburt unſeres Geſchlechts durch das Chriſtenthum u. ſ. w. Es iſt mir jetzt unmöglich, den Inhalt ſeiner Geſpräche auf getreue Weiſe zu reproduciren; der Eindruck aber iſt bei mir nicht unfruchtbar geblieben.

Es war ſeine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wiſſenſchaft, ſondern auch die Kunſt hinarbeiten müſſe auf eine Umgeſtaltung des geiſtigen Bewußtſeyns der Zeit. Deßwegen opponirte er ſehr beſtimmt gegen den äſthetiſchen Formalismus, den künſtleriſchen Indifferentismus, der ſich nicht um den religiös-ſittlichen Wahrheitsgehalt, ſondern nur um die ſogenannte ſchöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müſſe, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtſeyn der Menſchen ein wahres Ewigkeitsbewußtſeyn entgegenſetzen, müſſe wahre Geſichte verkünden, müſſe richtende und freimachende Worte hineinſprechen in ſeine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgedichts oder trockenen Moraliſirens brauche ich nicht zu ſagen; er hat genugſam bewieſen, daß er verſtand, die ſtrengſten äſthetiſchen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. Er hat es namentlich bewieſen in ſeinem Savonarola, durch deſſen Zueignung er mir einen eben ſo ehrenvollen wie unerwarteten Erweis ſeiner Freundſchaft ſchenkte.

Daß unſere Correſpondenz in Stockung gerieth und erloſch, hatte, ſo viel mir bewußt, nur ſeine Urſache in dem von ihm ſelbſt ſo oft beklagten traurigen „Surrogate“ der Briefſchreiberei, das zuletzt in geiſtigen Dingen nicht einmal als Surrogat tauglich iſt. Je größere Zeitferne von dem perſönlichen Zuſammenleben der Correſpondirenden, deſto mehr entwickeln ſich verſchiedene Gedankenreihen, Erlebniſſe und Stimmungen, deren vertraute Bekanntſchaft die nothwendige Bedingung iſt für eine Correſpondenz, die ſich auf rein geiſtige und innere Intereſſen bezieht, und ein perſönliches Wiederſehen und mündliche Mittheilung wird die nothwendige Bedingung für eine lebendige und fruchtbare Fortſetzung der brieflichen Unterhaltung. Ein ſolches Wiederſehen wurde uns nicht, obgleich Lenau den Vorſatz hatte, mich in Kopenhagen zu beſuchen. Mit großer Theilnahme bin ich aber ſeinen literariſchen Productionen gefolgt, muß aber geſtehen, daß ſeine Albigenſer auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings mußte ich auch hier dieſelbe herrliche Dichtergabe, denſelben Adel des Genius bewundern, den ich in ſeinem Fauſt und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensanſicht des Dichters war aber nicht mehr dieſelbe, ja war eine entgegengeſetzte geworden. Die Lebensideale, die dem Dichter des Fauſt und Savonarola vorſchwebten, ſchienen mir jetzt von ihm ſelbſt aufgegeben worden zu ſeyn, und er ſchien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu ſuchen auf einem ganz entgegengeſetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtſchaft hat, und mir ſeinem innerſten Geiſte fremd ſchien. Ich geſtehe frei, daß, wenn ich nachgedacht habe über ſeine letzten traurigen Lebensſchickſale, ich nicht umhin gekonnt habe, dieſe Umwälzung ſeiner Denkweiſe, dieſe Aenderung der höchſten Lebensanſicht als mitwirkende Urſache zu betrachten. Ich bitte aber dieſes nur als eine ſubjective Aeußerung zu nehmen, nur als pſychologiſche Frage an den Lebensbeſchreiber Lenau's, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, daß ſolche traurige Schickſale, wie die letzten unſeres Freundes, nicht nur hinweiſen auf die tiefſten Geheimniſſe unſeres geiſtigen und ſeeliſchen Lebens, ſondern auch auf die Geheimniſſe unſeres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß er fortwährend Befriedigung ſuchte in einer höhern Lebensanſicht, die er nicht fand, oder wenn er ſie fand, doch nicht feſtzuhalten vermochte

Wir hoffen zuverſichtlich, daß er jetzt die wahre Befreiung und das wahre Schauen gefunden hat in Gott! Friede ſey mit ſeinem Geiſte und mit ſeiner edlen Seele! Denjenigen, die ihn gekannt haben, wird ſein Bild theuer und unvergeßlich ſeyn, ſeine Geſänge aber werden noch lange, in weiteſter Ferne, Herzen erquicken, erheben und erfreuen! Hochachtungsvoll H. Martenſen, Profeſſor an der Univerſität in Kopenhagen.

Daß eine mächtige Umwälzung in der Denkweiſe Lenau's und eine Aenderung ſeiner höchſten Lebensanſicht zwiſchen jener Zeit, wo ihn Martenſen kennen lernte, bis zur Vollendung ſeiner Albigenſer ſtattgefunden habe, iſt offenbar. Dieß erſcheint um ſo auffallender, wenn man die beiden Helden ſeiner epiſchen Gedichte „Savonarola" und „die Albigenſer" ins Auge faßt; dort ein gottentflammter glaubensvoller Prieſter; und hier, wie Lenau ſelbſt ausſpricht, der Zweifel (ſ. Frankl S. 75; auch ſeinen eigenen Brief an Marggraff vom 1. November 1839).

Aber lange ſchon vor der im Jahre 1842 erfolgten Vollendung der Albigenſer begann dieſe Umwälzung; ſie war nicht eine plötzliche, durch irgend ein furchtbar erſchütterndes Ereigniß herbeigeführte, ſie war eine allmählige durch Grübelei, ein langſames Zurückſinken in die oft troſtloſen trüben Stunden früherer Jahre noch vor Anhub ſeiner Wanderungen im Jahre 1831. Schrieb er doch ſelbſt ſchon wieder am 24. April 1838 an Martenſen: „Die in meinem Savonarola ausgeſprochene Weltanſicht hat mich noch nicht gehoben, geſtählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geiſtig und ſittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düſteren Affects iſt mir die Sache Gottes ſelbſt als eine unſichere erſchienen. Meine allzulebhafte Senſibilität läßt aus ihrem kochenden Keſſel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe ſteigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein friſcher Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht."

Seine Senſibilität war ihm aber ſchon angeboren, ein Erbſtück von ſeiner lebhaften unglücklichen Mutter her. Die böſen Nebel um ſein Haupt würden ſich leichter gehoben haben, wenn der Hauch eines religiös-philoſophiſchen Freundes, wie Martenſen, deſſen Geſpräch ihm ein „wahres Vernunftbad" war (ſ. ſeinen Brief vom 29. April 1836), ſie ihm ſanft

weggeathmet hätte. Je größer ſeine geiſtige frohe Erregung bei Martenſen, je größer auch dann der Nachlaß in ſeiner traurigen Einſamkeit ohne dieſen.

An ſeinem thränenwerthen Endſchickſal trägt — wie ich glaube — nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch ſein ganzes Leben hindurch emſig bauen; ja ich erachte, ſchon vor ſeiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, ſein Unglück. Ich kann nichts Anderes und Beſſeres thun, als Alles zu ſagen, wie ich es eben weiß, und den offenſten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns ſein Unglück erklären. Die wichtigſten Behelfe werden aber vor Allem immer ſeine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle ſeine Briefe, ſo weit ſie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. Hierunter werden aber die entſcheidendſten wieder jene zahlreichen ſeyn, die er im Jahre des Unheils 1844, unmittelbar vor Ausbruch, ja ſogar noch nach Ausbruch ſeiner entſetzlichen Krankheit ſchrieb. Sagte ja doch ſelbſt einmal Niembſch (ſ. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine ſämmtlichen Schriften ſind mein ſämmtliches Leben."

Am 21. Mai 1838 verließ Niembſch wieder Wien, um nach Stuttgart zu gehen.

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erſter Brief von Stuttgart wird ziemlich um die verſprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder intereſſant, als ich ihn gerne machte, wenn mir beſſer zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hierſeyns begann ich mit einer Krankengeſchichte. Das iſt nun ſchon typiſch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich ſo ſelten ſchrieb, ſoll dießmal abgeändert werden. Sie ſollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieſer Beziehung. Briefe, wie ſie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunſtkenneriſche, abgeſchmackte, werden

dießmal verſprochenermaßen geſchrieben und müſſen von Ihnen eben hingenommen werden und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen dieſe unbedingt verſprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in ſeiner traurigen, mir jede Zukunft verdüſternden Vergangenheit; Sie kennen deſſen gegenwärtige Verhältniſſe genug, um zu ermeſſen, wie unausſprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir ſo tief verwandten Frau geworden iſt, die ſeit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geiſtes. Was mir auch der Himmel an innern Begünſtigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geſchicken bin ich doch ſchlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben ſich mildernd und verſöhnend meinem Leben angeſchloſſen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie ſie nur von den edelſten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Geſichte leſen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager ſtand.

Darum iſt mir's eine ſchwere Entbehrung, Ihren Umgang zu miſſen, und das dürftigſte Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen.

Ich habe Ihnen oft geſagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geſchrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu dieſen geiſtigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch phyſiſche in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegeſſen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine ſehr ſorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundſchaft iſt bei mir als Speiſ' und Trank in Fleiſch und Blut übergegangen. Ich bin proſaiſch genug, einzugeſtehen, daß dieſes meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küſſen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembſch an Max in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.[1]

Vielleicht iſt die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunſt unmittelbar und direkt ſich zum Himmel aufſchwang.

[1] Nach einer Aufführung des Paulus von Mendelsſohn, die er nicht zu Ende hören mochte. Niembſch fand zwar Paulus ſchön, aber zu wenig Feuer und Kraft. Kein Paulus! (Niendorf S. 19.)

Wir müſſen vielleicht erſt durch die Leidenſchaft hindurchgetrieben und von Affecten verwundet werden, eh' wir um einen Balſam beim Himmel anfragen. Dieſen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchſte in der neueren Kunſt zu verehren haben, wie ich meine.

Chamiſſo an Freiligrath.

Berlin, 28. Mai 1838.

Lieber Freiligrath!

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelaſſen haben, iſt doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten ſie mißdeutet und die Freundſchaft verkannt haben. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Geſinnung gegen mich ſich nicht verändert hat.

Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundſchaft in Anſpruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht und zwar ungeſäumt, beuteln Sie Ihr Pult aus, ſchreiben Sie, was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck beſtimmen, ab, Fragmente Ihres größeren Gedichtes („dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe" — „Sein Tomahawk iſt würdig Eurer Speere" ſind Verſe, die man auswendig behält, wenn man ſie einmal gehört hat) alles, was Sie können, alles was Sie haben, und ſchicken Sie es mir umgehend für den deutſchen Muſenalmanach.

Kein Brief braucht dabei zu liegen, allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen, noch nachträglich bald Einiges hinzufügen zu können. Ueber Productivität läßt ſich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, durch die Saumſeligkeit mehrerer Dichter, und das gänzliche Ausbleiben vieler ſonſt gern aufgenommener Gäſte, wird das Beſtehen des Muſenalmanachs gefährdet, und dennoch möchte es hart ſeyn, ihn ſofort ausſterben zu laſſen, nachdem die Verleger, die meine Freunde ſind, ihn angekündigt, und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben.

Der Druck ſollte anfangen; wir haben beiläufig erſt für 160 Seiten Manuſcript, gutes, eine ſchlechte Reſerve nicht gerechnet.

Schwab, Sie oder Anaſtaſius Grün ſollten anfangen; alle drei ſind

noch im Rückſtande. — Auf Grün und Schwab war feſt gerechnet. — Mein Beitrag beträgt zwei Bogen. — Das iſt der Stand unſerer Papiere.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieſer Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide, dem jugendlichen Cumpan, freundſchaftlichſt reiche. Adelbert v. Chamiſſo.

Ich habe mich an dieſen Muſenalmanach gewöhnt, mit dem ich, nach einem tiefen Witz unſerer lieben Sprache, meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau ſich zurückziehen, muß die Bude geſchloſſen werden.[1]

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 4. Juni 1838.

Theure Freundin!

Um zwei Tage ſpäter als an Max, ſchreibe ich Gegenwärtiges an Sie. Ich bitte dieſen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unſerer Briefzeitrechnung gar nicht zählen ſoll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unſeres Trauerſpieles ohnedieß an Max ſchreiben, dann will ich auch ausführlich an Sie ſchreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes iſt eine ſchwierige Sache, wobei es tauſenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehrere Berathungen gehalten darüber, deren Reſultat ich, wie geſagt, morgen oder übermorgen ſchreiben will. Die Aufführung ſteht unwiderruflich feſt, doch ſind einige unweſentliche Abänderungen durch die Rückſichten der Darſtellbarkeit geboten. Das Stück könnte unſer eigenes ſeyn, und wir könnten uns deſſelben nicht eifriger annehmen. Dieß ſagte heute Morgen Alexander zu uns, und ich bin ſo ſelbſtherausputzend, daß ich es wieder ſage.

Wie geht es denn, mein liebes gutes Sopherl, mit Ihrer theuern Geſundheit? den Reiſeplanen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir ſchreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile ſchon geſchrieben haben? Ich freue mich ſehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es,

[1] Sie ward's, wie bekannt.

daß ich Euch ſo lieb habe, und mein Leben ſo an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewiſſe wohlthätige Poſitivität und wenigſtens den Anſtrich einer gewiſſen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar ſo bitter empfand. Betrachten Sie dieſe Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin!

Mein ſtilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetiſche Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetiſchen Arbeiten tiefer zu graben ſuche. Es muß noch viel, ſehr viel geſchehen. Alles Bisherige ſind nur Vorfragmente, wenn ich mit meiner Kraft da hinausdringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, ſo hab' ich das Große wenigſtens gedacht, wenigſtens geträumt. Ich muß ſchließen, denn der Schluß der Poſt iſt nah, das Poſthaus aber fern von meiner Wohnung. Tauſend freundliche dankbare Grüße an Ihre lieben Eltern und Geſchwiſter.

Auf Wiederſchreiben! Lebt wohl!

Derſelbe an Dieſelbe.

Stuttgart, 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überſchätze, iſt nicht wahr; wohl aber iſt es klar, daß Sie mich überſchätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmloſe Täuſchungen ſind mir willkommen, wenn ſie mich Ihnen werther machen. Schönen Dank alſo dafür und für die ſorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zuſammenſchlagen, denn ich brauche denſelben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift ſie ſchon ein wenig herauf, das läßt ſie ſich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu ſehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerſtreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Claviervirtuoſin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorſpielen. Dann beſuchte ich Fräulein Zumſteeg, welche einige meiner Schilflieder in Muſik geſetzt hat, und ließ mir dieſe vorſingen. Die Compoſition iſt ausgezeichnet. Geſtern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir, und erfreute mich mit geiſtvollem Geſpräche.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein ſitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balſamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieſes durch den ägyptiſchen Glauben, daß die Seele ſo lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derſelben erhalten bleibe; allein mich dünkt, dieſe Erklärung iſt nur eine exoteriſche, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche eſſentielle Erklärung ſolcher Inſtitutionen war als ein Geheimniß nur den Eingeweihten zugänglich und iſt gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel iſt, und es ſollte mich freuen, wenn ich ihn zuerſt gefaßt hätte in einer poetiſchen Divination. Wie, wenn die Aegypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entſtehung von Leicheninſecten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, ſie möchte in ſolches Geſchmeiß hineinfahren? Wollten ſie nicht durch das Einbalſamiren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Thiergeſtalten abſchneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugſiren? Doch welche äußerſte Verirrung meines Geſchmacks, eine ſchöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten — Sehen Sie, liebe Sophie, das iſt ſchon einer der kurioſen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das iſt ärger als ein kunſtkenneriſcher, blumenmalereibeſprechender. Holen Sie Athem von dieſem fürchterlichen Worte und machen Sie ſich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kurioſe Paſſage zu ertragen.

Geſtern klagte Emilie über ihre Kinderloſigkeit und über ihr ganzes Daſeyn als ein darum verlornes.

Ich tröſtete ſo gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterſchaft allerdings höchſt wünſchenswerth ſey, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in ſich ſelbſt, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darſtellt, ſo iſt ihr Daſeyn kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, ſondern als Weſen, die auch um ihrer ſelbſt willen leben. Dann wären ja unſere Nachkommen auch nur ſolche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. ſ. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Perſönliches, die Gattung, ein Abſtractum. Unſinn! .. Und doch muß ich mir eingeſtehen,

daß eine gewiſſe Kanalwirthſchaft nicht nur in der Körperwelt, ſondern ſogar in der geiſtigen ſich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde ſchon der einzelne Menſch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er ſeine Sendung erfüllt hatte, fallen gelaſſen, fallen gelaſſen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Miſſion noch immer in Einklang zu bringen wäre, ſondern auch in inneres Unglück: Zuſammenbruch der Geſinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus iſt. Traurige Colportage! Aber die Geſchichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute tröſten wollend, ſelbſt auf weit troſtloſere Dinge kommt, als jene ſind, woran ſeine Troſtbedürftigen laboriren.

Es iſt herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Geſundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen.

Laſſen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen das beſte Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Iſchler Himmel wünſche.

Es iſt für mich ſchon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Iſchl ſo zu Wunſche ſteht. Sie freuen ſich darum ſchon dahin, und jede Freude iſt geſund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünſchen wir Sie dahinreiſen ſehen und ſeine ganze Heilkraft zuſammennehmen! Ich hoffe das Beſte. Was meine Eßluſt betrifft, um welche Sie anfragen, ſo iſt es damit nicht ſo übel. Mir ſchmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel eſſe.

Wir haben hier ſehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie hab' ich ſo viele Nachtigallen beiſammen gehört wie dießmal im hieſigen Schloßgarten. Zu Hunderten ſingen ſie aus allen Büſchen; ich lauſche ihnen oft und laſſe mich vom ſtrömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall iſt ein profundes Geſchöpf, ein ſingendes Myſterium. Leider aber wird dieſe Frühlingsmyſtik nun bald vorüber ſeyn. Im Sommer iſt dann die Luft wieder miſtdick in Stuttgart; ich aber werde ſie dann mit der Iſchler Gebirgsluft vertauſchen.

Alſo der Arthur denkt an mich, das liebe Bürſchlein. Ich küſſe ihn

auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küſſe ich und den gewichtigen ſchnurgeraden Ernſt. Bringen Sie mich Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich ſehr. An Ihre Schweſtern, Schwägerin und Brüder meine ausgeſuchteſten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich ſchon früher näher kannte, auch Karl ſehr liebgewonnen bei meinem letzten Zuſammenſeyn mit ihm. Er iſt ein ſehr wahrer, klarer, willenskräftiger Menſch von bedeutenden Geiſtesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafürgehalten wird, als ich ſelbſt ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben ſein Herz nicht jedem Eſel hin, daß er ſeine Hände daran lege und ſich wärme, wie an einem Wirthshausofen. Und da hat er recht, zumal in ſeiner praktiſchen Poſition, wo Cordialitäten leicht mißbraucht werden von Beſtialitäten.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht: „Einem Greis." Grüßen Sie mir die Ch...ſchen aufs Schönſte, die mir ſo freundlich geſinnten. Nun leben Sie wohl, theure Sophie, ſehen Sie unverdroſſen und ehrlich in der Pflege Ihrer Geſundheit! Ihr Niembſch.

Ebenfalls. Nach Iſchl.

Stuttgart, den 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend" mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f, ſtatt ph, iſt heute mir ſelbſt ein Zeichen meiner argen Verdrießlichkeit.

Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat ſie ſchon geholt, und ſpannt ſie manchmal über ſeine Geige und ſpielt mir gräßliche Weiſen darauf.

Die Luft verdickt ſich hier ſchon wieder ſo ſommerlich ſchwül, ſo matt und platt, daß ich nächſtens aufbrechen werde. Noch hab' ich nicht darüber entſchieden, ob ich den gewohnten, von mir ſchon gar ſo oft abgeleierten Weg über München machen werde, oder einen neuen übern Bodenſee und Tyrol.

Mir ſchwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor

Ihrer Abreiſe herumgeflattert ſeyn mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt ſind Sie doch ſchon in Iſchl und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reiſe mit Ungeduld. Ich bitte mir ſogleich nach Empfang meines Briefes zu ſchreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe.

Die Geſchichte von Zoe, wie ſie an mein Bild anſtieß, und was ſie dabei ſagte, iſt allerliebſt.[1] Und der liebe Arthur! Ich hoffe, er wird in den wenigen Monaten ſeines Alpenlebens aus ſeiner Schönheit nicht hinausgedeihen, ſondern noch mehr in ſie hinein, ſo daß Ammerling ſeine Freude haben wird an dem friſchen und verſchönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieſes Kindes.[2]

Mein Geſchäft mit Cotta iſt noch nicht zu Stande, weil er ſchon wieder verreist war. Doch in dieſen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: „Thränenpflege," „An Natalie,"[3] die das Grab meines Jugendfreundes Beſuchende, einen zweiten Theil meines Geiers,[4] eine kleine Tyrolerromanze.[5] Von den polemiſchen Gedichten ſind vier im Morgenblatt erſchienen, nämlich: „Die Poeſie und ihre Störer;" dann Competenz,[6] wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen, und noch zwei kleinere. Mit meiner Geſundheit ſtehts gut. Sie werden in dieſem Briefe eine gewiſſe Haſt bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Poſt zu bringen. Dieſe halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Beſuchen, aktiven und paſſiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, theure Sophie. Leben Sie wohl. Ich verwende in dieſem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Iſchl zu ſegnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembſch.

[1] Sie hatte um Vergebung für ihre Unachtſamkeit gebeten.

[2] Sein Geſicht gleicht im Bilde von Ammerling ganz einer friſchfarbigen ſaftigen Pfirſche.

[3] Jetzt „An eine Wittwe."

[4] „Auf einen ausgebälgten Geier."

[5] „Viſion."

[6] In den ſpäteren Auflagen weggelaſſen.

Niembſch hatte in ſeinem Zimmer zu Wien bei ſeinem Freunde Max auf einem Hängekaſten einen ausgebälgten Geier ſtehen und neben dieſem einen Todtenſchädel. Jenen ſang er alſo an:

„Du todter Geier ſtehſt noch immer wild und edel,
„Und neben dich geſtellt hab' ich den bleichen Schädel.
„Ich laſſe dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
„Als hätteſt du geſpeist das Fleiſch von ſeinen Wangen."

Unferne dieſes ſchauerlichen Paares thronte auf einem Schubladkaſten einſam des düſter erhabenen „Beethovens Büſte" auch von Niembſch gefeiert.[1] Der dieſelbe ſpendende Freund war der Dichter Guſtav Ritter v. Frank. Solche Umgebung aber war ganz der Gemüthsſtimmung Lenau's angemeſſen. Ein Fremder hätte aus ihr ſchon errathen können: „Da mag Lenau wohnen!" Auch war das Zimmer, mit nur Einem Fenſter in einen kleinen Hofraum ſehend, etwas lichtarm, und verdüſterte dadurch noch mehr ſeinen Inhalt.

Nicht lange nach Abſendung des obigen Briefes machte Niembſch in Geſellſchaft der Reinbecks einen Ausflug zu Guſtav Schwab nach Gomaringen bei Tübingen, wohin ſich dieſer zur Gewinnung freierer Muße als Pfarrer hatte verſetzen laſſen. Niembſch hörte ihn daſelbſt Sonntags den 8. Juli predigen.

Nachdem Niembſch endlich mit ſeinen Geſchäften in Stuttgart bezüglich der dritten Auflage ſeiner „Gedichte" in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung und mit der Herausgabe ſeiner „neueren Gedichte" bei Hallberger völlig fertig geworden, eilte er am 13. Juli zu ſeiner verehrten Freundin nach Iſchl hinweg.

Nun laſſe ſich aber wieder einmal unſer alter Freund, Johann Gabriel Seidl, vernehmen! Derſelbe erzählt uns in den Sonntagsblättern von 1848 (S. 55): „Im Winter des Jahres 1838 erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für ſein Prachtwerk: „Das maleriſche und romantiſche Deutſchland" die Section: „Tyrol und Steiermark" zu übernehmen, mit dem Bemerken, daß Nikolaus Lenau

[1] „Es iſt außerordentlich viel Streben in dieſem Kopfe," ſagte Niembſch am 7. Juni 1840, „Naſe, Kinn, Haare, Alles aufwärts." (Niendorf Seite 25.)

einen Cyklus Romanzen zu Tyrol liefern werde. Auf meine zusagende Antwort erwiederte mir Wigand (unterm 10. April 1838): „Mit Herrn Niembsch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tyrol — in Stuttgart, wo ich ihn traf — gesprochen, und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen." Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor zehn Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigem Poeten wieder die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Inneres abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte ihn in Wien verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Karl Mayer, einem wackern Landschafter, welcher, vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tyrol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte, und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erscheinen. Ein Briefchen des letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen."

Stuttgart, den 6. Juli 1838.

Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den „Neuner," wo er mit Ihnen vor so viel Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten alten Klänge nicht verschlingen, im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder in einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht und möchte wohl wieder mit Ihnen seyn, bevor der eine oder andere von uns fort muß. Sie

haben in Ihrem Briefe, deſſen ſpäte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tyrolerromanzen behufs einer Inſertion in Ihren Proſatext zu überſenden.

Leider hab' ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die iſt ſo ausgefallen, daß Sie dieſelbe Ihrer Proſa nicht würden einreihen können.

Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, ſo werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leiſten.

Ueberbringer dieſes Schreibens, Herr Mayer, iſt ein tüchtiger Künſtler und ſehr achtenswerther Mann; zwei Eigenſchaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben recht, mein theurer Jugendfreund, daß unſere Lebenswege nnd ſomit auch unſere Anſichten auseinander gelaufen ſind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohre ſchießen, ſoll für unſere wechſelſeitige Neigung nichts verloren ſeyn; kommt doch jeder von uns an ſeiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus ſeinem Rohr. Alſo herzlichen Handſchlag und ſchönſten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergeſſen haben. Niembſch.

So ſehr dieſes Schreiben — fährt Seidl fort — durch die Wärme ſeines Inhalts mich erquickte, ſo leid that es mir, in der Hoffnung gemeinſchaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuſcht zu ſehen; die halbe Luſt an der Arbeit war mir dadurch genommen.

Niembſch verweilte nur etwas über einen Monat in Iſchl, der ihm, wie unangenehm auch äußerlich, denn es beginnt der Scherz: „An den Iſchler Himmel im Sommer 1838," mit dem Fluche:

Himmel! ſeit vierzehn Tagen unabläſſig
Biſt du ſo gehäſſig und regenäſſig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

doch auch andererſeits wieder innerlich viel Sonnenſchein geſpendet haben mag, wie des Liedes Ende verräth:

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluch mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Dennoch vermochte ihn auch sogar dieser glücklichere andere Himmel nicht ganz und gar vor „traurigen Anwehungen" zu schützen, wie nachstehende Zeilen bezeugen:

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 21. Juli 1838.

Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Gmunden, den 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorigemal traf ich Schleifers Frau krank, dießmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie, daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freunde, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahre alt, und, komme ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht todt.

Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sey es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnet werden, wie leicht und schnell wir dahin fahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn

es mich nöthigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen, und meine vielleicht knapp gezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblicke hinwegzurudern.

Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder Alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt.

Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür. Mit dem Dichten will es nicht gehen. Meine Hußaren sind auf und davon, und kommen vielleicht nie wieder.[1] Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam um die Lücke an demselben zu verdecken. Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief hab' ich hier auf die Post gegeben.

Meinem Freund Max kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich in Anspruch nimmt. Leben Sie wohl, theure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder herzlich, wie auch die lieben Angekommenen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien, den 20. August 1838.

Die Natur hat auch ihr Decorum, ein heiliges Decorum. Der Mensch wagt es nicht leicht, Angesichts des Erhabenen kleinliche Gedanken auszukramen, wenn er überhaupt nicht bereits außer der Natur steht.

[1] Die Hußarenlieder hat Niembsch zu Ischl an den regnerischen Morgen, im Bette liegend, gemacht.

Niembſch an Sophie.

Wien, den 23. Auguſt 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Iſchl verlaſſen habe, um mich in eine Welt des Streites und Aergers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen, und zu einer knetbaren Maſſe maceriren.

Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir ſelbſt, indem ich der Galle den Fluß nicht geſtatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Ferſen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat ſich bereits vor 300 Jahren an dieſen Namen geheftet; untrennbar und unverſöhnlich haftet er noch an demſelben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil ſeines Verhängniſſes auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte ſich ſeines Sängers ſchämen, wenn ſich dieſer dabei ungeberdig anſtellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte ſcharfe Feile, welche mein Geſchick daran legt.

Es iſt ſeltſam und ſieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchſten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik fand ich am erſten Tage meines Hierſeyns eine Recenſion meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin dieſem Buche nicht bloß eine poetiſche, ſondern — ſo zu ſagen — auch eine welthiſtoriſche Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verſtockten Abſolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geiſtigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachſen. Das iſt die höchſte Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird ſich das Organ ſolchen Gerichtes gefallen laſſen müſſen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere ſetzt damit nur das Geſchäft des erſteren fort, indem er ſich ſelbſt richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte, und mir möglich machte, gerade vor der Ankunft der Unſrigen abzureiſen, war mein heimlicher Vorſatz, noch einmal nach Iſchl zu kommen, und mit geſchäftfreier Seele noch einige Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieſes Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundſchaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die ſchöne Natur durchaus nicht verkümmern laſſen durch Gedanken an das, was mich erwartet, wenn ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Luſt zum Landſchaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer ſo ſchön Blumen malt, wird auch an Landſchaften nicht ſcheitern; wer die Augen ſo ſchön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie! Meine Hußaren ſind fort und kommen nicht wieder; trara!

Das Iſchlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Iſchl. Seit geſtern regnet es hier. Ich bin beſorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht ſeine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in ſeinem Bureau mit ſo herzlicher Liebe, daß es mir weh that, nicht gleich mit ihm fortreiſen zu können. Wie manches intereſſante Thema könnten wir zuſammen recht ungeſtört mit gründlicher Muße durchſprechen auf den Bergen! Vielleicht würden uns unſere friſchen Gedanken umflattern wie luſtig ſingende Alpenlerchen. Der Menſch verſäumt viel.

Uhland hat ſich hier bei dem Erzherzog,[1] wie man ſagt, etwas zu ſchüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns durch allzuviel huldigenden Andrang verſtimmt, und konnte ſich dann wegen der Zähigkeit ſeines Charakters nicht mehr freundlich und offen ſtimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zuſammentreffend, ihn ſogleich auf Geiſt und Witz probiren, und mit allerlei Schlagworten auf den Buſch klopfen, ob nicht ein Haſerl herausſpringt, ein geiſtreiches Phraſerl? Das iſt läſtig und

[1] Er ſpeiste beim Erzherzog Karl.

verſtimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe dieſe Stelle an den Hofrath und Max gerichtet, und an die wenigen Wiener, welche ſich ein Urtheil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schönſte Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofräthin, oder beſſer, meiner lieben guten Freundin insbeſondere meinen Kuß auf die Hand, welche ſie mir ſo freundlich aus dem Eiſenbahnſtellwagen herausreichte. Freut Euch! Denkt an mich! — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Niembſch war ſeiner uncenſirten Schriften wegen abermals vor die Polizei citirt, jedoch, wie das erſtemal, artig behandelt worden, und wurde auch fortan trotz angedrohter Geldſtrafe unbehelligt gelaſſen.

Niembſch an Emilie.

Wien, 11. September 1838.

Meine Albigenſer beſchäftigen mich aufs Lebhafteſte. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff ſpielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.

Mein Muth iſt groß, meine Kraft nicht ſchlecht, und mein Körper iſt geſund; und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf dieſe Arbeit mit holdem Auge herab ſieht.

Niembſch an Max in Iſchl.

Wien im September 1838.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenſer. Fünfzehn Geſänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu ſeinem Gedichte! Es wird umfangreich werden, wenn ichs durchbringe. Der Stoff iſt gewaltig, eine der größten, geiſtigſten und blutigſten Stellen der Geſchicht[illegible]llt ſich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, ſo denk' ich ein tüchtiges Werk zu ſchaffen. Seit einigen Tagen

bin ich aber ſehr abgeſchlagen und iſt mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen geſtohlen.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Wien, im September 1838, (vielleicht Freitag den 21.)

Ich antworte dießmal etwas ſpät und Sie werden meinen Brief durch L.... auch etwas ſpäter erhalten, als es durch die Poſt geſchehen könnte; doch ſollen die, die ſo gerne mich ſelbſt gebracht hätten, wenigſtens einen Brief von mir bringen. Geſtern war ich in Penzing und heut' und morgen geh' ich wieder nach Penzing, und wahrſcheinlich auch übermorgen als Sonntag. Alles iſt dort wohl und vergnügt.[1]

Auch ich bin ſo ziemlich beides, und werde ſuchen, mich dabei zu erhalten.

Daß Sie juſt an Ihrem Geburtstage verreiſen, iſt mir nicht recht. Da werden Sie Abends ankommen und im Nußdorfer Dampfſchiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße ſeyn, daß ich Ihnen ſagen könnte, wie heilig mir dieſer Tag ſey. Das Feſt des Wiederſehens und das Feſt Ihres Geburtstages wird mir da zuſammengeſchlagen werden in eine konfuſe unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens ſind mir ohnedieß ſpärlich zugezählt, und dieſes wird für mich ohnedieß immer proteſtantiſcher.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Eliſabeth an Lenau in Wien.

Berlin, den 21. Oktober 1838.

Wenn ich das Lob bedenke, und die Stimmen der Tauſende, die es Ihnen zurufen, möchte ich wohl die Augen niederſchlagen, daß ich es wage mit dieſen armen Worten vor Sie hinzutreten; aber nennen Sie

[1] Sophiens Eltern waren alſo ſchon wieder von Iſchl in ihr Landhaus, nach Penzing zurückgekehrt.

es immerhin unerlaubte Dreiſtigkeit, ja auch Anmaßung, das fühle ich ja ſelbſt; aber zürnen, ich weiß es wohl, Sie werden mir es nicht.

Ihnen kann es zwar gleich gelten, ob die ſchwache, unbedeutende Mädchenſtimme in Ihre Anerkennung mitklingt; aber glauben Sie mir, ich bin unbeſchreiblich ſelig, daß ſie es kann, und der Laut, mit dem ich in den Preis und Jubel einſtimme, heißt: Dank. Früher, als ich erſt kaum dem Kinde entwachſen war, da war ſo Vieles in meinem Innern, was ich nicht deuten konnte, ja noch viel, viel mehr, von dem ich nichts wußte, nichts ahnte (jetzt iſt mirs, als wäre ich damals in einem Garten voll Blumen geweſen, die alle noch in der Knospe geſchlummert hätten). Da las ich aber Ihre Lieder, und nach und nach, wie der Sonnenſtrahl allmählig die ſchöneren Keime hervorlockt, ging mir eine neue Erkenntniß auf, ein neuer Himmel, eine neue Poeſie.

Ich las wieder und wieder, und mit der ganzen Gluth und Innigkeit meiner Seele ſog ich jenen Himmelsthau ein. Die Lieder fühlte ich mir ſo verwandt, ja, mir war's manchmal, als erkennte ich durch die herrliche Form meine eigenen Gedanken wieder. Was immer noch ſchlummernd lag, Sie haben es geweckt; nun, ich weiß es wohl, kann ich tiefer fühlen, mehr verſtehen, inniger lieben, beſſer weinen. Ihre Lieder kann ich alle auswendig, und faſt ſage ich ſie mit gleicher Inbrunſt und Andacht her, wie mein Gebet. Das Buch hat auch ſeinen Platz neben meiner Bibel und dem Geſangbuche. Zufällig ſah ich Ihr Bild, und ſtundenlang ſtand ich davor und konnte mich nicht ſatt ſehen. Wußte ich doch nun Ihr Antlitz mit dem ſchönen Dichterauge, und nun ſteht es mir auch feſt und unverwandt im Sinn. Meine Malereien kleideten ſich unbewußt und unvermerkt in Ihre Züge, daß mir oft meine Geſpielinnen zuriefen: „Du zeichneſt ja ſchon wieder Lenau!“ Jetzt habe ich das Bild, was ich zuerſt von Ihnen ſah, eigen; es hängt über meinem Schreibtiſche, und wie damals, ſeh' ich es noch oft ſtarr und unverwandt an. Wohl hätte ich nun können glücklich ſeyn in dieſem überreichen Doppelbeſitzthum, aber das nie genügſame Herz forderte noch mehr, und auch dieß haben Sie gewährt.

O Lenau! (laſſen Sie mir dieſen Namen für Sie, in ihm ſind Sie ja ganz mein!) als ich Ihre Schriftzüge erblickte und das Blatt in der

Hand hielt, was Sie mit der Ihrigen berührt hatten, da gingen mir im Vollgenuß meiner Seligkeit die Augen über, und — faſt ſchäme ich mich, es zu geſtehen — ich habe es zu tauſendmal an mein Herz und an meine Lippen gedrückt. — Und ſo nehmen Sie ihn denn hin, meinen heißen innigen Dank. Worte ſind zu arm, ihn auszuſprechen. Vergeben Sie nur mein Ungeſtüm und das Ueberſchreiten der Grenze mädchenhafter Schüchternheit; aber nun, mit ſolcher Reliquie in den Händen, konnte ich nicht mehr ſchweigen; das volle Herz mußte überfließen. Drum noch einmal: ich danke Ihnen, danke Ihnen mit der ganzen Fülle und Kraft und Innigkeit meiner Seele! Eliſabeth.

Die Huldigung dieſes ſinnigen und tief innigen Mädchens — irre ich nicht, ſo war es eine junge preußiſche Gräfin — erſcheint mir nicht als eine einzelweſige, ſondern als eine allgemeine des ſchönen gefühlvollen Geſchlechtes für den herz- und ſchmerzvollen Dichter.

Tauſende ihrer Schweſtern — ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen — dachten und empfanden wie ſie, nur waren ſie minder kühn, es ihm zu ſagen. Ich trage mich mit dem Glauben, daß kein deutſcher Dichter, nicht Schiller, nicht Hölty und auch nicht der wohllautreiche warme Bürger, vielleicht nur allein der alte berühmte Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, welchen vor einem halben Jahrtauſend zu Mainz die dankbaren Frauen auf ihren zarten Schultern zu Grabe trugen, ſolche unbeſchränkte feſſelnde Gewalt über das weibliche Herz ausübte, wie Lenau.

Was der Liebe zu ihm den Weg bereitete und ſie auf den Gipfel brachte, das war das edle Mitleid. Ein ächtes reines Frauenherz vermag keinen Unglücklichen zu ſchauen, ohne ſich ihm zuzuneigen; wie denn erſt dann, wenn dieſer ſo ſchön, ſo wahr, ſo bezaubernd ſein Unglück ſingt.

Lenau ſah Eliſabeth nie. Eine gewiſſenhafte Scheu vor leichtſinnigem argen Spiel mit Menſchenheil ſcheint ihn davon abgehalten zu haben, und zu feſterem Bunde hatte es ihm, wie er wähnte, ſchon vor Jahren an der nöthigen Herzensfreudigkeit gefehlt. (S. 17. Februar 1832.)

Wo du nun aber auch weilſt, weiche zärtliche Seele, ſtarre nur immer hinauf zu ſeinem Bilde, und weine Dich aus um ihn! Du beſitzeſt ihn denn doch im Geiſte noch jetzt! . .

Schleifer an Schurz.

Gmunden, am 19. December 1838.

Lieber Schurz!

..... Unlängſt erhielt ich von einer jungen, ſehr achtungswerthen Frau in Linz einen Brief, in dem ſie mir vier Gedichte von Niembſch abgeſchrieben mittheilt, und mit der höchſten Begeiſterung über den letzten Band ſeiner Gedichte in ſchwärmeriſchem Lobe ſich ergießt. Warum darf man ſo was nicht drucken laſſen?! — Niembſch kennt ſie perſönlich, dieſe Frau.

Es war die gefühlvolle und gebildete Gemahlin des oberöſterreichiſchen Dichters Kaltenbrunner. Niembſch achtete ſie ſehr. Ihr frühzeitiger Tod veranlaßte ſein Gedicht: „Das Kind geboren, die Mutter todt.“ Schleifer konnte nicht ahnen, daß einſt der gerühmten Pauline Nachfolgerin ſeine eigene ältere Tochter Thereſe, als nunmehrige zweite Gattin Kaltenbrunners, werden würde.

005707708

Berichtigungen.

Seite	26	Zeile	17	von oben lies:	meinen Schwestern eben so statt: meiner Schwester ebenso
„	29	„	6	„ „	clanculum statt: clauculum
„	29	„	15	„ „	Nina, statt: Mina,
„	35	„	21	„ „	Rapport kriegen. statt: Rapport bringen.
„	37	„	5	von unten „	Schwesterln statt: Schwesterle
„	39	„	8	„ „	Jenko, statt: Zenko
„	47	„	10	von oben „	Bescherung. statt: Besserung.
„	47	„	13	„ „	Vattignies, statt: Battignies,
„	47	„	9	von unten „	Jänner statt: Mai
„	48	„	7	„ „	selbe statt: selber
„	48	„	4	„ „	durch Ihren Tod statt: durch Tod
„	51	„	16	von oben „	Verina statt: Verinna
„	52	„	1	„ „	was um mich statt: was nur auch
„	54	„	14	„ „	Reiche statt: Striche
„	54	„	17	„ „	Eiszapfen statt: Eistropfen
„	57	„	6	„ „	Schulfreizeit statt: Schulfreiheit
„	58	„	7	von unten „	seiner statt: seine
„	61	„	17	„ „	verändert statt: verlängert
„	61	„	8	„ „	erhaltende statt: erhebende
„	66	„	14	von oben „	„Ha, statt: „Ja,
„	68	„	2	„ „	Riederer, statt: Riedener,
„	69	„	3	von unten „	düstere statt: äußere
„	74	„	9	von oben „	verweilte. statt: zubrachte.
„	74	„	12	„ „	Begünstigten statt: erklärten Verehrer
„	76	„	7	von unten „	Rötz, statt: Rätz,
„	77	„	12	von oben „	nachstand. statt: nahe stand.
„	79	„	11	„ „	Ungar statt: Ungarn
„	80	„	15	„ „	Flechtenwaldungen statt: Lichtenwaldungen
„	80	„	13	von unten „	wo es eben statt: was eben
„	82	„	6	von oben „	führte uns auf die sogenannte alte Wieden, statt: führt' uns auf die sogenannten alten Wieden,
„	82	„	24	„ „	Gallizinberge statt: Gallzienberge
„	86	„	2	„ „	alten statt: allen
„	86	„	13	von unten „	Verse Fausts, wo er von statt: Werke Fausts, wo er bei
„	86	„	2	„ „	in dem statt: indem
„	89	„	1	von oben „	tosen, statt: losen,
„	89	„	16	von unten „	Prosa, statt: Person,
„	89	„	15	„ „	Poesei! statt: Poesie!
„	90	„	5	von oben „	Baumschlage statt: Baumplatze
„	90	„	9	„ „	Stirenstein, statt: Nirensteln,
„	90	„	8	von unten „	pressen, statt: greifen,
„	90	„	9	„ „	langen statt: langem
„	102	„	11	von oben „	Scheune, statt: Scheuer,
„	110	„	3	von unten „	Gelbsucht! statt: Gallsucht!
„	113	„	13	„ „	ich sehe, statt: ich hoffe,
„	116	„	10	von oben „	bullas aureas. statt: bullao anreao.
„	117	„	16	„ „	Maralm; Griesbeils statt: Waralm; Greisbells
„	120	„	1	von unten „	erwehren, statt: verwehren,
„	122	„	3	„ „	sein Glück statt: ein Glück
„	124	„	11	von oben „	vorm 22. August statt: vor August
„	124	„	7	von unten „	innigen Freundin, statt: einigen Freundin,
„	125	„	11	von oben „	gerafet statt: gestrafet
„	126	„	12	„ „	konnte, statt: konnte,

Seite	126	Zeile	8	von unten lies:	malt statt: macht
„	132	„	12	„ „	ist wo ein Fruchtsack statt: ist mein Fruchtsack
„	132	„	15	„ „	heute statt: heuer
„	134	„	7	„ „	melancholischeste statt: melancholische
„	143	„	7	von oben „	mein statt: ein
„	144	„	15	„ „	Momente, statt: Monate,
„	146	„	10	„ „	animae statt: animo
„	149	„	3	von unten „	Kerners statt: Körners
„	158	„	2	„ „	von Chamisso, statt: an Chamisso,
„	159	„	10	von oben „	als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion,
„	159	„	6	von unten „	den schönen, stillen, sinnenden statt: schönsten sinnenden
„	161	„	6	von oben „	ließ meine statt: bis meine
„	161	„	7	„ „	herumschweifen, statt: herumschweiften,
„	163	„	1	von unten „	vermindert? statt: verändert?
„	164	„	15	von oben „	groß, paradiesisch statt: großparadiesisch
„	166	„	8	„ „	daran statt: davon
„	168	„	13	„ „	treulich statt: traulich
„	169	„	6	von unten „	Matuschinski statt: Matussinski oder Matusbinski
„	176	„	16	„ „	Glückliche Reise! statt: Glücklicherweise!
„	188	„	1	„ „	revlich statt: endlich.
„	189	„	2	von oben „	1. August 1832. statt: Im August 1832.
„	192	„	10	„ „	um von Stuttgart statt: nun von Stuttgart
„	194	„	10	„ „	gestellt haben, statt: gestellt,
„	204	„	2	von unten „	wirklich statt: wörtlich
„	208	„	1	von oben „	hervorgegangene, statt: durchgegangene,
„	209	„	4	von unten „	Neunerlaner statt: Neuerrlaner
„	213	„	2	von oben „	Ferner statt: Farmer
„	214	„	3	„ „	seines Faust, statt: jenes Faust,
„	228	„	18	„ „	Weisen, statt: Wiesen,
„	229	„	9	„ „	schreib statt: schrieb
„	242	„	12	von unten „	Düsterniß. statt: Finsterniß.
„	243	„	7	von oben „	Recken statt: Russen
„	249	„	5	„ „	wie statt: ein
„	249	„	11	von unten „	Weinbergen statt: Weinsberg
„	255	„	12	„ „	Cesarevicz! statt: Cäsarevicz!
„	257	„	20	von oben „	in der Trilogie statt: in Trilogie
„	260	„	22	„ „	(Nun folgt das Gedicht: Niagara.) statt: Niagara.
„	260	„	5	von unten „	Der Naturpoeste statt: Die Naturpoeste
„	261	„	4	von oben „	nachdem statt: weichem
„	261	„	16	„ „	in einen statt: in jenen
„	266	„	20	„ „	kann ich doch mit statt: kann ich mit
„	267	„	7	„ „	daß ich selbst gar statt: daß ich gar
„	269	„	5	„ „	Grabe, statt: Graben,
„	272	„	21	„ „	Schwarzbachs statt: Harzbachs
„	275	„	14	von unten „	schrecklich statt: furchtbar
„	276	„	11, 16	von unten lies:	Mürzsteg statt: Münzsteg
„	277	„	1	von oben lies:	hinanzuschleppen statt: hinzuschleppen
„	277	„	10, 12	von oben lies:	Niembsch statt: Lenau
„	284	„	4	von unten lies:	Burgverließ, statt: Burg verließ,
„	285	„	2	von oben „	unliebenswürdigen statt: liebenswürdigen
„	296	„	12	„ „	mich euch statt: mich auch
„	307	„	10	„	gehört die Linie weg.
„	310	„	8	von unten lies:	fahren mir statt: fasern mir
„	311	„	17	von oben „	„Pinkerl" — Rinnhofer statt: „Päckerl" — Reinhofer
„	315	„	5	„ „	Anno 1653 statt: Nr. 1653
„	317	„	12	von unten „	Liebe Freundin! Max hat recht, statt: Max hat Recht,
„	320	„	6	„ „	Es zieht mich statt: Es geht mich

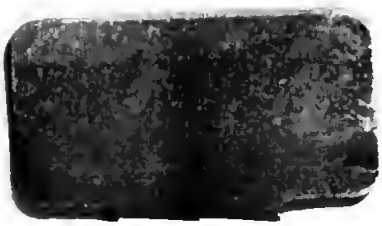
6 SET 1870

Meine.

Ich habe mich sehr gefreut, Ihren Brief zu erhalten, und
bedaure, daß Sie sich nicht wohl befinden. Ich hoffe, daß
Sie bald wieder gesund sein werden, und daß Sie dann
Ihre Reise nach Italien antreten können. Ich habe
Ihnen schon vor einiger Zeit geschrieben, daß ich
Ihnen gern einen Paß verschaffen würde, wenn
Sie mir sagten, wohin Sie reisen wollten. Ich
habe Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in Florenz
geben würde, wenn Sie dort hinreisen wollten.
Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen
einen Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Rom geben würde, wenn Sie dort hinreisen
wollten. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich
Ihnen einen Empfehlungsbrief an meinen
Freund in Neapel geben würde, wenn Sie
dort hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Venedig geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Mailand geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Turin geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Genua geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Livorno geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Ancona geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Bologna geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Ferrara geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Modena geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Parma geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Piacenza geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Cremona geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Mantua geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Verona geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Padua geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Vicenza geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Treviso geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Udine geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Gorizia geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Trieste geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Fiume geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Zara geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Ragusa geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Cattaro geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Antivari geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Durazzo geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Valona geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Prevesa geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Arta geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Lepanto geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Patras geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Corinth geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Athen geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Thebes geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Livadia geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Salona geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Amphissa geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Lamia geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Zeitun geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Larissa geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Volo geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten. Ich habe
Ihnen auch gesagt, daß ich Ihnen einen
Empfehlungsbrief an meinen Freund in
Salonica geben würde, wenn Sie dort
hinreisen wollten. Ich habe Ihnen auch
gesagt, daß ich Ihnen einen Empfehlungsbrief
an meinen Freund in Constantinopel geben würde,
wenn Sie dort hinreisen wollten.

6 SEP 1

Digitized by Google



Digitized by Google